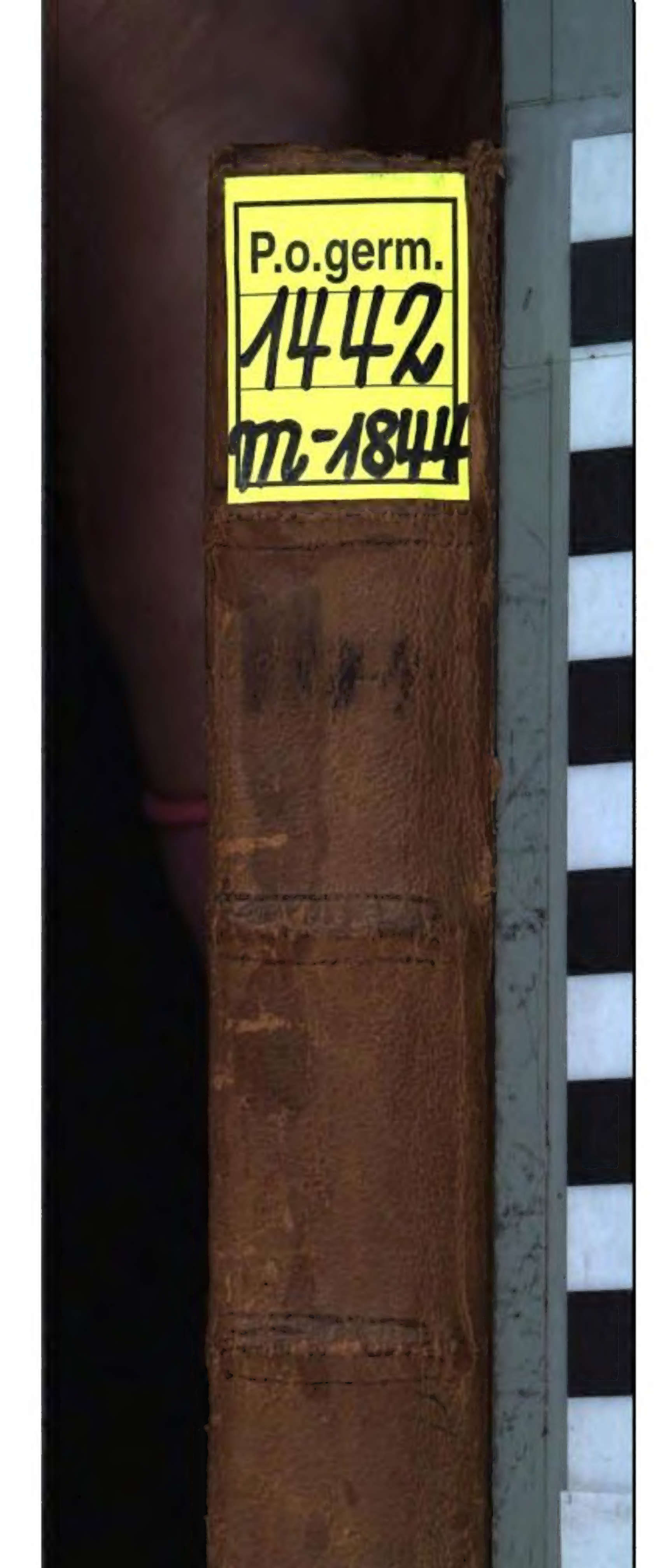
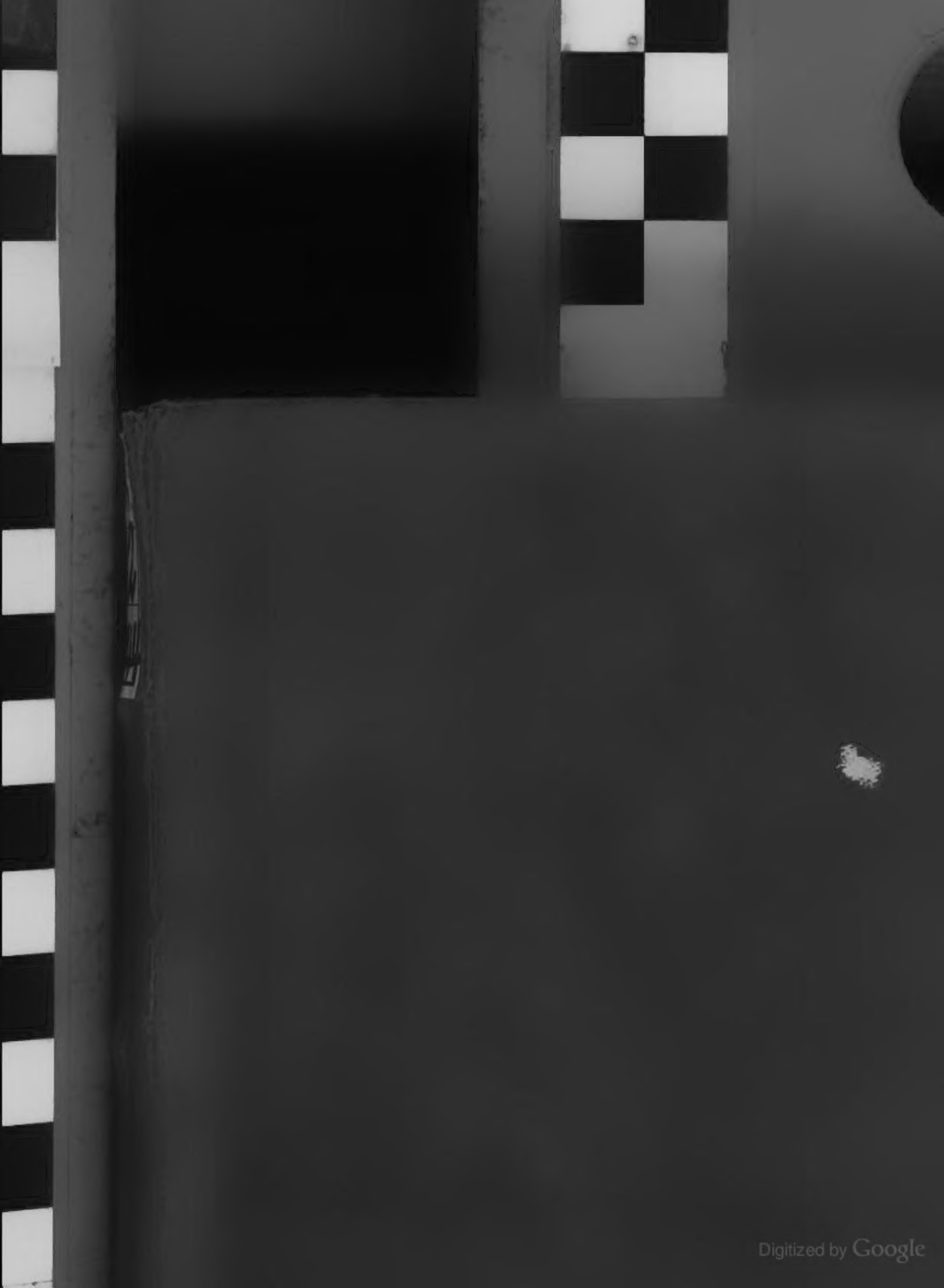
# RHEINISCHES TASCHENBUCH AUF DAS JAHR ...: 1844

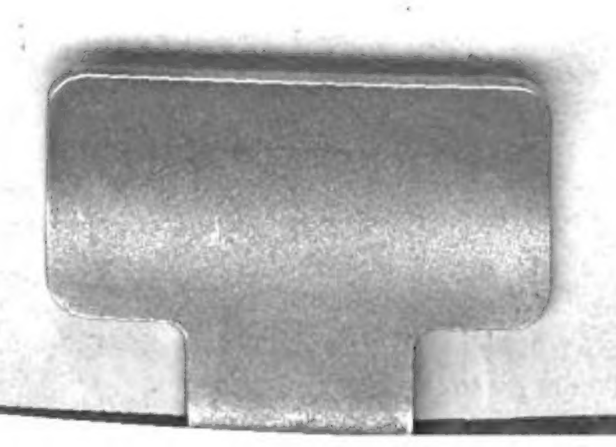


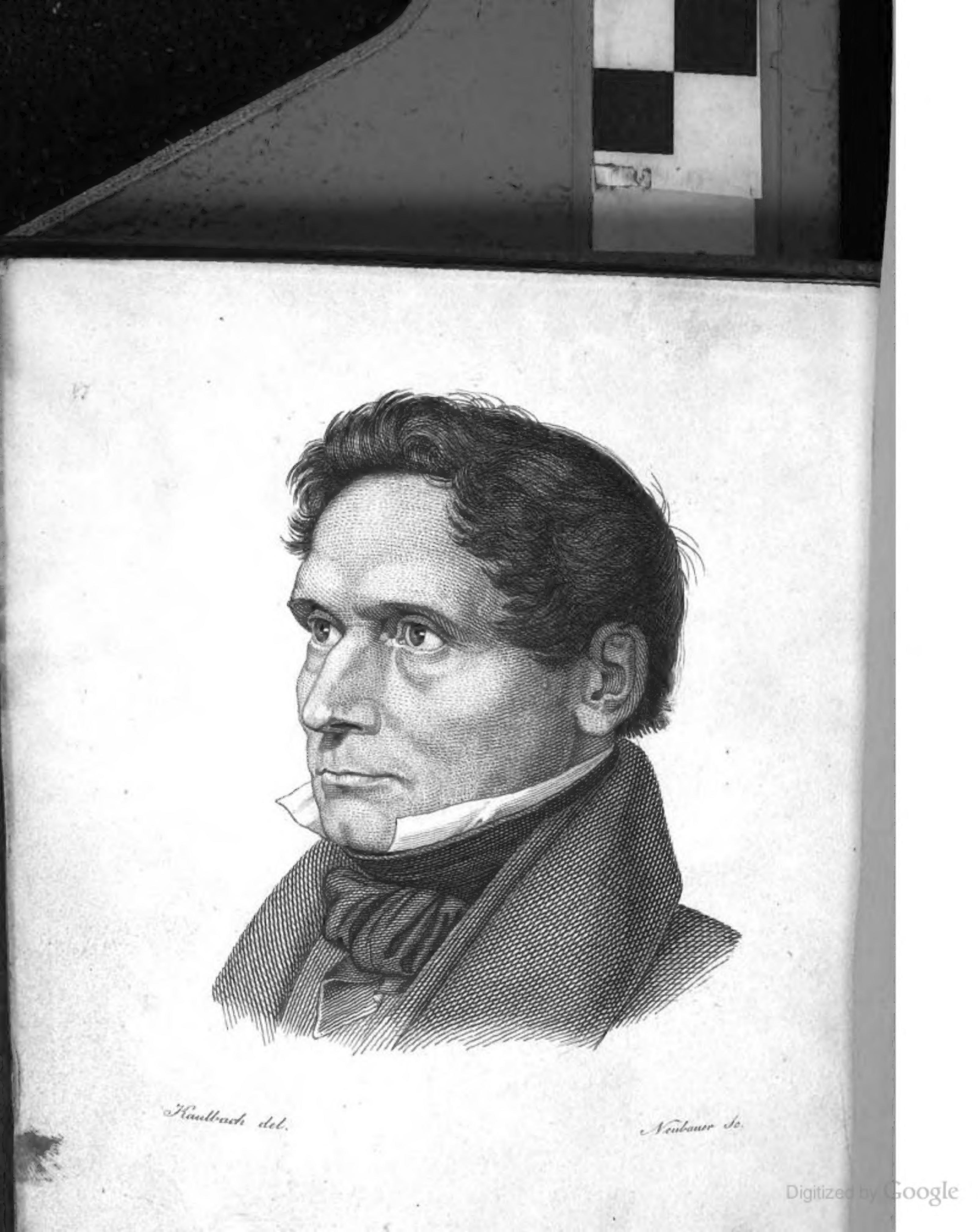



P.o.germ.
1442
m-1844








Kaulbach del.
Neubauer sc.





# Rheinisches

# Taschenbuch

auf das Jahr 1844.

---

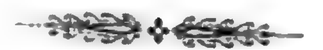
Herausgegeben

von

**Dr. Adrian.**

---

Mit 8 Stahlstichen.



**Frankfurt am Main.**

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.



# Miniatur-Salon.

Ausstellung 1844.

# Inhalt.

# Zu Peter von Cornelius' Porträt.

„Ich verachte jedes Machwerk und erkenne Nichts als Kunst an, was nicht lebt; aber die Grade des Lebens in der Kunst sind so unendlich, wie die Natur selbst; und wenn ich das geringste Leben mit Zärtlichkeit lieben kann, so werde ich darum nicht irre an der höchsten, vollendetsten Anforderung des menschlichen Kunstvermögens."

Wir sehen hier den ersten und größesten Reformator der Kunst, den feurigsten und kräftigsten Apostel des in dem Vereine deutscher Künstler zu Rom erwachenden neuen Zeitalters, der, selbst nur die erhabenen Richtungen seiner Kunst verfolgend, doch alle ihre Felder mit seinem reichem Geiste befruchtete und so in zwei Jahrzehenden ein herrliches Kunstleben hervorzurufen im Stande war. Veit ist in seinen Werken bewunderungswürdig tief und geistig; Schadow weiß mit eminentem Lehrtalente und scharfem Künstlerblicke die Kräfte durch Unterweisung zu wecken und sie in ihre Sphäre zu bringen. Cornelius schafft und lenkt mit gleichem Genie; er ruft Herrliches hervor, indem er die Kraft durch Wort und Beispiel entzündet; er leitet und belehrt, indem er selbst die Gebilde seines reichen Geistes mit allem Zauber seiner Kunst dem Auge darstellt. Weil er sich seiner Kraft und seines Zieles bewußt ist, tritt er fest und stolz auf; er duldet keinen Widerstand; er kann nicht anders, es treibt ihn der Gott in seinem Busen. Und er mag schon stolz sein, denn er hat sein Ziel erreicht und Hunderte wandeln auf dem Pfade, den er gewiesen, und ihre Werke sind seiner Saat entsprossen. Objek-

tivität, Universalität, das ist das Streben seines gewaltigen Geistes; sein Platz ist neben Goethe, dem er ja auch, wie Homer und dem Sänger der Nibelungen den schönsten Theil seiner reichen Schöpferkraft gewidmet hat. Die Kunst soll das Leben darstellen, sagt Cornelius; das Leben ist seine Gottheit, die er unmittelbar in warmen Pulsschlägen in sich fühlt und im unbegrenzten Garten der Geschichte und Dichtung anbetend begleitet. Das Leben in seinen höchsten Erscheinungen darzustellen ist sein erhabnes Ziel. Darum durchwandert er die Geschichte der Menschheit, wie sie sich in Faust personificirt hat; die herrliche Götterwelt der Griechen; Homers ideale Heldenreihen; der deutschen Heldensage verschlungene Pfade, und das Ringen der Menschen nach Vereinigung mit dem Ewigen in den wunderbaren religiösen Traditionen und alle diese unendliche Fülle von Begebenheiten hat sein gewaltiger Geist in episch-dramatischen Scenen vor's Auge zu zaubern und auf's Lebendigste zu versinnlichen gewußt. Was Wunder, wenn er vom Stoffe überwältigt oder im Gefühle seiner Kraft hier und da ins Uebermäßige, Gigantische geschritten ist. Wer will den Sturm der Leidenschaft messen, wenn er Alles mit sich fortreißend dahin braus't? Und ist es nicht Leidenschaft, die die Helden vor Troja durchtobt? Die selbst den hohen Olympus erschüttert? Weht nicht Leidenschaft, gewaltige, riesenmäßige in der erschütternden Tragödie der Nibelungen und in Faust's Ringen des Sinnlichen mit dem Göttlichen? Und Cornelius ist zu sehr Deutscher und will nur Deutscher sein, als daß er, dem griechischen Princip huldigend, das übrigens nur in der Plastik seine strengste Anwendung fand, göttliche Ruhe im Kampf hätte

erstreben wollen. Das Leben des Menschen ist ein beständiges Ringen, und nur im Kampfe ist das Leben. So dürfen wir nicht mäkeln an den unvergänglichen Schöpfungen dieses Meisters; der Genius wandelt seine eignen Bahnen; wohl stürmt er oft und reißt nieder; aber das Große, was er schafft, leuchtet voran einer neuen durch ihn entstandenen Zeit. Sein Kreis ist so groß, daß er oft nur andeutet und sich begnügt, wenn die Idee klar in's Leben tritt.

So mag bei Cornelius manches Einzelne wohl Anstoß geben; aber gewiß trägt es, wenn man es im Zusammenhange mit dem Ganzen betrachtet, bei, die Idee zu versinnlichen. Denn bei aller Kraft des unmittelbaren Schaffens ist er doch der denkendste, reflektirendste Künstler, der seinen Stoff erst vollständig in sich aufnimmt und ordnet, ehe er ihn darzustellen beginnt. Das Episch-Dramatische ist sein Feld, er will überall Handlung, denn das Energische waltet in seinem eignen Leben vor. Und große Handlungen verlangt sein großer Geist, die eine Entwickelung, einen Fortschritt in der Menschheit bezeichnen. Aber die Handlung allein darzustellen genügt ihm nicht; Motive und Folgen, der Geist, der sie hervorruft, sollen auch zur Anschauung gelangen, aus diesem Streben entspringt der symbolische Charakter, der seinen Compositionen aufgeprägt ist und am erhabensten erscheint in seinem jüngsten Gerichte. Die Handlung trägt ein geheimnißvolles Gepräge, und ist durchflochten mit psychologischen Anspielungen. Daß er, um so Großes zu erreichen, sich der Freskomalerei bediente, wie sie jener Künstlerverein zu Rom wieder in's Leben gerufen hatte, ist natürlich; keine andre Art der Malerei ist so geeignet, Umfassendes darzustellen und die Form zu ver-

geistigen. Daher sagt er selbst mit Recht: „die Freskomalerei halte ich für die höchste, weil sie alle Elemente in sich vereinigt, am freiesten, dichterischsten, umfassendsten ist. Die Oelmalerei aber läßt eine tiefere Ausbildung zu und größeres Leben der Farben."

München bewahrt in seinen vielen Wand- und Deckengemälden den schönsten, reichsten Theil des Lebens dieses Meisters; aber die Gestalten, die seinem Geiste entsprangen, besonders die Personen aus „Faust" und „den Nibelungen" sind zu Typen gestempelt worden, von denen sich nicht leicht ein Künstler mit Glück lossagen kann, die in unzähligen neueren Gebilden immer wieder auftauchen. Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen, die, wenn auch nicht neu, doch in der eignen Anschauung ihre Bestätigung haben, und wünschen, wenn diese Zeilen dem Meister selbst zu Gesichte kommen sollten, daß er in ihnen das bescheidne Streben eines Mannes erkenne, der die Kunst als die schönste Blüthe des menschlichen Geistes liebt und einen Künstler verehrt, der, für sein Vaterland glühend, so Großes zu seiner Verherrlichung geschaffen hat und als ein mächtiger Vorkämpfer neben seinen größten Geistern leuchtet. Ehe wir nun die wichtigsten Momente seines Lebens zusammenstellen und die reiche Galerie seiner Werke anführen, können wir uns nicht versagen, zum Schluß dieser Andeutungen einen sein deutsches Gemüth ehrenden Vers anzuführen, den er einem scheidenden Freunde in's Stammbuch schrieb.

„Kommt Ihr in's Vaterland zurück, so grüßet, Freund,
Die Guten alle, die noch mein gedenken.
Auf freien Höh'n, im dunkeln, heil'gen Wald,
Beim Rauschen deutscher Ströme denkt an mich;

Doch kommt Ihr an den schönen, stolzen Rhein,
So grüßt den Alten, rufet meinen Namen
Mit lauter Stimme in die dunkle Fluth,
Sprecht ihm von meiner Sehnsucht nach der Heimath;
Doch tretet Ihr zu Cöllen in den Dom:
O, so gedenket meiner vor dem Herrn,
Auf daß ich beim gelang' in's Land der Väter."

Peter von Cornelius, geb. am 3. Sept. 1787 in Düsseldorf, hatte durch seinen Vater, der Aufseher über die Bildergalerie war, die beste Gelegenheit, schon früh vertraut zu werden mit den reinsten Kunstformen, und im Nachbilden Raphaelischer Gestalten sein Streben nach dem Erhabenen zu nähren. Eine Gefahr, die ihn beim frühen Tode seines Vaters von seiner Künstlerlaufbahn abzuwenden drohte, entfernte der scharfe Blick seiner geliebten Mutter, und er gedenkt noch immer gerührt der Begeistrung, die ihm das Zutrauen der Mutter einflößte. Schon damals schuf er rastlos und, wenn auch die Kunst bei ihm nach Brod gehen mußte, würdigte er sie doch nie zur Dienerin herab, sondern verehrte sie als seine Göttin, deren Eingebungen er ohne Rücksicht auf äußeren Vortheil unbedingt folgte. Er lernte, auch im Kleinsten Eigenthümliches zu geben, und mochte sich nie zu sklavischer Nachahmung auch des Beßten bequemen. Der Aufschwung, den damals durch den seltnen Dichterverein in Weimar die Poesie und mit ihr die Literatur empfing, ergriff ihn mächtig und er trat mit in die Schranken und warb um den Preis, der von dort aus zur Erweckung der Kunst ausgeschrieben wurde. Goethe's Aufmunterung, die sich später in bewundernde Anerkennung verwandelte, brachte ihn diesem Dichter näher und es keimten in ihm die Ideen, die er später, 1810. bei seinem Aufenthalt in Frank-

furt, aufgemuntert von dem feingebildeten Fürsten Primas, Carl von Dalberg, und andern geistreichen Männern dieser Stadt, besonders dem Erzieher Hadermann und dem Kunsthändler Wenner, auf's herrlichste ausführte, seine berühmten Zeichnungen zu Faust, die damals wahre Begeisterung hervorriefen. Da unser Salon eine Zeichnung aus dem Cyklus gibt, werden wir bei ihr auf dieß originelle Werk zurückkommen. Sein Künstlerleben in Rom, wo er von 1811 — 1820 verweilte, haben wir schon im einleitenden Vorwort von 1842 besprochen. In der ersten Zeit, während seines innigen Zusammenlebens mit Overbeck, in der Abgeschiedenheit eines stillen, verlassenen Klosters schuf er die gewaltigen Zeichnungen zu den Nibelungen, die, wenn auch oft zu gewaltsam in den Formen, wie das Epos selbst, doch in ihrer meisterhaften Zusammenstellung und Erschöpfung des Gegenstandes den tiefen Eindruck hervorbringen, den das Gemüth beim Lesen des Epos selbst empfängt. Es beweisen diese Blätter, wie die Zeit ihn ergriff, die die versunkenen Schätze des Mittelalters hob und dem erstaunten Volke in ihrer Pracht zeigte; aber er ergriff auch die Zeit und lenkte in seiner Sphäre sie mit schaffendem Geiste. Jetzt leben die alten Nibelungenhelden wieder bei Alt und Jung im Vaterlande und ihre Gestalten, in welchen Nachbildungen sie auch erscheinen, sind doch nur die, welche sein Griffel gezeichnet hat.

Unvergleichlich sinnig und groß ist das symbolische Titelblatt, das, wie die Ouvertüre einer Oper, schon den Schatz des ganzen Werkes ahnen läßt.

Das war gerade die Zeit, in der das Joch französischer Tyrannei brach und es drängte ihn, in diesem Werke seine

glühende Vaterlandsliebe thätig zu beweisen. Wie glücklich er zu Rom lebte im Verein so gleichdenkender, reichbegabter Männer, spricht er selbst in Briefen dankbar freudig aus, und auch andre Stimmen haben wir aus jener Zeit, die neben der Anerkennung seines wunderbaren Talentes, besonders auch seine von Bigotterie und Unduldsamkeit freie Religiosität bezeugen.

Jedem seinen Glauben lassend und ihn ehrend, wenn er ihm treu blieb, erweiterte er im Umgange mit geistreichen Männern seinen Gesichtskreis und erfaßte Alles, Neues und Altes, was er als Zeugniß des großen Geistes in der Menschheit erkannte. Von den Fresken, die er im Vereine mit seinen 3 großen Freunden in Bartholdi's Villa ausführte, haben wir oben gesprochen. Er malte die Traumdeutung und Erkennung Joseph's, Bilder, deren Composition im Stich zu bekannt ist, als daß wir sie hier ausführlicher beschreiben dürften. Die Zeichnungen zu Dante's *Divina comedia*, deren Ausführung in der Villa Massimi Veit übernahm, sind mit Lieblichkeit und graziöser Einfalt entworfen. Im Jahre 1830 sind sie in Leipzig in Steinzeichnungen erschienen mit erklärendem Texte von Prof. Döllinger in München; auch hat der als Lehrer am Städelschen Kunstinstitut angestellte Kupferstecher C. E. Schäffer mehrere derselben, z. B. Dante vor den Evangelisten, und Dante vor dem ersten Menschen, ersten Gesetzgeber, ersten Märtyrer und ersten Apostel, gestochen.

Nach Deutschland zurückgekehrt im Jahre 1820, wirkte er 5 Jahre in Düsseldorf als Direktor und setzte die Natur wieder in ihre Rechte ein. Schon damals zog er im Sommer nach München und begann mit seinen Schülern die Säle der Glyptothek mit Fresken zu schmücken. Mit dem Jahre 1825, das als das

Geburtsjahr der neuen Kunststrebungen in München zu betrachten ist, siedelte er sich ganz nach München über und war von da an der Mittelpunkt, die Seele der gemeinsamen, großen Unternehmungen, die von dem kunstsinnigen König hervorgerufen, zum großen Theil jetzt vollendet, Staunen und Bewunderung erregen. Großartige Darstellung dessen, was den Geist erheben kann und die sittliche Wirkung, die es auf den Beschauer äußert, ist das Streben seiner Schule. Nur wer seinen Geist an den großen Mustern genährt hat, kann in dieser Schule wirken; aber was er schafft, muß dennoch selbstständig sein und den eignen Geistesstempel des Künstlers tragen.

Was Cornelius bis zu seiner Berufung nach Berlin, im Jahre 1841, schuf und ausführen ließ, ist so viel und groß, daß man es kaum zu übersehen vermag. Wochen genügen kaum, um die Säle aufmerksam durchzuwandern, die ihren Schmuck ihm verdanken. Wie sollten wir es unternehmen, diese Fülle hier auf so kleinem Raum zu erschöpfen. Auch gibt es der ausführlichen Beschreibungen manche treffliche; wir wollen daher nur die einzelnen Ganzen der Vollständigkeit wegen hier anführen. Die Fresken der Glyptothek, die 1830 vollendet waren, enthalten im Göttersaal: den Olymp, das Meer und die Unterwelt und schildern in vortrefflich gewählten Handlungen (der Aufnahme des Herkules in den Olymp, der Rettung Arions und der Ankunft des Orpheus im Tartarus) das Leben in diesen 3 Reichen und Eros verbindet sie in verschiedenen kleineren Gruppen zum harmonischen Ganzen. Im Heldensaal erscheint der trojanische Krieg mit seinen Helden in großen und kleineren Gemälden. Wer kennt nicht die erschütternde Darstellung

der greisen, trauernden Hekuba, wie sie regungslos da sitzt mitten unter Leichen und brennenden Palästen.

In den Bogen der Pinakothek stellte er die Geschichte der neueren Malerei dar in wunderbarer Erfindung. Diese Compositionen enthalten wohl die reizendste Mannichfaltigkeit, Leichtes, Anmuthiges und Erhabenes, wie er es zur Symbolisirung des Stoffes bedurfte. Die Ausführung ist das Werk des Professors Zimmermann, in würdigem Einklang mit den Skizzen des Meisters.

Ihn rief wieder Größeres: die Ausschmückung der Ludwigskirche, und er vollendete dieses Werk mit höchster Begeisterung. Er stellte das Christenthum als ein religiöses Epos in seinen bedeutsamsten Momenten dar: die Weltschöpfung, die Geburt Christi, die Kreuzigung, die Hauptgestalten der Kirchenväter, die Gemeinschaft der Heiligen und das jüngste Gericht (dessen Farbenskizze das Städel'sche Kunstinstitut besitzt).

Preis dem Meister, der solches alles geschaffen! Er ist ein Bildner der Menschheit geworden.

---

## Faust und Gretchen.

Von Peter v. Cornelius.

Der erste Theil des Faust erschien, nachdem der Dichter seit 1774 in oft langen Pausen die einzelnen Scenen ausgearbeitet hatte, 1807 zum ersten Male in der Form, die er in den gesammelten Werken behalten hat, und schnell verbreitete sich dieses

Universalwerk und brachte eine große Gährung in der Literatur hervor. Die jugendlichen Geister tranken mit unendlichem Behagen aus dieser frischen, klaren Quelle. Begeisterung ergriff den kaum zwanzigjährigen Cornelius, und er versenkte sich in diese Welt von großen Gedanken und klaren Gestaltungen. In diesem begeisterten Genießen entwarf er die Scenen aus Faust; der Geist der romantischen Poesie verklärt sie in eigenthümlicher Schönheit; sie sind tief durchdacht bis auf das geringste Nebenwerk, aus des Dichters Sinn empfangen, groß und ergreifend, aber nirgends das Maaß überschreitend. Der Gedanke bezwingt die Form.

Das Ganze umfaßte neun Blätter, deren Originalzeichnungen das Städel'sche Kunstinstitut angekauft hat. In acht Blättern erschien das Werk, gestochen von Ruscheweyh 1816 in Rom. Das erste Blatt, der Titel, faßt die Tragödie in ein Ganzes; oben erscheint der Prolog im Himmel: Gott auf Wolken thronend, rechts lobsingende Engel, links neben dem unwillig sich abwendenden Gabriel, Satan um Erlaubniß bittend, an Faust seine Höllenkünste üben zu dürfen; hinter ihm an der Seite hinab zieht das gespenstische Graus der Höllenküche, der Hexenkessel, von einem kolossalen Teufelshaupte getragen, aus dessen Rachen Verlockte grinsen; zu den Engeln empor winden sich auf der Erdkugel, die auf dem Haupte eines Riesen ruht, die Wissenschaften, zu unterst das Jus, höher die Philosophie und Medicin und über beiden die Theologie. Unten dicht vor dem Riesen studirt Faust, noch nah dem Guten, aber schon von ihm abgewendet; auf der andern Seite bringt, der Hölle entgegenlaufend, Gretchen der Nachbarin, der ein Affe vom Teufelshaupte herab in die Ohren bläst, das Schmuckkästchen.

ẞe Gährung in der Literatur her-
ken mit unendlichem Behagen aus
Begeisterung ergriff den kaum
nd er versenkte sich in diese Welt
Gestaltungen. In diesem begei-
Scenen aus Faust; der Geist
e in eigenthümlicher Schönheit;
geringste Nebenwerk, aus des
und ergreifend, aber nirgends
danke bezwingt die Form.
ter, deren Originalzeichnungen
aust hat. In acht Blättern
Ruschewey h 1816 in Rom.
ie Tragödie in ein Ganzes;
nel: Gott auf Wolken thro-
ks neben dem unwillig sich
Erlaubniß bittend, an Faust
inter ihm an der Seite hinab
Höllenküche, der Hexenkessel,
tragen, aus dessen Rachen
r winden sich auf der Erd-
n ruht, die Wissenschaften,
hie und Medicin und über
dem Riesen studirt Faust,
ihm abgewendet; auf der
genlaufend, Gretchen der
aupte herab in die Ohren





Das zweite Blatt gibt über der Dedikation an Goethe das Vorspiel auf dem Theater. In der Mitte hinter dem Vorhang studiren noch die Schauspieler ihre Rollen, während das Publikum auf der einen Seite ungeduldig wartet und auf der andern der Director dem noch sinnenden Dichter in den Ohren liegt.

Das dritte Blatt ist das unsrige:

Faust: Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?
Gretch.: Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Im Hintergrund an der Kirche lauert Mephistopheles.

Das vierte Blatt bringt die Scene im Garten.

Gretch.: Ich weiß zu gut, daß solch' erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.
Faust: Ein Blick von Dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt.

Mephistopheles unterhält sich mit Frau Marthe auf seine Weise.

Das fünfte Blatt zeigt Valentin's Tod, den Faust erstochen hat. Der Sterbende ruft die grause Prophezeiung seiner Schwester zu.

Gretch.: Mein Bruder, welche Höllenpein!

Im sechsten Blatt sinkt in der Kirche das von ihrem bösen Geist gepeinigte Gretchen nieder.

Gretch.: Nachbarin, euer Fläschchen.

An der Seite sieht man das Bild des Künstlers.

Das siebente Blatt entfaltet in der Blocksbergscene Alles, was sich die Phantasie von einer grausigen Brockennacht aussinnen mag.

Faust: Wie raſ't die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!

Meph.: Du mußt des Felsens alte Rippen packen,
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.

Das achte Blatt, die Scene, wie Faust und Mephistopheles am Rabenstein vorbeireiten, wenn auch vielleicht das großartigste, ist zu grausenhaft, als daß man dabei verweilen möchte. Gretchen wird als Kindesmörderin gerichtet.

Faust: Was weben sie dort um den Rabenstein?
Meph.: Vorbei! Vorbei!

So hat in sieben Blättern, wenn wir das Dedikationsblatt nicht rechnen wollen, das doch weniger zum Ganzen gehört, der Künstler den Stoff der gewaltigen Tragödie zusammengefaßt und ein Werk geliefert, das vollendet genannt werden darf, wenn er auch selbst in seiner Dedikation von einem nur geringen Erfolge seines Strebens spricht. Insbesondere ist bewunderungswürdig, wie er, ohne den festaufgeprägten Typus zu verwischen, in den Physiognomieen der drei Hauptgestalten einen dramatischen Gang verfolgt hat, wie ihn die Tragödie selbst verlangt.

Mephistopheles erscheint im Titelblatt schmiegsam, unterthänig vor dem gewaltigen Alten, aber innerlich seine teuflischen Pläne in sich zurückdrängend, dann nach dem Gang der Handlung lauernd, abgeschliffen, frech mordend, verhöhnend, selbst ergriffen von der Wuth der Elemente und zuletzt grimmig triumphirend. Des an Körper und Geist reich begabten Faust's Physiognomie, die Anfangs ernstes Sinnen und Sehnsucht nach Wahrheit ausdrückt, prägt sich aus in frische Sinnenlust, innige Liebe, Grausen beim Morde, herzliche, hoffende Reue, Erbeben vor den Elementen und starres Entsetzen. Das liebliche Gretchen, zuerst ganz unschuldige Neugier und Freude über den Schmuck; erröthet schüchtern bei der Anrede, öffnet arglos ihr

Herz dem lieben Manne; im Gefühl der Schuld schlägt sie bebend die Augen nieder und ringt die Hände, sinkt zusammen unter der Schmach; das Kreuz fest in die Hände gedrückt, auf den Erlöser schauend, geht sie ruhig zum Tode.

Das nicht in die Sammlung aufgenommene Blatt zeigt Gretchen, vor der Mutter Gottes knieend:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Ein zehntes Blatt: der Spaziergang (die zweite Scene der Tragödie), eine reiche, herrliche Composition, ist später in Dresden gestochen worden.

Einzelne Originalzeichnungen sollen sich auch noch in Händen von Freunden aus jener Frankfurter Periode befinden.

Es wäre verdienstlich und gewiß Vielen willkommen, die ganze Reihenfolge von Neuem in kleinerem Maaßstabe herauszugeben.

---

## Bradamante.

Von Julius Schnorr.

Ariost's rasender Roland, jenes wunderbar reiche, vielfach verschlungene Epos, das Jahrhunderte hindurch bei dem leidenschaftlichen, glühenden Volke Italiens ähnliche Begeisterung hervorrief, wie Homer's Dichtungen in der klaren Seele des Griechen, und noch jetzt im Munde dieses poesiereichen Volkes lebt und gepriesen wird, ist eine reiche Quelle der darstellenden Kunst geworden und die romantische Malerei hat ihre schönsten Stoffe in den reizenden Irrgängen dieses kaum zu übersehenden Helden-

gartens gesammelt. Julius Schnorr besonders verherrlichte durch umfassende Darstellungen aus diesem Epos den deutschen Namen in Italien. Der ehrenvolle Auftrag des Marchese Massimi gab die Veranlassung dazu. Dieser geistreiche, in der Geschichte der wieder erwachenden Kunst mit Auszeichnung als Beschützer genannte Kunstfreund ließ in seiner Villa einen Saal mit Scenen aus Orlando furioso in Freskogemälden schmücken und Schnorr vollendete in sechs Jahren das Werk. Es stellt in elf Bildern den Hauptgedanken: den Kampf der Heiden gegen Karl den Großen, das weltliche Oberhaupt und den Vorkämpfer des Christenthums und den glänzenden Sieg des Letzteren dar und bringt die HauptHelden, Roland und Rüdiger, in ihren wunderbaren Thaten und den verschlungenen Liebesabenteuern mit Angelika und Bradamante zur Anschauung.

In unsrer Zeichnung erscheint Bradamante, die Schwester Rinald's und Geliebte des gewaltigen Rüdiger. Ihre Geschichte ist die interessanteste Episode und zieht sich durch die sechs und vierzig Gesänge des Epos hin. Die kühne Heldin befreit mit männlichem Muthe, nicht scheuend die Gefahren, die sich rings thürmen, den Geliebten aus der Gewalt des Zauberers Atlas und aus den Netzen der Feen, und wird erst am Schlusse des Ganzen, nachdem sie alle Leiden der Liebe auf's schmerzlichste empfunden, vom großen Kaiser mit ihrem Helden verbunden.

Unsre Darstellung gehört zu keiner von den elf Hauptscenen, sondern bildet mit drei andern, ähnlichen Darstellungen einzelner Figuren des Epos ein Ganzes. Der Künstler benutzte die Zwischenräume an der gewölbten Decke, die sich nicht eigneten für ganze Scenen, um da die Figuren: Bradamante und



ders verherrlichte
oos den deutschen
g des Marchese
geistreiche, in der
Auszeichnung als
Villa einen Saal
emälden schmücken
Werk. Es stellt
der Heiden gegen
d den Vorkämpfer
des Letzteren dar
üdiger, in ihren
Liebesabenteuern

te, die Schwester
Ihre Geschichte
rch die sechs und
Heldin befreit mit
n, die sich rings
Zauberers Atlas
am Schlusse des
f's schmerzlichste
verbunden.





Atelier v Grunewald & Cooke

BRADAMANTE

Marfise, Rüdiger's Schwester (XXXVI, 45 ff.), Brandimart mit Flördelisen und Zerbin mit Isabellen, die in dem Epos hervortreten, anzubringen. Die Cartone, die nebst drei größeren Cartonen, auf denen der dreifache Zweikampf der Christenritter Roland, Brandimart und Olivier und der Heidenritter Agramant, Gradaß und Sobrin auf der Insel Lipadusa; die Weissagungen Melissen's in der Höhle Merlins über die Nachkommen Bradamanten's, und wie Astolph, geleitet von Johannes dem Evangelisten aus dem Mond den Verstand des rasend gewordnen Roland wiederholt, und dem großen, die Hochzeit Rüdiger's mit Bradamanten enthaltenden Schlußcartone Eigenthum des Städel'schen Kunstinstitutes sind, deuten durch den Kreisausschnitt an der einen Seite den Ort ihrer Bestimmung an. Bei Darstellung der Bradamante kann der Künstler die Stelle, Ges. II. Str. 34 vor Augen gehabt haben. Hier erscheint Bradamante, nachdem sie (I, 60 ff.) den Tscherkassenkönig Sacripant besiegt und Angelica von dem Ungestümen befreit hat. Sie reitet, den geliebten Rüdiger suchend, durch einen dichten Wald und kommt zuletzt an einer Quelle Spiegel.

> „Durch eine Wiese murmeln ihre Fluthen,
> Von alter Bäume Schatten hold umgraut,
> In welchem gern die müden Wandrer ruhten,
> Auch lädt sie ein zum Trunk mit zartem Laut;
> Links schützt sie vor des Mittags heißen Gluthen
> Ein sanft gehobner Berg, wohl angebaut."

Am besten fassen wir aber das Bild als eine allgemeine Darstellung der Heldenjungfrau, wie sie ernst-sinnend umherzieht

den Geliebten aufzufinden, den tückische Mächte ihrem Verlangen fern halten. Der Lorbeer kränzt ihr Haar; sie ist ja die größte Heldin des Epos, die vom Kaiser Marseillé zur Vertheidigung gegen die Ungläubigen erhalten hatte und durch ihre Thaten auch auf dem Schlachtfelde sich würdig den ersten Kämpfern der Christenheit zur Seite stellte.

Die Darstellung athmet den poetischen ritterlichen Geist des Romantischen, in dem Schnorr mit besonderer Vorliebe sich bewegt. Seine Lebensverhältnisse wirkten harmonisch mit seiner Neigung darauf hin, ihn in dieser Richtung der Kunst Außerordentliches leisten zu lassen. —

Julius Schnorr, Edler von Karolsfeld, geb. den 26. März 1794 in Leipzig, wurde schon in frühester Jugend von seinem Vater, dem Direktor der dortigen Kunstakademie, in das Kunstleben eingeführt und in den Leistungen des zarten Knaben zeigte sich ein hervorstechendes Künstlertalent. An den Antiken und Michel Angelo's Umrissen entzündete sich seine Begeisterung und das unausgesetzte Studium und Nachbilden solcher Vorbilder gab seinem ernsten Geiste die Liebe zum Einfachen, Großen und Erhabenen. Dieser Richtung drohte Gefahr, als der 17jährige Jüngling zu weiterer Ausbildung nach Wien zog, wo damals die ächte, freie Kunst schlief und an deren Stelle armselige Technik den Flug eines selbstständigen Geistes hemmte. Das Glück führte ihm aber Freunde zu, die ihm die Schätze der alten Kunst eröffneten und seinen Blick auf Italiens Wunder richteten. Vertraut mit italienischer Kunst im Allgemeinen und auch in der Landschaft, für die ihm besonders Joseph Koch und Olivier den Sinn erschlossen, zog er 1817 selbst nach Italien, und kam nach ein-

jährigem Aufenthalt in Florenz, zu Ende des Jahres 1818 nach Rom. Dort entfaltete sich während eines zehnjährigen Aufenthaltes in dem herrlichen Vereine deutscher Künstler, dem wir die Wiedergeburt der Kunst verdanken, in eignem Gange sein großes Talent; nur vorübergehend beschäftigten ihn biblische Darstellungen; das große Werk, das er in der Villa Massimi auszuführen hatte, wandte ihn dem Romantischen und der Freskomalerei zu und bestimmte auch seine fernere Laufbahn; denn der kunstsinnige Kronprinz von Baiern, der mit Bewunderung seine Schöpfungen betrachtet hatte, berief ihn, als er den Thron bestiegen, an seine Akademie nach München. Was Schnorr seit 1827, wo er nach München wanderte, dort Großes geschaffen, davon zeugen die Säle des Königsbaues und Saalbaues. Nachdem er Ruth, die Aehrenleserin und die heilige Familie auf der Flucht in Oel ausgeführt hatte, wurden ihm fünf Säle des Königsbaues angewiesen zu Freskobildern aus dem Liede der Nibelungen. Der König wollte dem Volke nicht nur die ewigschönen Gestalten der griechischen Poesie vor Augen bringen und dadurch das Gemüth am Schönen, Großen erheben, sondern ihm auch die Schatzkammern seiner eignen Vorzeit eröffnen und so sein Herz mit freudigem Muthe und warmer Vaterlandsliebe erfüllen.

In den drei Hauptsälen kommen die Hauptabtheilungen des gewaltigen Epos zur Anschauung; im ersten erscheinen Siegfried's Abenteuer bis zu seiner Vermählung mit Chriemhilden; im zweiten Siegfried's Tod und die vorausgehenden Scenen, die ihn erklären; im dritten Chriemhildens Rache, der Untergang der Helden und ihr eigner Tod durch den alten Hildebrand. Der Vorsaal zeigt die wichtigsten Personen des Epos und das Schlußgemach Trauer-

scenen nach dem Untergange der Helden. Das Ganze ist noch nicht vollendet, da der Künstler zu einem neuen, ebenso gewaltigen Werke gerufen wurde.

Im Saalbau malte er in drei Sälen die wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben der Kaiser: Karl's des Großen (in 6 Hauptbildern und 12 kleineren Gemälden), Friedrich's I. (in 6 großen und 2 kleinern Bildern) und Rudolph's von Habsburg (in 4 großen Gemälden). So wird denn Schnorr's Name mit Recht denen der ersten deutschen Künstler beigezählt, und nach Jahrhunderten noch wird man mit freudiger Begeisterung seine Werke schauen. Die Galerie des Städel'schen Kunstinstituts besitzt von seiner Hand ein großes Oelbild: der barmherzige Samariter.

## Der Fischer.

Von Christian Heinrich Hanson.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

Helden. Das Ganze ist noch
einem neuen, ebenso gewal-

Sälen die wichtigsten Bege-
: Karl's des Großen (in
mälden), Friedrich's I. (in
nd Rudolph's von Habs-
So wird denn Schnorr's
deutschen Künstler beigezählt,
an mit freudiger Begeisterung
s Städel'schen Kunstinstituts
lbild: der barmherzige

er.
rich Hanson.

asser schwoll,

ll,

auscht,

uscht

ihm:

enlist

ist





DER FISCHER

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
„Und ward nicht mehr geseh'n .„ (Göthe)

Verlag von J. D. Sauerländer

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn gescheh'n:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr geseh'n.

Wir haben schon von dem Zauber gesprochen, den das Wasser, besonders die Fluthen des Meeres auf das Gefühl des Menschen üben. Nirgends ist dieser Zauber schöner und ergreifender personificirt, als in Goethe's Ballade. Am Strande sitzend, dem Spiel der Wellen zuschauend, die sich, den Fuß küssend, heranwiegen eine nach der andern, als wollten sie bringen, was sein Herz lange ersehnt, oder ihm ein Geheimniß verkünden aus der kühlen Tiefe, da wird es dem Jüngling, als lockten sie ihn hinab, als müßte er ihnen folgen in die Tiefe. Er bebt zurück vor der fremden, unheimlichen Gewalt und doch wirds ihm so wohl, wie dem Schwimmer, der vor Lust bebt in dem weichen kühlen Elemente. In stiller Nacht, wenn in Frieden das Meer ruht und nur leise die Wellen säuseln, mag wohl immer noch sanft lockend das feuchte Weib dem sinnigen Menschen erscheinen; sinds ja doch nur die Wünsche in seinem Busen, die ihn hinziehen mit

Sehnsucht zu dem Unbekannten und gerade dadurch Reizenden. — Die Darstellung ist vortrefflich; und auch ohne das hier gewiß zauberisch wirkende Colorit der nackten Körper den weichen, schmelzenden Duft der Dichtung wiedergebend. Die Charaktere der beiden Personen treten bestimmt hervor, der Nixe überwältigende Sehnsucht nach dem schönen Menschenjüngling und des Jünglings liebverlangende Hingebung; und die edlen Gestalten erquicken das Auge, das, von keinem Gegenstande abgezogen, nur auf ihnen weilt. Nur die Lyra in den Fluthen wäre unseres Bedünkens wegzuwünschen, da es lächerlich wirkt, die Meeresjungfrau in den Fluthen ihren Gesang mit den Tönen eines Instrumentes begleiten zu lassen. Immer wird uns auch nur von dem reizenden Gesange der Meeresnymphen erzählt.

Christian Heinrich Hanson, geb. 1791 in Altona, bildete sich, nachdem er in Hamburg seine Laufbahn begonnen hatte, in Rom aus und lebt seit 1831 in München. Er ist ein Idyllenmaler, und wenn auch manche Werke aus den biblischen Kreisen und der Profangeschichte, wie sein Christus am Oelberge, die büßende Magdalena 2c. und die Fresken aus dem Leben der Pfalzgräfin Agnes, die er in Hohenschwangau ausführte, ihm Gelegenheit zu großartigeren Compositionen gaben, so bewegt sich sein Talent doch am liebsten und glücklichsten im Naiven, Gemüthlichen. Der Fischer wird am meisten gerühmt wegen



rade dadurch Reizen-
nd auch ohne das hier
n Körper den weichen,
end. Die Charaktere
, der Nixe überwälti-
chenjüngling und des
die edlen Gestalten
egenstande abgezogen,
Fluthen wäre unseres
wirkt, die Meeres-
it den Tönen eines
wird uns auch nur
hen erzählt.
b. 1791 in Altona,
Laufbahn begonnen
München. Er ist ein
aus den biblischen
ristus am Oelberge,
aus dem Leben der
n ausführte, ihm
en, so bewegt sich
sten im Naiven,





BLONDEL VOR DEM GEFÄNGNISSE DES RICHARD LÖWENHERZ.

# Blondel.

## Von Karl Wilhelm von Heideck.

Blondel, das Muster eines ritterlichen Troubadours, Meister in Gesang und Lautenspiel und treuer Kampfgenosse des löwenherzigen Richard's von England, irrt, aus dem gelobten Lande von der Kreuzfahrt heimkehrend, umher, seinen König zu suchen, der, vom Sturm an Oestreichs Küste verschlagen, plötzlich verschwunden war. Nach den Zeugnissen, wie sie englische und deutsche Autoren, namentlich Schlosser in einem Briefe des Kaisers, Heinrich VI., vorbringen, wurde Richard, den schon der Graf Mainhard von Görz entdeckt hatte, aber nicht in seine Gewalt bringen konnte, auf seinem sonderbaren Zuge in Wien selbst von dem Herzog Leopold von Oestreich, dessen Fahne er bei der Eroberung von Acre in den Staub getreten hatte, aufgehoben und nach dem festen Schlosse Dürenstein an der Donau gebracht. Der geldgierige Kaiser Heinrich VI. kaufte ihn um 60,000 Pfund von dem Herzog, verwahrte ihn in einem scheuslichen Kerker des Schlosses Trifels in Rheinbaiern und gab ihm nur für das ungeheure Lösegeld von 100,000 Mark die Freiheit. Die Gefangenschaft des Königs und selbst der Ort, wo er weilte, wurde nicht geheim gehalten. Die Sage aber läßt den treuen Blondel seinen König aufsuchen und knüpft das Erkennen an das Lied, das Richard selbst gedichtet und mit ihm oft gesungen hatte, ein Minnelied an seine Marguerite von Hennegau, dessen Strophen uns noch erhalten sind. Blondel singt vor dem Thurme die erste Strophe und der gefangene König antwortet mit der zweiten.

Deine Schönheit minniglich
Hat nicht Freud' und Lust für mich.
Allen theilst Du gleiche Wonne,
Lächelst Allen wie die Sonne;
Doch ertrag' ich's in Geduld,
Freut vor mir ein Anderer
Nicht sich Deiner Huld.

Lächelt Allen Dein Gesicht,
Wem es gilt, entscheid' ich nicht:
Dein ist die Entscheidung. Tragen
Möcht' ich in der Jugend Tagen
Eher Haß und Leid und Schmerz,
Als mit Andern theilen
Der Geliebten Herz.

Vielfach ist dieser romantische Stoff von Dichtern und Componisten benutzt worden. Wir erinnern nur an Gretry's herrliche Oper: Richard Löwenherz, an die Balladen von Langbein, M. Carriere, an Grabbe's Heinrich VI.

Unsre Darstellung bedarf nach dieser Auseinandersetzung keiner weiteren Erklärung mehr. Wir sehen den Sänger im Pilgergewande, unter dem der Harnisch hervorblitzt, das Lied anstimmend. Besonders charakteristisch und den Moment erfassend können wir es nicht nennen. Es ist in dem allgemeinen ritterlichen Typus gehalten; der Kopf erinnert an bei weitem bedeutendere Darstellungen dieses Künstlers aus den griechischen Befreiungskämpfen. —

Karl Wilhelm von Heideck, genannt Heidegger, geboren 1788 in Lothringen, aus altem helvetischen Geschlechte stammend, wurde von Kind auf mit dem Kriegsleben bekannt, da sein Vater Soldat war. In Zweibrücken besuchte er das Gymnasium, trieb aber mit Eifer das Zeichnen, und als er 1801 in München in die Militärakademie trat, war er schon tüchtig geübt im Guache-

glich
ıst für mich.
Wonne,
Sonne;
eduld,
terer

cht,
ich nicht:
. Tragen
Tagen
Schmerz,

f von Dichtern und Com=
nur an Gretry's herrliche
Balladen von Langbein,

Auseinandersetzung keiner
den Sänger im Pilger=
itzt, das Lied anstimmend.
nt erfassend können wir
einen ritterlichen Typus
em bedeutendere Darstel=
n Befreiungskämpfen.—
annt Heidegger, geboren
n Geschlechte stammend,
bekannt, da sein Vater
das Gymnasium, trieb
1801 in München in





und Aquarell-Malen. Während seiner vielen Feldzüge 1805 gegen Preußen, 1809 gegen Oestreich und Tyrol, und unmittelbar nachher in Spanien; dann auf seinen Reisen nach England mit dem Kronprinzen, zum Wiener Congreß, in Salzburg, wo er als Grenzcommissär verweilte, hatte er tausendfältige Gelegenheit, seinen scharfen, lebendigen Blick an der Auffassung der verschiednen Natur- und Menschenformen zu bereichern, und er sammelte in seinen Musestunden den vielseitigsten Stoff für spätere Darstellungen. Zehn Jahre widmete er in München einzig seiner Kunst und lieferte aus seiner reichen Sammlung von Lebensanschauungen eine Reihe von Gemälden, Landschaften und Volksscenen, die alle den Vorzug wahrer Natur und Originalität tragen und auch durch die treue, gewandte Ausführung ansprechen. Der Kampf in Griechenland, zu dem ihn 1826 sein für Heroismus glühendes Herz trieb, eröffnete ihm einen neuen reichen Schauplatz, auf dem er, als General und von seinem König hochgeachtet und zu bedeutenden Missionen gebraucht, ein Jahrzehend verweilte. Und er hat ihm schöne Früchte getragen. Seine Scenen aus Griechenland; das freie Leben der Palikaren, Kämpfe und friedliche Scenen sind bekannt und vielfach verbreitet; und noch immer, wenn auch jetzt seltner, schweift seine Phantasie nach jenem Boden hin und holt Stoff zu ihren Gebilden.

---

## Des Müllers Tochter an der Brücke.

### Von August von der Embde.

Das liebliche Mädchen ruht von der Arbeit; der Gedanke an den Geliebten, der sie im Wachen und Träumen beschäftigt, hat

sie verlockt, das süße Spiel mit der Blume zu treiben. Wohl weiß sie, daß es nur ein Spiel ist, dem sie nicht trauen kann; aber dennoch pocht das Herz beim Fallen der Blätter; bänger, unruhiger zupft sie an den weißen Strahlenblättchen; da fällt das letzte: „er liebt mich nicht!" und alle die Zweifel, die stille Liebe so leicht und gerne im Herzen erregt, wenn der Geliebte fern ist, die aber wie Nebelwölkchen vor der Sonne schnell schwinden, wenn er naht und sie liebend grüßt; alle diese süßen Stacheln verwunden jetzt hart das geängstete Herzchen und die Nebel kehren als dunkle Wolken wieder und verhüllen ihre Sonne. Das Bild ist das lieblichste Muster der Poesie des Landlebens und bis in die kleinsten Einzelheiten mit solcher Liebe und Meisterschaft ausgeführt, daß man glaubt, die reinste, schönste Natur vor sich zu sehen. Leider ist das Original in die Hände von Unbekannten gekommen; um so größerer Verbreitung erfreuen sich die sorgfältigen lithographischen Nachbildungen von Vogel, die man in Deutschland und der Schweiz, wohl auch noch weiter überall finden kann. Vogel hat als Pendant zu diesem Bilde das herzige Bild von demselben Künstler: ein kleines Mädchen bei einem Kuchen am Ofen stehend und die Fliegen abwehrend, gewählt, das freilich in dem Größenverhältniß der Figur nicht recht zu jenem passen will. Von der Embde ist in Darstellung ländlicher Scenen unübertroffen, und wenn auch aus derselben Quelle, wie Jakob Becker und Dielmann schöpfend, doch wieder durchaus originell und selbst gestaltend. Wir erinnern uns noch mit vielem Vergnügen eines ländlichen Kirchhofs, auf dem er einen Kirschbaum in voller Blüthe darzustellen wagte. Wenn auch dieser Versuch nicht gelungen ist und

wohl schwerlich gelingen wird, da der Gegenstand, besonders, wenn er so groß hervortritt, durchaus nicht malerisch ist; so war doch ein wahrer Frühlingszauber über die schöne Landschaft ausgegossen und die Gräber unter den Blüthen ein sehr poetischer Gedanke. —

Die folgenden Lebensnotizen verdanken wir der Güte des Künstlers selbst.

August von der Embde, geboren in Cassel am vierten December 1780; malte vor seinem vierzehnten Jahre ohne irgend eine Anleitung kleine Bildnisse mit Oelfarben aus den Farbentöpfen eines Anstreichers.

Von seinen sorgsamen Eltern für ein anderes Geschäft bestimmt, konnte er erst im neunzehnten Jahre sich ausschließlich der Malerei widmen, blieb aber, um sich zu ernähren, bei der damals fast einzigen Hülfsquelle, beim Porträtiren.

Im Jahre 1803 und 1808 ging er nach Dresden, dazwischen 1805 nach Düsseldorf und endlich 1812 nach München, wo er in den Galerieen mit Sepia nach den vorzüglichsten Gemälden zeichnete. 1814 besuchte er noch Wien und blieb dann beständig in seinem Geburtsorte Cassel, wo er in dem Zeitraum von beinahe dreißig Jahren über sechshundert Bildnisse malte und noch immer Aufträge vom Hofe und von angesehenen Familien ausführt.

Von Jugend auf einen eignen Weg zu gehen gewohnt, benutzte er die Akademieen nur als eine gute Gelegenheit, sich im Zeichnen nach dem Nackten zu üben, und ob er gleich schon früh zum Mitglied der Akademie in Cassel ernannt wurde, mochte er sich doch nie in das von der Kunst abziehende Geschäftsleben derselben einlassen. Er fühlte in sich den Drang und das Talent

Eignes zu produciren, mußte aber, durch die Umstände genöthigt, seine Jugendzeit ausschließlich dem oft lästigen Porträtiren opfern. Erst nach 1830, wo das neu erwachte Kunstleben von Düsseldorf und München aus sich rasch verbreitete, und den Sinn für die Malerei im Allgemeinen erweckte, widmete er sich mit Lust und großem Geschick dem Genre und hat seitdem in sieben und vierzig Genrebildern, von denen einige nur veränderte Wiederholungen sind, seine reiche Phantasie beurkundet. Er malt jetzt ein Bild, das in seiner zarten Erfindung gewiß großen Beifall finden und in gediegener Auffassung nicht hinter den früheren Werken zurückstehen wird. Ein junges Mädchen, welches zur Kirche gehen will, hört die Ermahnungen ihrer Mutter an, die sie zur Hausthüre begleitet. Der Stoff beweist, wie das kindliche Gemüth des Künstlers ihn immer noch jugendlich erhält. Er bleibt in seiner Sphäre und leistet daher auch jederzeit Tüchtiges.

---

## Alexis und Dora.

### Von Wilhelm Kaulbach.

In des zweiten Buches erster Elegie, die den Titel: Alexis und Dora führt, schildert Goethe innig und klar Glück und Leid der ersten Liebe. Der Geliebte hat sich eben erst von der kaum gefundenen Geliebten getrennt; er muß hinaus über's Meer, Waaren einzutauschen in fernen Ländern, jetzt, wo er sein Glück daheim gefunden. Am Maste steht er, hin zum Ufer schauend, das mit ihr entschwindet. Nicht lockt ihn die Ferne; nicht freut ihn der glänzende Tag mit seinem lachenden Himmel; in sich ver-

er, durch die Umstände genöthigt,
m oft lästigen Porträtiren opfern.
hte Kunstleben von Düsseldorf und
, und den Sinn für die Malerei
e er sich mit Lust und großem
em in sieben und vierzig Genre=
ränderte Wiederholungen sind,
Er malt jetzt ein Bild, das
großen Beifall finden und in
den früheren Werken zurück=
hen, welches zur Kirche
n ihrer Mutter an, die sie
beweist, wie das kindliche
jugendlich erhält. Er bleibt
h jederzeit Tüchtiges.

## Dora.

lbach.

e, die den Titel: Alexis
nig und klar Glück und
t sich eben erst von der
nuß hinaus über's Meer,
jetzt, wo er sein Glück
hin zum Ufer schauend,
die Ferne; nicht freut





senkt, genießt er noch einmal den einzigen, kaum entschwundenen Augenblick, wo er sie gefunden, und schilt das neidische Geschick, das Jahre lang die Binde ihm vor den Augen hielt, daß er sie nicht erkannte, die ihm doch so nahe war, die er täglich erblickte. Schon waren die Anker gelichtet und die Segel flatterten im Winde. Vater und Mutter segneten ihn, Abschied nehmend; er eilte fort an ihrem Hause vorüber; da trat sie, hold grüßend aus der Thüre des Gartens, bat lächelnd um ein goldnes Kettchen, das er ihr einhandeln möchte und bot ihm Früchte des Gartens zur Erquickung auf der Fahrt. Er trat mit ihr in den stillen Garten;

— — — — — „Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich: es sei genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel Dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst Du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest Du nun geschickt die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet,
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals.
Mir sank über die Schulter Dein Haupt; nun knüpften auch Deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal: da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, Du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße

e

Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist Du nicht mein?
Ewig! sagtest Du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht." — —

In unsrer einfachen, würdigen Darstellung dieser Scene erkennen wir den ernsten Geist des Künstlers. Leise Andeutungen der äußeren, zufälligen Verhältnisse genügen ihm; das Meer in der Ferne, der fruchtbeladene Baum, das Körbchen mit seinen süßen Gaben, das von der goldnen Last niedergezogene Gewand, der Wanderstab; man könnte sich die liebliche Scene nicht einfacher denken. Und welche Grazie ruht auf den beiden Gestalten! welcher Frieden ausgesprochner und erhörter Liebe ist über ihr klares Antlitz ausgegossen. Es ist die Ruhe und Harmonie, die uns bei Goethe's Dichtungen grüßt. Unter den jüngeren Künstlern hätte Goethe keinen ihm verwandteren Darsteller seiner Dichtungen finden können; der Goethe-Saal in München wird dies aller Welt bezeugen. —

Wir lassen hier eine Lebensskizze des genialen Kaulbach folgen, den Cornelius mit Stolz seinen ersten, geistreichsten Schüler nennen darf.

Wilhelm Kaulbach, geb. am 15. Oct. 1804 zu Arolsen, eines Goldschmieds Sohn, entzündete an seines auch im Malen wohl geübten Vaters regem, geistigen Leben seinen brennenden Eifer für die Kunst. Sein Aufenthalt in Düsseldorf, wo er unter des Professors Mosler Leitung im Zeichnen sich vervollkommnete, und zu des großen Meisters Cornelius Füßen das neue Evangelium empfing, stärkte seine angeborne Richtung,

durch die Kraft der Zeichnung den Geist in die Form zu bannen und sich im Studium der Charaktere zu vertiefen. Die großen Anschauungen, die ihm sein Meister selbst in seinen Werken gab, entflammten ihn zum Wetteifer, und der kaum zwanzigjährige Jüngling faßte damals schon, als er im Irrenhause die Kapelle auszuschmücken hatte und die Geisteskranken in den mannichfaltigen Richtungen und Gestaltungen des Irrwahnes beobachten konnte, den Plan zu seinem Narrenhause, das jetzt ein für Künstler und Psychologen höchst interessantes Blatt geworden ist. Kaum war Cornelius nach München gegangen, so rief er seinen lieben Kaulbach zu sich und seit 1826 weilt dieser, mit Ausnahme seines einjährigen Aufenthaltes in Rom, 1838 — 1839, in König Ludwig's Residenz und genießt ungetheilte Bewunderung und Verehrung bei allen Kunstkennern und Kunstgenossen. Da durch Cornelius die Freskomalerei, die er als die den Geist am wenigsten beschränkende Art der Malerei betrachtete, erweckt und in Schwung gesetzt und durch des Königs Municifenz schnell zu hoher Vollendung gefördert wurde, führte auch Kaulbach ein ganzes Jahrzehend hindurch seine großartigen Compositionen meist al fresco aus; erst später, besonders in Rom, malte er auch in Oel, und bewies, wie das Genie überall Ausgezeichnetes leisten kann. Bei weitem am größten ist er aber in der Composition, und es ist fast keine Seite seiner Kunst, in der er nicht Treffliches geschaffen hätte. Wenn auch an Cornelius groß geworden, ging er doch selbstständig seinen Gang und scheint ihn, wenigstens im Zarten, Gefühlvollen, im Maaß übertroffen zu haben. Er zeichnet edle oder gewaltige Menschen in allen ihren





geistigen Entwickelungen, während Cornelius meist an das Heroenmäßige, Gigantische streift. Wer kennt nicht seine Hunnenschlacht, die ihn in die erste Reihe der deutschen Künstler stellte! Die Hunnen, so erzählt die Sage, kämpften unter Attila, der Gottesgeißel, drei Tage und drei Nächte mit den christlichen Römern, bis der allgemeine Tod dem Vernichtungskampfe ein Ende machte. Da erhuben sich, von unauslöschlichem Haß erweckt, die erschlagnen Leiber, und nächtlicher Weile tönte der Schlachtruf durch das Dunkel und in den Lüften begann von Neuem Mord und gräßliches Toben. Nichts Gewaltigeres, Erhabneres kann erfunden werden, als dieser Geisterkampf der Heiden mit den Christen, wie sie sich aus dem Todesschlummer emporraffen, und das Schwert schwingend empor steigen rechts und links in unabsehbaren Schaaren, und oben Attila, über den Schild schreitend, die Geißel schwingt in wüthendem Haß, entgegen dem Kreuz, das hoch in den Lüften leuchtet. Wahrlich es genügt, dies eine Bild gesehen zu haben, um das Genie seines Schöpfers zu erkennen. Es ist braun in braun gemalt, zwanzig Schuh lang und siebzehn Schuh hoch, im Besitze des Grafen Raczinsky in Berlin, und ein gelungener, sorgfältig ausgeführter Stich hat ihm weithin die verdiente Anerkennung verschafft.

Seiner übrigen Compositionen sind zu viele, als daß wir sie hier alle erwähnen könnten. Eine ähnliche, eben so großartige

meist an das
seine Hunnen-
Künstler stellte!
nter Attila, der
den christlichen
tungskampfe ein
hem Haß erweckt,
der Schlachtruf
on Neuem Mord
Erhabneres kann
Heiden mit den
mporraffen, und
linkt in unab-
Schild schreitend,
dem Kreuz, das
, dies eine Bild
ers zu erkennen.
ang und siebzehn
Berlin, und ein
hm weithin die

als daß wir sie
so großartige





führte er das Deckengemälde im Odeon: „Apollo unter den Musen", aus; dann in den Arkaden des Hofgartens die vier Flußgötter: „Rhein, Donau, Main und Isar;" dann sechszehn Bilder aus der Mythe: Amor und Psyche, im Palaste des Herzogs Max, und endlich malte er zwölf Bilder in Wachsfarben zu Klopstock's „Hermannsschlacht," und entwarf Darstellungen aus Wieland's, Goethe's und Schiller's Werken für die Säle des Königsbau's, die er großentheils selbst in Fresko ausführte. Neuerdings übernahm er die Direktion der Galerie zur neuen Ausgabe von Goethe's Werken und gab selbst die Entwürfe zu Faust, zu Egmont 2c., und einzelne vortreffliche satyrische zu Reineke Fuchs. Und auch im Porträt, dem er sich zum Studium und Vergnügen widmete, leistete er Vorzügliches, wie das von seiner scharfen Auffassung der Charaktere nicht anders zu erwarten ist. Das Porträt seines Lehrers Cornelius, das unsre Sammlung enthält, ist von jenem selbst das gelungenste genannt worden.

---

## Die Hirten auf dem Berge.

### Von Eduard Bendemann.

Wer erinnert sich bei diesem lieblichen Bildchen nicht des zarten Gedichtes von unserm Uhland: des Hirten Winterlied:

O Winter, schlimmer Winter!
Wie ist die Welt so klein!
Du drängst uns all' in die Thäler,
In die engen Hütten hinein.

Und geh' ich auch vorüber
An meiner Liebsten Haus,
Kaum sieht sie mit dem Köpfchen
Zum kleinen Fenster heraus.

Und nehm' ichs Herz in die Hände
Und geh' hinauf ins Haus;
Sie sitzt zwischen Vater und Mutter,
Schaut kaum zu den Aeuglein heraus.

O Sommer, schöner Sommer!
Wie wird die Welt so weit!
Je höher man steigt auf die Berge,
Je weiter sie sich verbreit't.

Und stehest Du auf dem Felsen,
Traut Liebchen, ich rufe Dir zu.
Die Halle sagen es weiter,
Doch Niemand hört es, als Du.

Und halt' ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöhn:
Wir schau'n in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehn.

Es ist die lieblichste Idylle, so ganz aus dem unverdorbenen Herzen hervorgequollen; das Paar so herzig, so innig; und die kleine Heerde so friedlich, als theilte sie den Liebes-Frieden der Beiden. Und der Himmel so klar und die weite Ebene so goldenglänzend, wie es nur in Augenblicken des reinsten Glückes uns in die Wirklichkeit tritt. Das Bild ist, so viel wir wissen, nur in einer kleinen Farbenskizze vorhanden, hat aber auch so durch seinen geistigen Gehalt und die sinnige, warme Farbengebung sich sehr eingeschmeichelt. Es bezeichnet Bendemann's Charakter, der

sich ungleich mehr zum Weichen, Gemüthvollen, als zum Gewaltigen, Energischen hinneigt.

Man könnte mir freilich seine trauernden Juden und die Zerstörung Jerusalems dagegen anführen; aber selbst in diesen großartigen Schöpfungen, weht da nicht ein tiefer, elegischer Geist? Sanft und weich ist er in Allem, was er bis jetzt geschaffen hat, und selbst die tiefe Klage, die seine großen Compositionen durchzieht, wird gemildert durch die zarte Farbenharmonie, die er über sie auszugießen versteht. —

Eduard Bendemann, geboren 1811 zu Berlin, der Sohn eines reichen, kunstsinnigen Banquiers, hatte das Glück einer heiteren, wohlgeleiteten Jugendbildung. Mit keinen äußeren Sorgen und Hemmungen kämpfend, konnte er sich ganz seiner Göttin, der Kunst, widmen und erhielt die sorgfältigste Anleitung dazu in seiner Vaterstadt. Im achtzehnten Jahre kam er zu Schadow nach Düsseldorf und leistete bald Ausgezeichnetes, so daß ihn der liebevolle Meister hoch erhob und begeistert von seiner Zukunft sprach. Vor etwa vier Jahren wurde er als Direktor der Kunstakademie nach Dresden berufen, war aber leider durch ein hartnäckiges Augenübel lange Zeit von seiner geliebten Kunst gänzlich abgeschnitten. Sein erstes Bild war: Boas und Ruth. Dann trat er in Düsseldorf bei der Ausstellung von 1831 mit seinen „trauernden Juden" hervor, einem vortrefflich durchgeführten Bilde, das die Stelle des Psalmisten darstellt:

> „An den Wassern zu Babylon saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten."

Es befindet sich jetzt in dem Wallraffianum zu Cöln.

Ungleich größer und wahrhaft ergreifend ist sein: „Jeremias auf den Trümmern zu Jerusalem“, ein Bild, das 1833 alle Bilder der Ausstellung in Düsseldorf verdunkelte, von Ort zu Ort gepriesen wanderte, und auch bei den Franzosen als ein bedeutsames Werk anerkannt wurde. Schadow hat es an die Werke Angelo's und Raphael's gehoben wegen seines Adels und reinen Geschmackes, und es gehört gewiß zu den größeren Produktionen der neuen Zeit, wenn es auch wegen seines elegischen Charakters weder an den heitern, schönen Raphael, noch an den gewaltigen Michel Angelo erinnert. Das Original ist im Besitze des Königs von Preußen, und zahlreiche Nachbildungen haben es zum allgemeinen Gut gemacht.

Außer unsrer Skizze hat Bendemann noch das schöne Bild gemalt: „die beiden Mädchen am Brunnen“, in welchem er den Gegensatz der Heiterkeit in der Blonden, und des wehmüthigen, schwärmerischen Ernstes in der Dunkeln meisterhaft nüancirte und bis aufs Kleinste durchführte. Das Bild ist der Wittwe Moll in Cöln durch Verloosung zugefallen, aber in Lithographien in Jedermanns Händen.

# China's Erretter.

---

Ein altes Schaustück aus Anno 1644

von

Leopold Schefer.

---

Die Mittel, die ein Leid curiren,
Erst führen meist den Tod herbei;
Auf „europäisch" Cultiviren
Ist schlimmer als die Barbarei.

Wohl euch, ihr sel'gen Himmelssterne!
So göttlich-klug und alt ihr seid —
Euch schützt allein des Luftmeers Ferne
Vor menschlicher Zudringlichkeit!

Ein jedes Volk hat seinen Zopf; und der schlimmste ist nicht der auswendige! Aber an jedem ist es zu retten. Die hauptsächlichste Bedingung jedoch: Jemanden aus dem Wasser zu ziehen, ist die nicht genug ermessene: daß er hineingefallen ist. Ohne alle die Noth, ohne alle die Kriege, was wüßten wir von großen Werken; was von dem mitleidigen, hülfreichen, großen, geradezu göttlichen Gemüth des Menschen? Das Unglück hat zwei Eigenschaften: die lastende und die erhebende. Im Verhältniß wenige Dulder des Lebens und des Todes haben das Allereddelste, das Allerentzückendste für immer hervorgebracht. Wenn nun diesmal ein wirklicher Zopf, der berühmte Penzeh der Chinesen, der Zopf war, an welchem sie schon so gut wie gewiß aus der Hand der Tartaren gerissen waren; so mag diese Ursache uns vielleicht ein Lächeln erregen, aber der, über die Bedrohung des Zopfes empörte Muth erheischt unsere größte Bewunderung.

---

Die Wissenschaft, ja der gemeine Menschenverstand hat die, noch lächerlich in allen unsern Kalendern an der Spitze prangende, Jahreszahl der Weltschöpfung der Juden gestürzt. Eine neue alte Geschichte wird nöthig und gründlich vorbereitet. Auch die

Astrologie erfordert eine tüchtige Wiedergeburt durch die Vernunft. Die zwölf Himmelszeichen, die „Himmels-Häuser" sind unfehlbar keine Narrenhäuser von Narren erfunden, sondern ihre großen, gewaltigen Wahrheiten. Jetzt ist den Himmelskundigen die Erde als große Touristin bekannt, die in mehr als scheinbar englisch-unvernünftiger Eile, ihre auf Ein Jahr Zeit gesetzte Reise um die Muttersonne macht; aber durch den Himmel, der ihnen dabei, da sie mitreisen als Würmer in der Kofferhaut, doch nach und nach mit Gewalt einigermaßen bekannt wird. Wie ein anderer kleiner Erdenwurm als Tourist schon auf seiner great tour hier, durch Schnee, Kälte und Nebeldünste klappert und zittert, dort, durch Wälderdunkel und Duft, weiter hin über vulkanischen Boden durch erstickenden Schwefeldampf, wiederum wo anders durch ermattende Hitze, durch den Pesthauch pontinischer Sümpfe, ja durch wirklichen Pesthauch wandert; hier froh, dort betrübt, hier begeistert, dort erliegend; so leidet auch die Erde, die liebe Hertha, auf ihrer großen, Millionen Meilen weiten Wanderung vom Klima des Himmels. Wie die Erde krank wird, werden ihre Kinder krank; wie sie berauscht wird, sind ihre Kinder berauscht; wie es ihr in allen Gliedern liegt, so liegt es ihren Kindern in den Gliedern, und, wie im hitzigen Fieber, entrinnen sie ihren Wächtern und wissen sich nicht zu lassen vor Unmuth oder vor Uebermuth. Und so wäre auch unsere kleine Erdgeschichte, vulgo Weltgeschichte von Thoren genannt, ein Ergebniß des Himmels, wie die Chinesen sagen: des Tien-Tsé, des Himmelsgeistes, und das Produkt seiner Wirkung auf die irdischen oder Erdgeister, wie sie die Menschen nennen. Diese Ansicht drang

sich der Beobachtung auf, da zu gleicher Zeit an zwei fast entgegengesetzten Erdtheilen, gleichsam an zwei Polen, in China und in Europa fürchterlicher Krieg wüthete, in dem kleinen England ein kleiner Protector aufgestanden war, in Deutschland ein kleiner Lytsching, der gegen den colossalen, entschiedenen und vollkommen gelungenen, Chinesischen Wallenstein nur ein armseliger Stümper war. Denn der Chinesische Räuber Lytsching war schon ein großer Herrscher und Feldherr auch nur noch als Hauptmann von vierzig Mann; und jetzt, da er mit einer Million tapferer Soldaten nach Peking zog, den Hoang-Ti, den Sohn des Himmels, den Kaiser Hoai-Tsong zu stürzen, und selbst der einzige „Sohn des Himmels" in dem „Reiche unter dem Himmel" zu sein, war er auch nur ein Räuber. Die Kriege in beiden Welttheilen trugen einerlei Sinn und Charakter; denn wenn auch der Krieg in Deutschland, um so gewöhnlich-frevelhaft zu sagen: einen religiösen Anstrich hatte, so ist doch eben die Intoleranz, die sich an Leib und Leben und Gut und Land der Menschen vergreift, die gräulichste und zugleich dümmste Herrschsucht.

Wenn wir nun zu den chinesischen Erdgeistern hinabsteigen, oder, wie Andere meinen, hinauf zu den besondern, geformten Produkten der Himmelskräfte, gleichsam wie in eine große Puppenniederlage: so treten wir in einen heitern Tag im schönen Reiche unter dem Himmel, an der morgendlichen Grenze der Mandschurei. In der blühenden Landschaft auf einem Hügel steht das erhabene Bild des großen Volkslehrers Kong-Fu-Tsè, der blos als das allgemeine größte Wunder: als ein Mensch geboren, ohne weitere Wunder und ohne seelenbetäubende Bann-

sprüche noch Ansprüche, durch die wahrste, mildeste Weisheit und das reinste Leben es bis zur größten Verehrung gebracht, so daß er schon Jahrtausende die edelsten Gemüther leitet, und daß unzähliges Volk und selber die Herrscher unter ihm wie flüchtige Erscheinungen kommen und gehen. Am Fuße des Hügels hielt, schon zur Abreise bereit, eine Schaar bewaffneter chinesischer Reiter. Ihr Führer aber stand droben mit ehrerbietig bedecktem Haupte, schweigend und seiner Abfertigung gewärtig, vor dem Mandarin Usankuei. Das war der Mann, der alsbald der größte Feldherr der Chinesen werden sollte. Groß von Gestalt, in völliger Manneskraft, schön von Bildung, ja reizend und herzengewinnenden Wesens, unerschütterlich standhaft, heldenmüthig tapfer, von edelster, freigesinnter Seele und durchdringender Klugheit, war er ganz der Mann, der jetzt seinen Geist der Weltgeschichte aufprägen konnte, so daß China mit allen seinen Menschen lange, lange Zeiten nur das lebte und war, was Er selbst in diesem Augenblicke war. Aber dem Usankuei wurden zwei Tugenden durch die Falschheit Anderer zu zwei Fehlern, die sein Werk umstießen, und diese Tugenden waren sein edles Zutrauen zu Andern, und die Dankbarkeit gegen seinen Kaiser. Er fühlte seinen Beruf jetzt, aber nicht ohne Verwünschung der Verräther und Empörer, die auch den Guten auf grausame, blutige Wege sich entgegen zwingen. Das stand ihm fest, der Kaiser und das Reich mußte gerettet sein, und es war Niemand da, es zu versuchen, als er. Und ihm und jedem Andern standen nur die Kräfte seiner Provinz zu Gebote. Denn nicht China, aber der Hof, die Herrscherfamilie der Ming war schon so gut wie verloren. Darum hatte Er

allein, als der ganze hohe Staatsrath, beschlossen: die Mandschu zu Hülfe zu rufen. Das gefährliche Berufungsschreiben in seiner Hand, beklommen und immer noch bedenkend, trat er bald zu seinem, der Sendung harrenden, vertrauten Freunde Kaomonki; bald wieder zu dem Standbilde des Kong-Fu-Tsé, der wettergebräunt, mit hoher Stirne und vollem, vom Winde unbewegtem hölzernem Bart, und seinen ruhigen, milden Zügen hinaus in das Land lächelte, wo an der Straße nach Peking das Heer des Usankuei schon zum Aufbruch bereit stand. Er opferte ihm nicht, noch verbrannte er nur ein Blatt Goldpapier dem Tien; denn um allen dabei möglichen und gewissen Aberglauben abzuschneiden, und dem unzähligen Volke unzählige Kosten zu menschlichen Dingen zu ersparen, darf nur allein der Vater des Volkes dem Tien opfern, und auch Er nur ist der alleinige freie Herrscher, der seinen Nachfolger selbst hinter dem Pfluge weg erwählen und seinen Erstgebornen und alle seine Söhne übergehen kann, wenn der Erstgeborne nicht der Beste, oder was mehr ist, wenn er und keiner von Allen ein Guter ist. Denn auch Familien arten aus, und selten artet Einer der guten Vorfahren wieder ein; der große Vater des Volkes soll aber gewiß und immer ein guter Vater sein, wie die Chinesen glauben. Daher unterhielt sich Usankuei nur mit dem, wie selbst gegenwärtigen Kong-Fu-Tsé, statt eines Gebetes oder einseitiger, noch so guter Wünsche; sprach vor ihm laut aus, was er wollte, und erinnerte sich dabei der Worte, die der Lehrer in solchen Fällen dagegen oder dafür gesagt hatte, und diese erwog er. Was ihm zuletzt wie aus Kong-Fu-Tsé's Mund ertönte, waren die Worte: „Wen du zum Helfer begehrst, dem

„hast du die Schwäche gestanden; Er kommt, doch er kommt mit „halber Verachtung und ganzer Hinterlist. Wähle keinen Stärkeren „zum Bundesgenossen. Der Schwächere schon, wenn er sich mit „deinem Feinde verbündet, ist doppelt so stark, als du. Am Besten „verbänden sich die Schwachen mit einander. Der Schwache ist „der Sicherste, so wie immer der Arme der Hülfreichste ist. Der „Vorsichtigste, Sicherste und Ehrenwertheste ist immer der, der „Alles, was er thut, mit eigener Kraft aus eigenen Mitteln thut. „Nur Thoren springen aus der Traufe in das Meer der Noth. „Ja Jemand, der Verstand hat und seine Ehre im Volke nicht „verlieren will, befolgt nicht einmal den heimlich zugeflüsterten „Rath eines Stärkeren; denn wessen Seele niederkniet, um sich „von Andern beladen zu lassen, der ist ein dienstbares Kameel, so „groß er ist. Sich füttern lassen, macht zum Kinde; sich führen „lassen, zum Greise; sich helfen lassen, zum Kranken; sich beherrschen „lassen, zum Sclaven. Jeder Mensch und jedes Volk helfe sich „allein, oder geh' unter; so ist es würdig."

Usankuei meinte aber, daß diese Worte auf ihn und China jetzt nicht Anwendung litten, weil er dem „Sohne des Himmels" zu ergeben war, da er ihm seine schöne, fünfzehnjährige, gute Tochter Tien-ling für seinen Sohn Sekosa zum Weibe versprochen hatte, welcher in Peking bei dem Großvater Usiang lebte. Diesen seinen Vater zugleich zu retten war seine heiligste Pflicht. Er sparte c h i n e s i s c h e s Blut in dem Bürgerkriege gegen den mächtigen Lytsching, der sich in den verflossenen sechs Jahren so gut wie fast ganz China erobert. Wenn dieser Führer aller Unzufriedenen im Reiche vernichtet worden, so war ganz China

Lebensbrüder; bald Todesbrüder. Ich komme durch den alten, gewölbten Gang, von diesem Manne aus Eurer Stadt geführt, nur um nicht feig zu erscheinen, wenn ich mit Euch sterbe — ertrinke. Denn wer den Tod nicht scheut, den halten die thörichten Menschen, die das Leben für das einzige höchste Glück ansehen, für tapfer; wenn das Leid oder die Schande des Lebens zu tragen, viel tapferer wäre. Es ist geschehen! — Ich hab' es gethan, und so hört nur, warum. Lytsching eroberte Euere Stadt, das gehört zu seinem Verlauf, auch Peking erobert er und wird Kaiser — wenn ihm nicht ein Riesenwille mit Erdbebenmacht entgegentrat. Das Euch zum Entsatz gesandte Heer wurde doch von ihm geschlagen, wie das, in vier Heere getheilte, ungeheure Heer, das früher die Stadt entsetzen sollte. Laßt uns einmal so schändlich sein, mit Seelen wie mit Kieselsteinen zu rechnen; auch so gewinn' ich meine Rechnung. Sein Wille und Vorhaben kostet schon über zwei Millionen Seelen, und der Lauf und Verlauf bis zu seinem Ziele kostet mehr noch als so viel — die zahllosen im Hause Unglücklichen, Beschämten, die zu Sclaven gemachten 300 Millionen Menschen gar nicht gerechnet; wie sie von den Barbaren denn nicht gerechnet werden, denen Seelen Kieselsteine scheinen! Ihr kennt ja unser unvergleichlich edles Volk, denen von Tien das Wort angeboren ist: „Lebendig gib dich keinem Feinde; denn das ist ehrlos für den todtlosen Geist, dem Sterben ein Kinderspiel ist.“ Ob also diese dreimalhunderttausend irdische Geister hier, die Kaïfong bewohnen, wenn Lytsching die Stadt in Wuth erstürmt hat, doch in jedes Hauses Brunnen springen, und die Männer den Weibern,

die Mütter den Kindern den Tod geben.... ob Eure ganze Besatzung doch über die Klinge springt — der ich das Springen erspart habe — das seht Ihr, ist einerlei Untergang, ist klare, große Ersparniß! Denn so eben ersäuft da draußen Lytsching mit seiner halben Million Männer — verführten Chinesen. Denn wißt: Ich habe oberhalb des Lagers die Dämme des furchtbaren Stromes Hoangho durchstoßen; der Strom erinnert sich der zahllosen Wohlthaten, die er uns schon gethan hat, und als unser alter Freund, den Tien uns gegeben, erlöst er sein Mutterland von seinen Verderbern ohne Mühe und leicht — nur durch einen kleinen Umweg!"

Er schwieg, setzte sich und goß sich eine Schaale Thee voll, sah lächelnd hinein, und trank sie aus, unter Murmeln, das ein heiliges Gebet war. Wir standen erstaunt über den Gedanken: auf Kosten der Stadt den Lytsching mit seinem Heere zu ersäufen, und so Millionen Menschen von Tod und Schande zu retten. Das Blut stieg uns zu Gesicht; denn durch die Schleußen der Stadt rann der eingedrungene Strom schon in den Straßen, wo aus allen Häusern, von allen Dächern ein grauser Ruf des Erstaunens und des Erschreckens erscholl. Und wir fragten fast einstimmig den Mandarin nach seinem Namen.

Er lächelte fast mit leisem Spotte und erwiederte: „Wie lange werdet ihr ihn wissen, etwa bis morgen? Verehrer des Tien, des Himmels, dessen Haus, den Himmel, wir nur nennen, wie das Lebendige im Schneckenhause „die Schnecke," weil er keinen Namen hat, noch haben kann, vergeßt nicht Eurer Vernunft! Nur sie zu unterscheiden, nennt man Dinge. Wer sich

auf seinen Namen verläßt, einen Namen bei Menschen haben will, der ist verloren. Alle Dinge vergehen! Selber die Schulkinder der Erde — die da Namen gelernt, und wenn sie vor ihnen auf die Kniee gefallen oder hätten fallen sollen — sie vergehen alle. Wem könnten alle Himmelsbewohner auf allen Gestirnen einen Namen zum Merken aufzubewahren geben, als dem Tien — der eben Namen und Dinge immerfort verschüttet und zerhaucht! Lieber laßt mich gehen, die Bewohner der Stadt zu fröhlichem Tode mit dem Worte zu stärken: „Lytsching ersäuft!“ Oder seid Ihr nur keine tapfern Chinesen, so thut es mir leid, daß mir der Mann hier den Zugang zu Euch nicht vorher entdeckt hat, da er Euch noch ein Fuchsloch zum Entrinnen sein konnte. O wie schäme ich mich!“

Er bedeckte vor uns die Hand über seine Augen, und darunter zu Boden sehend, ging er hinab und hinaus. Und bald hörten wir das Getöse, Geräusch und Gebrause durch den Ruf: „Lytsching ersäuft,“ sich gleichsam erleuchten, aufklären und wie erstarren oder beruhigen und zur Unbedeutenheit herabsinken. Maßregeln irgend einer Art waren überflüssig geworden! Ich war ihm nachgeeilt, und auf meinem dicht an der Mauer gelegenem Hause, erwarteten wir den goldenen Morgenschein, während der Strom über die Stadtmauern sich ergoß, alle Straßen und die ganze Stadt wahrhaft schrecklich still machte, und draußen die ganze Niederung, von Wasser erfüllt, wie ein meilenweiter See im Dunkel blinkte. Aber der heldenmüthige Mandarin hatte sich verrechnet! Obgleich der Strom viel höher floß, als die Feinde lagerten, so hatte er doch nicht auf die Ausbreitung

und auf den Abfluß der Wogen gedacht! Denn obgleich der entfesselte Strom die Stadt ersäuft, und viele abwärts gelegenen Ortschaften mit ihren Bewohnern in seinem Laufe verschlungen hatte, so daß sein Gedanke des Lebens eine halbe Million Todte gekostet, und auch dem Lytsching wohl 10,000 Seelen; so standen seine Hügel doch trocken, von zusammengedrängten, sich fast erdrückenden Menschen und Rossen wimmelnd, wie ungeheure Ameisenhaufen; denn die sich ausbreitenden Wasser hatten mit ihrem Spiegel nur ihre halbe Höhe erreicht — und vor dem Freudejauchzen so vieler Hunderttausende, die wieder die Morgenröthe erlebt — stürzte sich von meiner Seite hinweg, der vergebliche Retter des Vaterlandes, der hochsinnige Mandarin hinab in die Wasser, betrogen wie nie ein Mensch!

Mir aber glückte es in meinem Sarge aus den Todten zu fahren. Ein Todter ist ein glücklicher, tauber und blinder Mensch. Aber welche Fahrt für mich, von Todten mit offenen Augen verfolgt, wie von großen bunten Fischen — Lytsching's Männer, den Säbel zur Wehr in der Hand; Mütter, von Kindern umklammert; Weiber, noch fest an die Männer sich haltend, auftauchend, niedergewälzt, verborgen; und andere, immer andere, immer mehr auftauchend und in den weiten Gewanden oben schwimmend, ja oft von den Wogen aufgerichtet und mir in den Sarg schauend! Es war, als wenn der Blitz in einen wunderbaren Teich geschlagen, der Wärter das Flutbett aufreißt und die seltsam gestalteten Wassergeschöpfe, stumm fortgewälzt, Raubthieren hin zur Beute schwimmen! Weit drunten landete ich im flachen Lande, wo gute Menschen weinend und mit erhobenen

wieder Eines; und mit Recht nahm er an, daß es keinem Volke der Erde im Ernst einfallen könne: mit seinen Kräften China zu erobern oder zu behaupten; höchstens zu verblüffen. Und so übergab er den Vertrag seinem Vertrauten mit den Worten: „So ziehe, Kaomonki, in Tien's Namen nach Schiniang! Rufe die Mandschu! Rufe sie auf! Denn sie schlafen schon die acht Jahre, seit ihr Kaiser Tai-Tsong ohne Sohn, ohne tapferen Bruder starb *), sein Heer von 300,000 Kriegern sich zerstreute, die zerstörende Macht in Einer Hand; und die acht herrschbegierigen Fürsten und die siebzehn Großen der Fahne einen Freistaat stifteten. Selber der starke Tai-Tsong wollte nur Frieden mit uns schließen, um Frieden vor uns zu haben, und zog, begnügt mit Beute, nach Hause. Hier der Vertrag gelobt ihnen Gold, Seide, Linnen und eilftausend Jungfrauen." —

„Eilftausend?" warf Kaomonki ein.

„Von fünfzig Millionen Mädchen!" fuhr Usankuei fort. „Versprich das Doppelte! Der lange Krieg hat noch mehr Männer weggerafft. Besser, als daß hier die armen kleinen Dinger, selbst von den besten Müttern, in Baumwolle eingewickelt, und in ein Körbchen gelegt, den Hunden hingesetzt werden, besser werden sie dort Hausmütter, die uns jenes Volk im Herzen zu Freunden machen, und Freunde erziehen. Denn die Weiber hängen an ihrem Vaterlande mit Leib und Seele. Das dafür bedungene Heer der Mandschu mag mich bei Yonping treffen. Die Mandschu stehen unter meinem Oberbefehl und

*) p. Chr. 1636.

ziehen nach Hause nach Lytsching's Fall. Das laß sie wieder geloben. Zum Glück sind alle jetzt auf dem Reichstage zu Schiniang versammelt. Sie kommen!"

Und so schied der Gesandte mit der Einladung nach Schiniang fort; Usankuei aber bestieg an der entgegengesetzten Seite des Hügels sein Roß, ward von seinem muthigen, den Feldherrn liebenden, aber kleinen Heere mit Freudengeschrei begrüßt, und so zog es nach Peking zu, an der Spitze den ernsten Führer, dem der Rubin auf dem Hut in der Sonne funkelte und der blitzende Löwe auf der Brust kein eitles Sinnbild war.

Schon am zweiten Abend kamen ihm Flüchtlinge entgegen: der deutsche Jesuit und diesmal Artillerie-General Schall, oder wie er sich hier in China selbst gefirmelt: Ta-Yao-Wang, und der Kolao oder Kanzler des Reiches unter dem Himmel: Likientaï; unter dem Vorwande, sich mit Aufopferung dem Dienste des Kaisers zu widmen, weil er von ihm mehr als viele andere mit Wohlthaten überschüttet worden, hatte ihn der gütige Sohn des Himmels noch mit vielen Soldaten aus dem gefährlichen Peking entlassen müssen; ja er hätte ihm gern noch Summen Geldes zur Ausrüstung eines größern Heeres mitgegeben, wenn die Verschnittenen des Hofes nicht den Schatz so vergendet gehabt, daß sie ihm nur Lobsprüche und Geldversprechungen mit auf den Weg zu geben vermocht. Und so hatten die beiden Männer in der Provinz Tschansi nichts ausgerichtet, waren umgekehrt, wenn nicht furchtsam geflohen, und führten dem Usankuei, der sie mit Verachtung empfing, nur eine verzweifelte Schaar zu. Usankuei ließ sich aber seine Verachtung nicht merken, sondern vertheilte die

Soldaten unter seine Leute, damit sie wieder vom Muth angesteckt würden und dieselbe Krankheit oder Gesundheit bekämen; denn Muth steckt an so wie Feigheit, und geht von dem Feldherrn aus. Die beiden Männer aber nahm er gefällig in sein Zelt auf, um durch sie genau von der Lage der Dinge und dem Charakter von Freunden und Feinden unterrichtet zu werden. Der Kolao hatte am ersten Blicke Usankuei's ermessen, wie er bei ihm stand, und ließ sich spätere Rede nicht bethören. Unser Vater Schall aber bewies, daß auch den Deutschen die Herrschsucht beiwohne, oder ihnen von Herrschsüchtigen doch leicht inoculirt werden könne, als die schlimmste Race der Pest, die unzähligen Andern den Tod bringt durch die eigenthümliche Wuth, ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen, oder ein Gespenst in das Gehirn zu blasen. Rom war es einerlei, wie kurz vorher in Rücksicht auf Japan, wer dort, oder wer jetzt oder je in China Kaiser sei, wenn das Land, die Köpfe und die Schätze nur von ihm abhingen. Und so hatte, wunderlich genug, der liebe deutsche Vater Schall, Jesuit und Artillerie-Obergeneral, sich in seinen chinesischen Namen Ta-Yao-Wang, die beiden berühmten alten Kaisernamen Yao und Wang schon immer angefirmelt, nur mit dem bescheidenen Zusatz: Ta, der Große. Ein solcher Gedanke: ganze Reiche durch Verwirrung und Zwietracht der Köpfe zu erobern, war in der That damals nicht so lächerlich wie er jetzt erscheint. Denn wenig hatte gefehlt, daß einige wenige Gesellen seiner Gesellschaft durch Verwendung und Verdrehung der inländischen Köpfe und deren Mittel, sich da drüben nur über dem Meere, von ganz Japan als weltliche

Herrscher bemächtigt hätten; da sie, als ihr Zweck verrathen war, schon mit einer Armee von 80,000 Mann dem japanischen Kaiser Trotz bieten konnten und Trotz boten. Nur unter dem Emporkömmling Toquirito, der sich vom Bauern-Sohn bis zum Kaiser von Japan aufgeschwungen und sich behauptet hatte, war es ihnen nicht möglich gewesen empor zu kommen, da er Alles für sich in Anspruch nahm und mit neuer ganzer Macht bewachte. Da sich aber jeder durch seine eigenen Schritte verräth, wohin er gehen will, die Maus und die Katze in wenigen Tagen es kund geben, daß sie Maus und Katze sind, und selbst ein Bauer dem Jäger sagt: hier ist ein Wolf gelaufen; so war seine Gesellschaft auch in China und vorzüglich durch ihre Glaubensbrüder, die ihnen todtfeindlichen Dominikaner und Franziskaner verrathen, und ihre Werke in Mexiko, Peru, Paraguai und Japan ungeschont und unverschönert, unentschuldigt und unentschuldigbar bekannt. Dennoch waren sie als Kalendermacher, Stückgießer und Kanoniere geduldet, und hatten es wieder bei dem alles duldenden Kaiser so weit gebracht, daß er erklärt hatte: Tien, der Himmel, bedeute zugleich den Inhaber und Herrn des Himmels, woran sie später ihr Gewebe noch anzuknüpfen hofften. Jetzt übersah der Vater Schall, daß sie mit der Herrschaft eines neuen, gewaltigherrschenden Inhabers und Herrn des Reiches unter dem Himmel auf lange — und unter immer veränderten Umständen, durch Einmischung von Anders- oder Gegengläubigen, ja zuletzt gar durch Verächter oder Abweiser ihres Artikels — auf immer hinaus gestellt und hinaus gewiesen sein könnten und würden. Daher er voll Zorn gegen den Lytsching sprühte, die

Herbeirufung der Mandschu dem Usankuei ins Angesicht lobte bis zur Unverschämtheit und ihm versicherte: „alle Mittel und Mittelspersonen sind, nachdem sie uns und unsrer Sache gedient, immer wieder wegzuwerfen mit nur einiger Geschicklichkeit und sogescholtener Undankbarkeit; ja jeder Mensch wirft so unbedenklich alle Mittel fort, die ihn von Kindesbeinen an auf die Beine gebracht, Wiegen, Zulpe, Ammen, Lehrer, Aeltern, Vaterhaus, ja zuletzt schafft er sich im Grabe noch den Sarg vom Halse. Ich habe Nachricht aus Rom: bei uns ist unser kleiner, deutscher Lytsching, ein gewisser Wallenstein, der im Grunde wenig und nichts gethan, kaum Eine ordentliche Schlacht gewonnen hat, auch als Verräther und bereiter Ueberläufer zu seiner ihm angeborenen oder angetauften, uns feindlichen und noch nicht wiederbekehrten Partei, auch ermordet worden, rücklings erschossen von einem Fürsten unsrer Partei."

So sprach er, sich verwirrend. Denn Usankuei, der gerechte und strenge Verehrer des Kaisers, des Volkes und seines Lehrers, des Kong-Fu-Tsé, sah ihn mit durchbohrenden Blicken an; dann gingen seine zornigen Gesichtszüge in ein fast verachtendes Lächeln über, und er frug ihn: „Also, du armer Ta-Yao-Wang, Ihr habt auch noch bei Euch zu bekehren?"

Vater Schall drehte die Augen zum Himmel, faltete die Hände und seufzte: „Ach! ach, und wie Viele! wie Große! Sie stoßen unser süßes Joch von sich, sie werfen es ab; fast unser halbes Reich ist abgefallen. Jede gerettete Seele kostet Menschenblut. Ja, es war nahe daran, daß sie uns bekehrten! Doch diesmal ist es noch vorüber gegangen."

„Es gibt zwei Arten Räuber und Empörer;“ sprach Usan-kuei finster. „Glaube, daß ich einsehe: es ist einerlei Frevel, ob Einer offen dem Volke den Kaiser nehme, wie Lytsching will; oder ob viele Schleicher dem Kaiser das Volk nehmen, um es an einen fremden, unsichtbaren, unnützen Herrn zu überantworten. Ja, das ist entsetzlicher und darum schändlicher. Darum glaube mir, o Ta-Yao-Wang, wie gern ich dich sehe, hier in deinem goldbepanzerten Mandarinengewande, auf den schwarzseidenen Brust- und Rückenschildern den Tiger, der sich nicht rühren kann! Du bist nützlich geworden, und wärest lieber daheim, wo kein Kampher wächst. Wenn wir einmal aus Brotlosigkeit euer Gold brauchen sollten, um durch Krieg die Feinde unserer Gebräuche unter unser Joch zu bringen, dann wollen wir unsere Bonzen als Bekehrer, Prediger und Sendlinge zu euch schicken, damit ihr an ihnen seht, wie ihr uns gefallt, und an unserer Thorheit eure Thorheit merkt, ja unsere Schändlichkeit, euch ruhiges glückliches Volk zu verwirren, uneins, treulos und elend zu machen, und eueren weisen und guten Herren das Volk zu rauben. Und noch kann Vieles geschehen; noch seid ihr nicht sicher vor uns; so lächerlich dir das scheint, o Ta-Yao-Wang. Wie wir aber nicht gestört sein wollen, so müßten wir den Verstand verloren haben, euch stören zu wollen. Jedes Haus hat sein Hausrecht; auch jedes Reich. Wir haben Alles. Und wenn wir euerem Kranken unsere Wurzeln und Kräuter nicht vorenthalten, so haben wir alle Pflichten der Menschlichkeit an euch erfüllt. Wenn ich ein Sendling werden sollte, dann forderte ich vorher die Erfüllung der ersten Pflicht jedes Mannes: ein Weib zu

nehmen; dann die daraus quillende: meine Kinder groß zu erziehen und für mein Haus zu sorgen. Bliebe mir dann Zeit und Kraft, so kümmerte ich mich um des Nachbars Kinder, oder um mein Dorf, und ließe nicht dem guten Glück oder dem Unglück die Bewohner meines Vaterlandes, ließe nicht mein Haus ungekehrt, um Andrer gekehrte Häuser zu kehren! Und wäre ich dennoch so lieblos und verstandlos gewesen, in die Ferne hin als Sendling zu gehen, und sähe dort die Sonne scheinen, die Saaten auf dem Felde wallen, so vermuthete ich doch: Tien ist hier bei dem Volk, und weil Der da ist, zöge ich heim! Oder ich sähe nur Eine Mutter ihr Kind säugen und lieben, und alle Kinder ihre Väter und Mütter verehren, wie ich es noch nicht gesehen, so vermuthete ich: Tien lebt in den Herzen des Volkes, und weil Der da ist, zöge ich heim! Oder ich sähe, selbst schuldenbelastet zum Erdrücken: hier hat der Kaiser keine Schulden, und das Volk keine Schulden, so vermuthete ich: hier walten alte weise Gesetze, und zöge beschämt heim! Es ist gottlos, alle andere Menschenherzen der Völker für gottlos zu halten; denn wenn sie es wären, könnte ja auch der Himmel mit allen Sternen gottlos sein, wo ihr nicht hin könnt. O Jammer! Nicht wahr? — Aber deine Kanonen sind doch in gutem Stande, Ta=Yao=Wang? Daß sie doch nun mir los gehen gegen den Lytsching! Laternen angezündet! Ich will sie mustern!"

Dabei reichte er ihm sein Schnupftabacks=Fläschchen zur Beehrung daraus Taback zu nehmen, und Schall wechselte die Farbe, hätte sich gewiß mit irgend einer Art Antwort vertheidigt, da eine Beschuldigung ohne Entschuldigung ein Zugeständniß der

Schuld ist; aber er schwieg darüber, um von dem entschlossenen Usankuei zur Belohnung der dem Kaiser nicht geleisteten Dienste nicht noch in Ketten geworfen zu werden, und er beschloß, zugleich zu Gunsten des Kolao, Lykientaï, mit wenigen Zügen ihm Lytsching's furchtbares Wesen zu schildern.

Als Usankuei nachher im Sternenglanz und von den bunten, hohen Laternen beleuchtet, sich auf ein Kanonenrohr gesetzt, und Ta-Yao-Wang mit dem Kolao Lykientaï auf die Kanone daneben zu seiner Rechten, wünschten sie ihm Glück; und Ta-Yao-Wang sprach: „Feldherr, du wirst keinen Unzufriedenen mehr zu deinem Heer auftreiben, wie wir nicht, und keinen Zufriedenen. Der Unzufriedenen im Reiche unter dem Himmel waren nur wenige, nur Eine Million, und Lytsching hat sie alle. Die Zufriedenen aber sind eben zufrieden, auch mit dem Lytsching, und sind nicht aufzuregen! Wir haben verschiedene Männer einfangen und vor uns bringen lassen; Einer sprach: „Lytsching ist doch ein Chinese, und also himmelweit besser als jeder Fremde. Und wenn Do selber vom Himmel käme über uns zu herrschen, so ist er ein Fremder, kein Chinese, und es wäre eine Schande ihm zu gehorchen, und wenn er uns den Reis und die Früchte, und Gold und Ginsang vom Himmel regnen ließe. Einem Landsmann zu gehorchen aber beraubt uns nicht der Ehre! Wir haben seine Ehre mit, was für Männer in uns stecken! Darum, hat auch Lytsching keine herabhängenden langen Ohren zum Zeichen der hohen Abkunft, noch lange Nägel zum Zeichen des Müßiggangs, so ist er doch furchtbar, und bekümmert sich um Alles. Das macht den Herrn! Um des Himmels willen aber verrathet mich

nicht, daß ich von ihm mit Euch gesprochen habe! Denn er wird schon ein Vornehmer, und die Vornehmen wollen nicht über sich reden lassen. Das ist ihr Vorzug; und schweigen ist des Volkes Sicherheit." — Der Andere entschuldigte sich: „Unsere Last und Arbeit ist unter jedem Herrn gleich; jahraus, jahrein. Wohin sie unsre Abgaben führen, was sie damit machen, und wer mit dem rothen Pinsel schreibt, das macht uns keinen Unterschied. Wir sind zufrieden." — Der Dritte entschuldigte sich: „China kann Niemand erobern, nur den Thron. Den Tien, die Sonne, die Erde, Frau und Kinder kann uns Niemand wehren. Tien's Gnade ist ein unabgrabbarer Strom. Unsre Sitten und Gebräuche auszurotten, nur zu ändern, dazu ist jeder Mensch zu jung, und keiner wird alt genug dazu! Ich werde meinen Zopf und meinen Rock tragen wie meine Väter vor tausend Jahren; meine Aeltern ehren und begraben, und selber sterben wie alle! Sagt, was will ich weiter? Ich bin zufrieden!" — So redeten Alle, weil Alle so denken. Darum erwarte auch du jetzt keinen großen Zulauf, der zu jeder großen Volkshandlung erforderlich ist. Das chinesische Volk gleicht einem Elephanten, den jetzt nur eine Bremse gestochen und noch umschwärmt; oder dem eine schlaue freche Maus, vielleicht aus Noth zu ihrer Errettung, in den Rüssel gekrochen ist, und die der Elephant schrecklich hinaus blasen wird! Aber es müssen noch mehr Unzufriedene werden, noch über andere Dinge Unzufriedene, die Lytsching noch thun muß, und thun wird; denn seine Macht reißt ihn fort. Seine Unzufriedenen dürfen nie Zufriedene, nie Glückliche werden, aber Unzufriedene mit ihm. In jedes Argen Glücke liegt sein Unter-

gang! Seine Million Alt=Unzufriedene giebt auf China's Einwohner nur Einen Mann auf Dreihundert. Blutwenig! Denn Allen kann nicht Alles gefallen; selber nach den Gesetzen muß Vielen menschliches Unrecht geschehen! Nicht Alle können Glück haben in ihrem Vorhaben, in ihren Arbeiten, obgleich in China kein Drücker ist, sondern ihr lebhafter Geist und der Quäl=Geist der Erde: der Hunger, sie unermüdlich treibt. Und wie übermenschlich tapfer ist jeder Chinese, als der wahre himmlische Geist, dem gar nichts an einem, an diesem, jetzt seinem Menschenleibe liegt. Ich selber bin erstaunt, der ich doch unsre h. Paar Martyrer kenne und verehre. Hier ist jedes alte Weib, jedes Kind ihnen gleich, und übertrifft sie noch, da sie es ohne das Heil und nicht um das Heil sind. Ich begreife nicht, wo der natürliche Mensch solche göttliche Kraft hernimmt, als wohnte Gott in jedem von selbst. Denn damit du auch die Kriegsmandarinen nicht der Feigheit beschuldigest, so erlaube, daß ich dir den Prinzen Tsche=U herrufen lasse, daß er dir die Ersäufung der ganzen großen Hauptstadt Kaïfong durch den Hoango, die ungeheure große gelbe Wasserschlange, oder Wasserpulsader des Reiches unter dem Himmel, erzählt! Er ist der Einzige, der in seinem großen vorräthigen Sarge als Kahn, der Sündfluth entgangen, ein zweiter Noah! Er kommandirt als Hauptmann jetzt eine meiner Batterien von zwanzig Kanonen."

„Der Feigling!" murmelte Usankuei.

Und nachdem Pater Schall den Prinzen rufen lassen, und sie ihn erwarteten, sprach er: „Welcher felsenfeste Wille im Volk,

jeden Emporkömmling und Eindringling in China zu vertilgen! Auch ist nichts entsetzlicher, als ein ruhiges Volk mit Mord und Ketten zu überfallen. Schon zum Kriege erwecken hat furchtbare Folgen; denn der empörte Muth, der dann nicht donnern, schlachten, wüthen und lodern kann, bricht darauf gegen andere Dinge aus, der Haß will und sucht und findet einen Gegenstand, den er zerstört. Lytsching's Heer ist nur der durch die Mandschu erregte Geist des Widerstandes der Chinesen. Als aber ihr Kaiser Taitsong starb, und seinen 300,000 Mann zugleich die Seele ausging, da wurden aus dem entlassenen Heer der Chinesen einzelne Raubhorden, mit denen Lytsching erst Wandrer beraubte — und sie behielt, Städte beraubte — und sie behielt — Provinzen beraubte — und sie behielt. Nichts half. Der tapfere Mandarin von Tschensi, der Fusonlong, verlor lieber Nase und Ohren, als gefangen der starken Vestung Han-Tsching zu befehlen, sich zu ergeben. Der tapfere Tsche-Uki ertrank wörtlich in Menschenblut bei der Erstürmung von Ningukoan. Der unerhörte Preis, der auf Lytsching's Kopf gesetzt war, bewirkte nur, daß er eine gräßliche Schmarre über Wange, Lippen und Kinn empfing. Daran ist er zu kennen! Den neben ihm einzig großen, kühnen, jungen Feldherrn Logeusen, der ihm 40,000 Mann zugebracht und in einem Aufstande des Heeres sein Nebenbuhler zu werden drohte, ließ er ohne Weiteres im Schlafe ermorden. Da aber sich Keiner an ihn gewagt haben konnte, als Lytsching selbst, so fiel fast die Hälfte seines Heeres von ihm ab, ging zu den Reichssoldaten über und Lytsching schlug demnach 60,000 Kernmänner wie Kinder mit hölzernen Säbeln, eroberte Honan, und der

Ruhm seiner Großthaten verschlang die Meinung: er sei ein Straßenräuber —

Da nahte der Prinz Tsche=U, eine würdige hohe Gestalt, bei den Lichtern funkelnd in seinen gelb= und goldnen Gewanden, und Usankuei fragte ihn streng: „Warum hast du dich in deinem Sarge als Kahn allein von allen aus der Ersäufung der Stadt errettet?“

„Feldherr,“ antwortete der Fürst, „mein Sohn war ertrunken; und du weißt, die wenigen großen, immer nöthigen Menschenpflichten gehn immer über alle Pflichten, die nur Tage und Umstände uns aufgeben. Welcher Mann soll ohne Nachkommen sterben? Ohne einen Sohn? Doch einen Sohn haben, ist Tien's Gesetz! Himmlische Gesetze dulden keine Ausnahme. Für den habe ich also nach meiner Flucht gesorgt, hoffentlich reichlich, und nun bin ich wieder Vaterlandsvertheidiger. Wie kann ein Kinderloser, also im Grunde wahrhaftig auch ein weibloser, anders als ohne Hoffnung sterben, also wahren, erlaubten, gerechten Muth haben? Verzweiflung und versäumte Pflicht gibt thörichte, gottlose Tapferkeit. Jetzt will ich zehnmal sterben, da ich niemals sterbe! Feldherr! Und waren noch Andre in meiner kinderlosen, verwaiseten Lage — denn der Kinderlose ist der elendeste Verwaisete — so bändigte sie die Unmöglichkeit. Denn — —“

Prinz Tsche=U mußte aber erst tief Athem holen vor Ueberfüllung der Brust vom nochmaligen Ueberschauen der Schrecken, die er berichten sollte; dann sprach er: „Lytsching belagerte uns in der großen, volkwimmelnden Hauptstadt Kaifong zum dritten Male. Also mit welcher gesteigerten Wuth! die er, gelassen wie ein Wiegenkind, in eisernen Befehlen aussprach. Das erste

Mal stürmte er Tage lang, ohne Menschen zu schonen, deren er wie Gras auszugeben hatte. Ich hatte mich mit allen meinen Leuten und Schätzen in die starke, mit doppelten, hohen Mauern und Graben und Wällen befestigte Stadt geworfen, um der Stadt Gewicht zu geben und Viele mit mir zu erhalten; denn er vertilgte alle Prinzen und ihr Geschlecht umher. Wir ermüdeten ihn und er zog ab, um andere Städte, wie Nester voll Gold, ganz auszunehmen, und mit gestärkter Wuth zurückzukehren. Ich ließ ihn im Gesicht verwunden und krank zog er ab, bis er heil war, und aus dem schönsten Manne zum häßlichsten gemacht, mit allen seinen Hunderttausenden die Stadt umschloß, die er seinen Kriegern verhieß und sich zur Residenz ausersehen, doch so lange, bis er Peking dazu mache. Wir hielten uns tapfer, wenn wir auch sahen: wir sind verloren ohne Entsatz, der aber von Peking her unterwegs war. Und das kaiserliche Heer kam und sein Führer. Welch' ein Mann! Wir erstaunten; und er wird in der Geschichte der tapfern Ameisen, die Menschen heißen, immer ein Wunder bleiben! Wir hatten bei Sonnenuntergang die Runde um die Mauern gemacht und das Lager der armen, verführten, aufrührerischen Brüder und Vaterlandskinder beobachtet, die jetzt gerade unsere Feinde hießen und waren. Sie lagerten rings um die Stadt in den Niederungen und auf den darin sich befindenden Hügeln. In großem Bogen umzog sie der unerschöpfliche Riesenstrom, der Hoangho; aber von Riesendämmen wie bezaubert, *in der Höhe* hin, über den höchsten Zelten, selbst über den Hügeln hin, die alle in der Wasser Macht standen. Wir sahen nur völlige Ruhe im Lager, kein Anzeichen eines Sturmes die Nacht.

Nur die Sonne ging mir so wunderlich unter. Aber wer faßt ungeheurere Gedanken, wer thut größere Thaten, wer sieht Alles, was möglich ist, so scharf, als ein Herz voll Vaterlandsliebe? Wer schont sich und Andere weniger als die Liebe? Denn wir saßen im Rathe zu Mitternacht, im alten Hause der Befehlshaber, berechneten und theilten unsere Mittel ein, und hatten so eben beschlossen, sogleich zu einem fürchterlichen Ausfalle aufzubrechen, um dem Heere der Unseren jenseit der Feinde die Hand zu reichen. Da wehte die Nachtluft uns Rauschen herein; erst stoßweise, wie von einem Wehre; dann brachte sie, schwerer beladen, breiteres, lauteres Rauschen mit .... dann gellte sie auf einmal von einem hunderttausendstimmigen Schrei .... dann war sie mit dumpfem Geräusch wie überladen, welches von Gebrüll von Schlachtvieh gleichsam Sprache bekam, oder wie von heller Flamme erleuchtet ward. Wir waren aufgesprungen, wir hatten uns an den Händen gefaßt, voll Ahnung, ja Ueberzeugung von einem Ungeheueren. Da pochte der Diener gewaltsam an unsere Thüre. Ich öffnete. Da stotterte er kaum hervor: „Ein Mann ist drunten aus der Erde gestiegen — — — da ist er! und noch Einer! Der Drache verschlingt die Erde! Hört, wie er heranrauscht!“

Die goldblinkende hohe Gestalt trat ein; ein noch junger, uns unbekannter Mandarin vom kaiserlichen Entsatzheere, mit leuchtenden Augen, Siegesjauchzen auf seinem Gesicht, naß bis über die Knie; wir dachten jetzt an nichts Anderes; denn das Neue ist der Herr der Welt; dem Donner gehören alle Ohren, dem Blitz alle Augen. Er entblößte sein Haupt vor uns, im Werthgefühle seiner Größe, und sprach gelassen: „Setzt Euch,

Händen am Ufer standen. Ich erholte mich von dem Jammer, verkleidete mich dann in einen Bauer, und fuhr mit einem Wagen, mit Salz beladen, nach Kaïfong zurück, wo das Salz, den Hoangho salzend, gewiß zerschmolzen und willkommen war. Aber auch die leicht gebauten Häuser der wie gescheuerten, nassen Stadt waren wie geschmolzen, gesunken, eingestürzt. Ich sah den Lytsching in meinem Gehöft meine Schätze vertheilen; und nie hat ein Lebender sein Gut mit so gelassenem Gesicht zerstreuen gesehn. Sie suchten meinen Leichnam, und trugen nur den meines Sohnes hervor, den ich nur, als wär' ich von Stein, betrachten durfte. Ich hörte jetzt den Lytsching zu seinen Mandarinen sagen, wie er schon von dem tapfern Tscheu-Yuki gesagt: „Wo wären wir, wenn es noch drei solcher entschlossenen Mandarinen gäbe! O Himmel, siehe doch einmal mit Augen und Herzen herab: in welcher blinden und trägen und eigenwilligen Macht und Gewalt deine Erdgeister stehn, daß Ich kommen kann! Daß es solche Morde kostet, mich Einzigen zu ermorden!“ So sprach er bewegt. Und glaube, Usankuei, der Mann ist groß, hochgesinnt, tapfer und ehrt die Tapferkeit, ja das Unglück! Er wird den Kaiser schonen und seine Kinder — und nur die saumseligen, verblendeten, selbst-herrschsüchtigen Mandarinen richten, die ihren Herrn in Unwissenheit über alle Gefahr und Noth lassen, und sich scheuen das Bessere zu glauben und das Neue anzuerkennen, weil sie alt sind und es ihnen neue Mühe macht. Aber fallen sie nun nicht? Sie fallen durch Lytsching, oder durch dich. — Ich begrub meinen Sohn! Ich fand meinen verborgensten, größten Schatz, der zu deiner Verwendung bereit liegt,

o Feldherr! Unser Heer wich ohne Schwertschlag zurück nach Peking, das wohl 150,000 Mann vertheidigen werden, bis du kommst!"

Der Prinz schwieg, und der Kolao Li-Kien-Taï vertraute Usankuei, daß er es gewagt habe, dem Kaiser einen Schnellläufer mit der Bittschrift zu senden: er möge das Reich seinem Sohne leihen, und sich flüchten und bewahren, bis das Gewitter vorüber sei.

Usankuei schickte aber von der Stelle weg fünfhundert kühne, leichte Reiter, um im Volke bis nach Peking auszubreiten: „Usankuei kommt mit den Mandschu!" Denn, meinte er richtig: erwartete Hülfe gibt Zutrauen und Standhaftigkeit, das Unglück abzuwehren; und wo das Unglück dennoch eintritt, da hat es seine Trostlosigkeit und Verzweiflung verloren; es ist nur vorläufig, nur halb, noch gar nicht recht wirklich geschehen; denn Der es umwendet, naht! Der es rächt, bleibt nicht aus! Dem Volke inneren Halt zu geben, that Noth. Denn Lytsching hatte sich lassen zum Kaiser von China ausrufen, und der hohe Mandarin und Befehlshaber der stärksten Festung vor Peking stellte ihm nur die Bedingung der Uebergabe, daß er seine einzige, schöne Tochter zur Frau nehme, welche Lytsching mit Freuden erfüllte, da jeder Chinese gern alles Gute doppelt hat, um desselben recht sicher, also desselben recht froh zu sein. Aber zum Verhüten des Unglücks kam Usankuei's Hülfeverheißung zu spät.

Denn als der Feldherr auf diese Unterredung wieder nach seinem Nachtlager über die 200 Fuß breite Landstraße ging, (deren Hunderte viele hundert Stunden lang dem ackerbedürftigen, auf

Flöße und auf erdebestreute Berge, säenden Volke ein kleines Königreich an fruchtbarem Lande nutzlos rauben) — schallte ihnen eine von zwei tartarischen Steineseln getragene Sänfte entgegen, die ein armselig gekleideter Mann, eine weiße Laterne tragend, auf seinem Steinesel begleitete. Der Mann hielt, und fragte leise den Usankuei, wo er — zu Usankuei käme? „Der bin ich;" antwortete dieser laut.

„Leis, leis! Sie schläft," bat ihn der Führer.

„Wen bringst du?"

„Fast eine Todte; aber eine Kranke noch! Dir soll ich sie bringen."

„Mir?" fragte Usankuei. „Wie heißest du?"

Und der Führer flüsterte ihm in das linke Ohr seinen Namen. Und Usankuei hörte den Namen Quan-Ping, des Erziehers des Kaisers, winkte seinen Begleitern, immer vorauszugehen, und als sie weit genug fortgegangen, fragte er: „Und das Weib, das du bringst, ist?" —

„Ach, Usankuei, was müssen die Sterne sehen!" seufzte Quan-Ping. „Was hab' ich die Nacht reisend, den Tag ruhend, der Sonne und der Menschen Augen, und ach, den Augen des armen, treuen, guten Kindes, Usankuei, der armen Waise verborgen! Siehe sie an, sie schläft! Es ist Tien-ling, des Kaisers Tochter."

Usankuei war nicht der Mann, vor Schreck auf die Erde zu sinken, oder den Sternen oder dem blauen Himmel das Leid aus Angst zuzurufen; er blieb reglos stehen, nicht einmal das Haupt gesenkt. Aber sein Herz durchschnitt fast unerträglicher Jammer.

Er sah deutlich vor Augen, was alles geschehen sein mußte, ehe des Kaisers Tochter als arme Waise hier auf der Landstraße des Nachts wie eine andere bedürftige Kranke reise; er sah: Peking mußte gefallen sein .... nicht erobert, sondern verrathen!.... Der Kaiser mußte todt sein,.... aber zuvor mußte die Kaiserin und alle seine Frauen und Kinder hin sein; denn ehe wäre Er nicht gefallen. Er sah in den Schreckenstag des Hineinstürmens der zahllosen Horde zu Feinden gewordener Brüder; wie in einer bunten Zauberlaterne zogen die vielen Straßen, die Häuser, die einzelnen Zimmer an ihm vorüber, alle voll stummweinender Alten, voll weinender Mütter und rathloser Väter, voll Jungfrauengesichter voll der entsetzlichsten Befürchtung, und vor Furcht sich verkriechender Kinder.... und die Mütter stürzten sich mit den schönen erwachsenen Töchtern in den Hausbrunnen.... und der Vater schlang den Kindern den Strick um die willigdargebotenen Hälse und hing sie zuerst auf, und dann sich; so daß er zuletzt nur Ein großes schreckenvolles Menschenantlitz sah, groß wie eine monderhellte Nachtwolke; und daß er glühte, als hätte sich ihm ein großer, feuerspeiender Berg aufgerissen, in dem tausend Kammern voll von Flammen gepeinigter Menschen die Hände rängen nud den Mund öffneten, um zu schreien.... aber wie im Traume nicht schreien könnten. Als ihn der Jammer so durchgewürgt, schüttelte ihn der Zorn, der eben so groß war. Rasch aber schlug in seiner Kraft der Zorn in die Freude um; das Volk, das tausendfaches, eignes Elend lange Zeiten ruhig erduldet (da der Mensch selbst ohne Mitleid mit sich lebt, denn er ist immer stärker als das, was er

trägt, und schämt sich höchstens seiner Schwäche wie einer Schande), dasselbe Volk wird aufgeschreckt zu Mitleid durch Schandthaten an seinen Herren, an seinen Nachbarn, ja nur an seinen Hunden. Darum hoffte er an unzähligen Mitleidern unzählige Mitstreiter.

Die müden Steinesel schüttelten sich und schellten; das erweckte ihn in die Gegenwart und lockte ihn leis an die Sänfte zu treten. Der alte Hofmeister Quan=Ping erleuchtete ihm mit der Laterne den rothen Vorhang der einen Seite der bequemen, länglichen Sänfte; von der andern zog sich Usankuei den Vorhang leise hinweg, und so sah er, selbst rosig beglänzt, in weißen rosigbeschimmerten Trauerkleidern und blassem rosigbeschimmerten zauberisch=schönem Gesicht das liebe Kind des Sohnes des Himmels in ruhigergebenem Schlafe ihre zarten Hände im Schooße gefaltet; Brust und Nacken nach aller Chinesinnen nicht schamloser, sondern züchtiger Weise keusch verhüllt, als ziehe sie im Sarge hin, vor den alten, heiligen Tien zu treten.

Gewiß hatte sie sich über Tags von ihrem Führer einige weiße Trauerblumen von Wiesen am Wege pflücken lassen; sie steckten verwelkt in dem schwarzen Haar ihres Hauptes, das eine Haube in Gestalt eines Vogels bedeckte, dessen weiße Flügel sich noch zu den Seiten an ihren Wangen herab schmiegten. Um die Hüften lag ihr ein Verband, da sie der Kaiser, ihr eigener Vater, in der Absicht sie zu retten durch Ermordung, mit dem Dolche verwundet hatte. Usankuei beschied sich später zu erfahren, wie sich alles im Schlosse von Peking begeben habe. Er hatte genug an dem Anblick der armen Tochter, die ihm nun gehörte, da sie

der Kaiser ihm selbst zur Frau geben wollen, aber auf seine Bitte, sie seinem Sohne verlobt. So war sie errettet und durch gute Freunde ihm zugesandt, denn hier; während sein Sohn Sekosa und sein Vater Usiang in Peking waren, deren Schicksal ihm jetzt bittern Kummer erregte. Die arme, gehorsame Tien-ling wußte wohl, daß sie zu ihrem künftigen Gemahl geführt werde, aber sie hatte niemals weder Sohn noch Vater gesehn.

Tien-ling erwachte, und die Silber-See'n ihrer Augen gingen auf und glänzten klar. Und ihr Führer sagte ihr: „Wir sind gerettet! Wir sind da! Das ist er!"

Sie setzte sich auf. Aber sie fuhr mit der Hand nach der schmerzenden Seite; und den Schmerz verbeißend, blieb sie einige Zeit ganz still, während sie sich innigst schämte. „Der gute Vater!" sprach sie dann ehrerbietig, und reichte gehorsam die Hand dem Usankuei, der sie in beiden Händen hielt und sprach: „Ehre und Ruhm den Todten! Wir leben, und o Tien-ling, du Seele des Himmels, du bist nun mein! Du bist nun unser! Aber lasse die Sonne durch ihren Wandel dir erst die Trauer abnehmen, wie Nebel vom Berghaupt. Sie kann das, sie thut das. Dann lebst du weiter, du selbst, du allein, doch nicht einsam; denn bedenke: keine Aeltern begleiten ja die Tochter durch ihr neues Leben!"

Sie sah ihm lange in das sanft schimmernde Antlitz; der schöne, auf seiner Kraft ruhende Mann, war der Retter, der Rächer, ihr einziger Halt, und sollte ihr, wie sie wähnte, bald Alles sein, was je ein Weib begehren, was je ein Mann dem Weibe sein kann. Da sank der noch in seinem quellenden Samen-

korn verschlossene Keim der Liebe und Treue in ihr Herz. Sie glühte vor Schaam einen Augenblick. Aber ihre Lippen blieben stumm, ihre Silbersee'n überzogen sich mit Thränen, sie lehnte sich wieder zurück und nur ein wehmüthiges Lächeln erschien auf ihrem erblaßten Gesichte.

Und ein Verehrer Tien's, des in immerwährendem Vergehen immerwährenden Himmels, hätte in seiner Seele gewiß dazu vor Bewunderung gesagt: O welches schöne Leben erst aus dem Tode! Welche entzückende Wunder nur durch die Vergänglichkeit! Welcher Edelmuth, welche Götterthaten, welche Liebe und Treue und unerschütterliche Festigkeit und Hoheit, erst alle aus den niedrigsten Schandthaten, als goldene Krone auf ein Haupt aus Staub, als leuchtender Bogen auf Thränen-Regenwolken! O Tien, wenn Niemand stürbe! Wenn alles eisern, ja diamanten wäre! Wenn du dich nicht verwandeltest, Himmel, und du, o Erde! Aber so — was will eine Seele mehr, ein Erdgeist? Was soll uns die Hoffnung? Was soll uns ein ruhiges, nie gestörtes Harren? Der Edle ist immer der Selige. O die Erde und die Bösen könnten noch böser sein, sie wären noch Diener und Zeugen der Seligkeit; Nacht, die die Sonne — schwarze Erde, die Rosen gebiert! — Und er hätte vor hoher, himmlischer Freude geweint. So fühlen sich auch alle, die mit reinem Herzen Großes leiden. Sie wandeln am gemeinen Tage im Himmel. Niemand kann sie trösten; Niemand soll sie trösten. Was ihnen Jemand geben könnte, wäre nur Nacht und Staub gegen ihr Licht und ihre Himmelsschätze.

Und so dachte zu seinem Troste und zu seiner Fassung der

hochherzige Usankuei, der treue Anhänger der reinen Lehre des großen Kong-Fu-Tsé, während er selbst die Laterne nahm und dem alten treuen Diener Quan-Bing in sein Gehöft vorleuchtete, wo er des Kaisers Tochter eines der kleinen Häuser eingab, und sie mit allem versorgen ließ. Den müden Alten ließ er ruhen, ohne ihn diese Nacht um Erzählung des Geschehenen zu quälen, der ihm allein nur noch das letzte Wort des Kaisers vertraute; wohin er seine drei Söhne gesandt — nach Kantong, zu den Schwestern der Kaiserin, in ihr Vaterhaus. Drauf war dem alten Manne wohl, denn er hatte alles vollbracht, was ihm wie ein Stein auf dem Herzen gelegen.

Am Morgen war er todt. Und auch Tien-ling, voll Furcht vor allen Menschen geworden, verlangte so beweglich: mit Usankuei zu ziehen, daß er sie wie ein Heiligthum mit sich führte. Er ritt über Tage auf dem Marsche öfter an ihre Sänfte und fragte besorgt, wie sie sich befände. „Wohl“ sprach sie, indem sie ihn flüchtig anlächelte. Aber ihre nunmehrige Begleiterin sprach: „Sie weint beständig leis, und spricht kein Wort.“ Darum beschloß Usankuei, ihr durch Reden von ihrem Unglück das Herz zu erleichtern, und als sie im nächsten Nachtlager wieder in demselben Gehöft mit ihm ruhte, ging er zu ihr, und fragte sie nach dem Schicksal ihres Vaters und ihrer Mutter; denn es n u t z e ihm, alles zu wissen, es nutze ihren Brüdern!

„Ach, die armen Brüder,“ seufzte sie; „wo mögen sie sein? Gewiß hat sie Lytsching erreicht! Und ach, die arme Mutter! Nun schläft sie besser als wir Lebendigen alle, als ich und du. Ach, wenn sie sonst nie nach öffentlichen Dingen fragte, noch,

als wider die Sitte und wider das Volkswohl, fragen durfte, so schüttete doch des Nachts der gute, nur zu gute Vater das Herz voll Sorgen ihr aus — und am Morgen kam die Mutter zu uns in diesen Tagen der Noth; wir versammelten uns um sie, und hörten ihren Klagen ängstlich zu, und ihre verschwiegene Furcht durchbebte uns desto innerlicher, wenn sie mir mit der sanften Hand die Haare aus der Stirne strich und dazu weich lispelte: „meine gute Tochter!“ oder „ach, meine arme Tochter!“ Und so wußten wir Frauen den einen Tag nach dem andern, was dem guten Vater berichtet war. Ach, ein Herrscher ackert und säet zwar nicht, noch sammelt er Getreide, oder fährt mit Ochsen, oder rudert den Kahn — aber in seinem kleinen Gemach arbeitet sein Geist und sorgt sein Herz mehr und Schwereres als alle kleinen Väter im Volke! Schrecken folgten auf Schrecken. Erst hieß es nur: Lytsching naht — dann: der Mandarin von Kionkoang ist unter dem Vorwand, den Lytsching zu überfallen, aus der Vestung gezogen, hat sich aber mit allen seinen Kriegern nicht wieder sehen lassen! darüber hat der zweite Mandarin, Mataï, vor Zorn seiner schönen Gemahlin die Kehle abgeschnitten, aber ist dann auch mit den übrigen Kriegern entflohen. — Dann hieß es: der Mandarin der letzten Vestung vor Pecking hat sich den Leib aufgeschnitten, weil seine Krieger ihn vom Walle gerissen, als er befohlen, gegen Lytsching die Kanonen abzufeuern. — Dann jammerten wir darüber: Der Empörer hat sich zum „Vater des Reiches unter dem Himmel“ ausrufen lassen und lagert drei Tagereisen nahe von uns. Wir weinten über die Worte unseres guten Vaters, die er im großen Rathe gesagt: „Ach, ich sehe

wohl, daß es mit meinem Stamme zu Ende geht. Und könnte ich zweifeln, so überzeugen mich völlig eure unnützen Worte, und der Kaltsinn, den ihr beweiset mir zu dienen." Die Mutter verwünschte darüber alle Schmeichler und Heuchler am Hofe, und alle Eigensüchtigen, die sich wie zu einer Plünderung an den Hof drängen, nur um hohe Aemter, hohe Gehalte, allerhand Ehrenthiere auf den Bauch und den Rücken, Ehrenknöpfe und Ehrenpfaufedern auf die Köpfe zu haben, um dadurch zu erscheinen: von uns erkauft und uns treu zu sein; die aber uns herzlich verlachen, daß wir sie für so dumm halten, und niemals im Herzen sich mehr um uns bekümmern! — Und so war es wirklich, denn der gute Vater sandte die drei größten, lautesten Redner und dicksten Großprahler der Eunuchen als Befehlshaber mit drei Heeren dem Feinde entgegen. Die Frauen rühmten schon laut ihre Thaten, sprechend: „die schonen keinen Menschen! Denn sie haben kein Herz im Leibe!" — Aber die Mutter kann nur klagen: Sie haben sich geschont. Sie haben die Vorsicht des Vaters gerechtfertigt: Keinem vertrauend, hat er Drei Führer ernannt, und alle Drei haben vor dem Angriff der Feinde die Waffen gestreckt. Aber getrost, ihr meine Kinder! Unsere Stadt mit festen Mauern und Thoren vertheidigen hundert und fünzig mal Tausend Mann. Und ich zähle auf die Scheu, welche die Menschen vor ungeheuern, frechen Thaten haben! Denn vor sieben Jahren, wenn du dich besinnst, mein Töchterchen, zog der edle Tai-Tsong mit seinem Mandschu-Heere, gerührt von dem alten, großen Wohnort so vieler ruhigen, glücklichen Menschen, ohne Pfeilschuß von unsrer Hauptstadt wieder heim! Man sagt, ein

kleiner Chinesenknabe habe ihm nur so freundlich und treuherzig in die Augen gesehn, um ihn zu solcher Menschlichkeit zu bewegen! So vermag dem Himmel alles zu Schutz und Rettung zu werden! Sogar Löwen und Tiger scheuen das heitere, ruhige Menschenauge; und welche Herrschsucht, oder welche Habsucht, oder welche Noth gehört dazu, daß Menschen über Löwen und Tiger verwildern — wenn sie Blut .... wenn sie Gold sehen, sich nicht vor den weinenden Augen eines ganzen Volkes zu scheuen! Und um ihrem großen Vater an den Leib und an die Seele zu kommen, durch Bäche von Blut, über Berge von Leichen seiner Kinder zu rasen mit Siegesgeschrei? Weißt du nicht, wie oft unser Vater sagt: „Es ist etwas Himmlisches um ein Volk, das die Hand mir hält, auch nur einem Kinde in der Wiege seinen Pfirsich zu nehmen, oder einen todten Bettler im Sarge nur gleichgültig oder gar verächtlich anzusehen! Dieses Himmlische ist geradezu der Himmel selbst, unter dem alles lebt und alles geschieht, und darum heißt unser Reich mit dem frömmigsten, mahnendsten Namen für seinen Beherrscher: „Das Reich unter dem Himmel; das Volk unter Tien's Anblick."

„Solche milde Gesinnung des Vaters, deren ich mich zu seiner Ehre erinnern muß, ach, sollte sie unser Verderben zur Belohnung erhalten! Denn am Morgen darauf konnte die Mutter vor Bangigkeit kaum uns erzählen: Unser Verderber lagert vor dem Thore Schang-Dschi-Men, in einem prachtvollen, offenen Gezelt, in aller Würde eines Vaters des Reiches unter dem Himmel! Er ist vor Juwelen und Perlen und Gold kaum anzusehen. Seine Heerführer geben sich Mühe als große Mandarinen

von uraltem Adel zu erscheinen, und haben doch keine langen Ohren. Vor seinem Throne liegen zu seinen Füßen die gefangenen Fürsten von Tschin und Tsin in goldenen Ketten — und jetzt hat er dem Vater zwei der drei übergegangenen Eunuchen gesandt, die ihm lächelnd und frech gesagt: „Lytsching läßt dir sagen, steige vom Thron, und er läßt dir Leben und Freiheit." — Da hat der Vater befohlen, sie in Stücke zu hauen. Sie aber haben sich entschuldigt: „Sie wären erdrosselt worden, wenn sie nicht gegangen, da man sie als Reuige, oder gar nur als bisher verstellte Treulose, gewiß bis vor den Vater lassen würde, damit er endlich einmal ein wahres Wort erfahre! Uebrigens ließe er sie nicht nur in Stücke hauen, sondern auch draußen ihre zwei Bürgen des Lebens, die beiden gefangenen Prinzen!" — Da ist der Vater gerührt und entwaffnet worden, und hat die Verräther ohne Antwort entlassen. Denn Verräther sind sie gewesen, denn sie haben auf ihrem Ein- und Auszug durch das Stadtthor den Mandarin gewonnen, den Feinden das Thor zu öffnen! Aber was wußten wir Armen davon! Der Vater ritt nur ruhig auf die in der Stadt liegende, die Gegend überschauende Anhöhe Kin-Schang, um das Lager des Feindes zu sehen und die Orte zu wissen und zu bestimmen, wo und wie ihm am besten Widerstand zu leisten sei. Ach, ich höre noch die Hufschläge, wie er bald wieder in den Hof des Schlosses gesprengt kam, blaß vor Entsetzen und Grimm!"

Tien-ling hielt inne, schloß die Augen und streckte die Hände wie zur Abwehr der Schreckengestalten und der Stimmen aus, welche jetzt ihr wieder alle auf einmal in der Seele aufstiegen,

da sie, alles erlebend, nur nach und nach erblickt, gehört und ertragen hatte. Sie schrie laut. Sie schauderte vor Furcht, schlug die Augen auf, ließ ihre Arme sinken, und sprach wie aus einem entsetzlichen Traume emporfahrend und seine Hand ergreifend: „Nein! Ich bin ja hier! Du bist bei mir! Aber, Usankuei, das war kein Traum! Daraus ist kein Erwachen! Er war das Leben. Vielleicht, sagen die Weisen, erwacht uns der Tod daraus! Doch Viele wünschen das nicht! Viele begraben lieber das Leben in den Tod, und vertrauen fest: aller Qual und Schande im Tode los und vollkommen frei zu sein. O Usankuei, ich bitte dich um des Himmels willen, sage „Ja! So ist es. Die Todten vergessen das Leben! Die Todten sind über alles Menschliche hinausgehoben im Augenblicke!“ So sprich! Denn wie müßte ich sonst erst den Vater und die Mutter beweinen! Aber wie herzhaft und sicher sie auf immer von der Erde gingen! Ich erstaunte nicht, als ich es sah; und jetzt, o wie rührt es mich tief, und gibt mir Muth, die Meinen zu rühmen.“

„Sei getrost, gute schöne Himmelsseele;“ sprach Usankuei. „Wie frei hat Tien den Tod gegeben *). Siehe, es möchte uns „schaudern, wie er alles im Augenblicke ihm heimzustellen auf „immer, preisgegeben hat. Wandelst du zwischen den Blumen, „da steht jedes Lilienhaupt, jedes Rosenhaupt in deiner Mädchen„gewalt, wie eines Ungeheuers, das die Sonne verschlingen

*) Worte nach den beiden Religionslehrern Mo und Mé, die bei ihrer stoisch-erhabenen, freien und keuschen Strenge doch tief in das chinesische Volk gedrungen und fest und heilig gehalten werden.

„will; wie stehen sie alle in der Gewalt der Sense des Mähers!
„Wie hängen alle Früchte in der Todeswillkühr der Hand und
„des Steines jedes Knaben! Wie sitzt die Spinne ruhig mitten
„in ihrem Nest, ruhig so preisgegeben jedem Vogel, der seine
„Jungen zu füttern umherspäht! Wie steht jeder Mensch in jedes
„Menschen Gewalt! Bedenke das. Und steht der Tod so in
„Aller Gewalt, wie denn nicht das Leben? Unläugbar hat es
„Tien ganz in den Willen des Menschen gegeben, wie er jeden
„einzelnen Tag, jede That zu führen, zu seiner Freiheit gemacht
„hat. Was Er selbst nicht konnte, hat er doch möglich zu machen
„gewußt seinen Erdgeistern. Aber wehe denen, die sie zum
„Grabe zwingen! Das sind die Drachen! Geradezu Alles ertragen,
„das Entehrendste, die Knechtschaft, die Beraubung der Freiheit,
„das ist feig, ist über den Scorpion in dem glühenden Kohlenring."

„Ach, ich klage ja nur über ihren Verlust! über ihr Schicksal;" seufzte Tien=ling. „Ich bin ja dem Vater gehorsam gewesen in heiliger Ehrfurcht, in geduldiger Stille. Nun mußt du mich hören, daß du mich nicht verachtest, als ein unfolgsames Kind! Nur du sollst mich nicht verachten!"

Er lächelte ihre Furcht weg, und nach einer ernsten Stille begann sie wieder: „Welche Verwirrung im Pallast, welches Hereinströmen der hohen und niedern Mandarinen und Diener, die alle das verworrene Gerücht und das allmählig nähere, lautere Kämpfergeschrei und Waffengetös' herscheuchte, mit blassen, bestürzten Gesichtern bei unserm Vater Zuflucht zu suchen, der vor Gesumm und Gelärm nicht zu ihnen reden konnte. Endlich war Stille geworden; und eine Dienerin stürzte herein, unsrer Mutter

verkündigend: welch' ein Wort der Vater gesagt: „Die Stadt geht über. Die Hoffnung ist aus. Mit dem letzten Funken Treue errettet nur meine Kinder! Das ist mein letzter Befehl, dem zu gehorchen ich mir von Euch als Gnade erbitte."

„Nicht lange darauf trat der Vater zu uns ein. Ich hatte bei der Mutter gekniet und sie umschlungen, das Gesicht in ihrem Schooß. Ach, es endete alles, auch das Kindesglück! Sie stand auf. Er blieb vor ihr stehen, streng und feierlichernst. Aber ihr Anblick zwang ihm ein zufriedenes Lächeln ab. Aus der Bestürzung, aus dem Unvermeidlichen hatte sich ihre Seele gefaßt und stark und willig, ja freudig, und doch o wie bescheiden, wie sanft erhoben! Sie sank ihm in die Arme, sie hielten einander fest an der Brust. — Es war eine feierliche, eine himmlische Stille. Nur leise weinte die Mutter zuletzt, überdrängt von allem genossenen Glück. Der Vater ließ sie aus seiner Umarmung, sah sie mild an und sagte zu ihr: „Es ist genug. Geschehen ist ewig. Rette die Kinder. Dann denke an deine Ehre, der Tod beschützt vor Frevel, die mir und dir schändlicher sind als der Tod, und länger schmerzen als Sterben. Auch mir wird nichts geschehen."

Die Mutter schlug die Augen zur Erde. Und der Vater war hinweg. Die Mutter hatte ihn verstanden. Ihr Blick erhob sich zu der, aus dem heitersten Himmel sie anlächelnden Sonne, und sie sprach: „Von dir nicht nehm' ich Abschied, Sonne! Von dir nicht, Himmel! Soll wohl der Tropfen Abschied nehmen von dem Meere? O d e r  d e r  P f e i l  v o n  d e m  Z i e l! Auch freu' ich mich auf meine Väter, meine Mütter alle! Aber meine Kinder, bringt sie her! Denn sie verlaß ich, sie verlier' ich lange, auf

lange. Erde, Bäume, Vögel, Flüsse — eine Wohnung, hier alles dieses Spielzeug, das findet jeder überall sich wieder." Und dennoch sah sie sich noch einmal um, besah die Flechten ihres Haares, und nahm das Kleid auf, und besah sich selber lächelnd wie ein Kind. Da kamen meine Brüder, ach, die lieben Knaben!

„Die Kinder!" rief sie, fiel einem nach dem andern um den Hals, dem Kleinsten zuerst, und weinte heiße Thränen dann am Halse des Erwachseneren, der künftig auf Erden seinen Vater vorstellen sollte, und der Vater sein des Volkes. Dann sprach sie rasch, wie der Vater: „Es ist genug. Gedenket mein! Wir scheiden kurz auf lange, lange. So hat der Himmel und die Erde es uns gebracht. Da ist kein Mittel sonst, als daß ihr geheim zu meinen Aeltern geht, durch diesen treuen Freund geführt. Der Himmel bringe euch glückliche Flucht! Das Eine bitte ich nur von ihm. Nun kommt, nun küßt mich alle zum letzten Mal! Nun küsse ich euch zum letzten Mal." — Dann richtete sie sich auf, und sprach getrost: „Nun geht!"

Die Brüder fielen aber noch alle drei über mich. Und wir sprachen kein Wort. Und als sie fort waren und über den Hof gingen, hing die Mutter mit ihren Blicken noch an ihnen, wie die untergehende Sonne, bis der letzte verschwand. Dann eilte sie rasch in ihr Zimmer, wohin sie sich nur zwei Dienerinnen nachwinkte. Todesangst befiel mich. Von Sehnsucht überwältigt stürzt' ich ihr nach. Sie wandte sich um, sie fing mich auf in ihren Armen. Ich wollte sie nicht verlieren. Wer kann die Mutter lassen ohne Scheidewort! Sie küßte mich. Sie strich mir

wieder die Haare aus der Stirne, wie sonst aus Ahnung dieser Stunde schon zuvor. Aber jetzt sprach sie zu mir: „Mein edles Kind! Meine starke Tochter! O meine keusche Himmelsseele, mein nur nicht ehrloses Kind! Ist einem Manne je erträglich, daß ein berauschter Krieger den Leib seines Weibes .... O Himmel! Oder ist das einem Weibe willkommen ... O Tochter! Das Weib hat eine Himmelsseele; und ich weiß es gewiß, auch du wirst den Namen führen in der That! Wenn du mich je geehrt, mich je geliebt, so läßt du mich nun .... auch wenn es sei, auf immer. Doch jetzo sind wir beide Frauen!"

So ließ ich sie. So verschwand sie mir! Und nur diese, wie allmächtige, Worte konnten mich aufrecht halten, sie — wie andere Weiber es nannten — erschrecklicher wieder zu sehen! Denn bald nachher thaten ihre Dienerinnen die Thüren auf. Die Weiber erhoben ein herzdurchdringendes Geschrei, als sie die Todte nur kaum wie mit den Fußspitzen auf dem Fußboden stehen sahn — todt! Da kam der Vater wieder; ernst sah er die vor der höchsten Frauenschmach, durch einige Fäden des Seidenwurmes, errettete Mutter. Er deutete nur mit einer empfehlenden Handbewegung den andern Königinnen, seinen Gemahlinnen hin, der blühenden Schaar der allerschönsten Töchter des Reiches. Denn statt des Gestöhnes und Schluchzens und Händeringens, oder der Erstarrung über das Schicksal, ja das plötzliche Ende des Vaters, der Mutter und all ihres Glückes, das ihnen wie aus heitrer Luft von einem Donnerschlag zertrümmert lag — wurden sie Eine wie alle ruhig .... ernst .... gehorsam .... willig .... ohne Murren, ja ohne ein Wort drängten sie sich zum Tode fort.

Und nichts war zu hören, als in den Nebenzimmern hie und da ein leises Geräusch, oder ein umgestoßener Stuhl!

Mir aber traute der gute Vater nicht zu, von selber aus solcher Jugend, aus solcher Liebe und Herrlichkeit zu fliehen! Er trat vor mich hin und frug mit Thränen: „Woher doch kommt es, daß Du des unglückseligsten Vaters Tochter bist? Deine ehrbare Mutter und meine andern Gemahlinnen alle, die Du dort schweben siehst, sie sind in Sicherheit. O Tien, aber jetzt laß mich meine einzig theuere Tochter noch retten!“ Er deckte mir seine heiße linke Hand über meine Augen, wovor ich mich unwissend seitwärts wandte — und unter seinem lauten Gestöhn, fühlte ich seinen Dolchstich brennen unter meiner Brust.

Tien=ling lehnte sich jetzt wieder zurück wie damals, und schien zu sterben. Usankuei aber, so sehr ihn alle ihre Worte zu schrecklicher Vergeltung an Lytsching gereizt hatten, mußte doch auch jetzt sehen, welch ein Meisterstück Tien's das schöne Mädchen sei, an welcher er alle seine Gaben gleichsam verschwendet, alle seine Kunst und Meisterschaft bewiesen, um immer wieder den Menschen zu zeigen, was er vermöge, um einer Himmelsseele ein Gewand zu weben, weißer als die Blätter der Lilie, reizender als der begeistertste Künstler nur aus leblosem, lieblosem Marmor. Er hatte gemerkt, wie sie unwissend ihn für ihren künftigen Gemahl hielt, wie sich ihre Seele schon schüchtern und verborgen ihm zugewandt — er dachte schon, daß sein Sohn Sekosa sie ja noch nicht gesehen, und mit der Furcht, als wenn sie ihm damals hätte sterben können, frug er sie heftig: „Und wer errettete Dich, Tien=ling, denn Du bist ja bei mir?“

„O das waren bittere Stunden! Eine schauerliche Nacht!" begann sie wieder, sich besinnend. „Durch das fortwährende Getöse in der unermeßlichen Stadt hörte ich den Vater, kriegsgerüstet, wohl mit hundert Andern zu Rosse fortsprengen. Aber er hatte auf der Anhöhe richtig gesehen, daß sich das zahllose Heer der Feinde links und rechts an den Mauern hin in die Stadt ergoß. Alle unsere Kämpfer, immer von den Seiten und im Rücken angefallen, waren nur Opfer. Des Vaters Erscheinung ist vergebens gewesen! Vergebens sein Angriff auf Eines der Thore, deren neun schon die Feinde erstürmt! Mir rannen die Thränen, als ich die Reiter wieder in die Höfe zurücksprengen hörte — als nun vom Thurme die große Sturmglocke, heftig gerissen, gellend nach Hülfe schrie und brüllte und zornig brummte durch die Luft! Aber umsonst! Niemand erschien! Die Mandarinen waren entflohen; die Gelehrten hatten sich verkrochen; im Volke hatte jedes Haus, jeder Vater seine Noth. Ach, darauf ward es noch ängstlicher still. Ich lag voll Furcht, daß die rohen Schaaren mich eher überfielen.... weh! als ich todt wäre! Ich vertraute aber auf den Vater! Und da meine Schmerzen erduldbar wurden, hatte er gewiß, o gewiß, mich mit vergiftetem Dolche getroffen. So lag ich hoffend in gräßlicher Einsamkeit. Endlich sank die Sonne, ihr goldener Schein traf und öffnete meine Augen. Die vielen schönen Vögel in den Gebauern umher sangen und zwitscherten ihr Abendlied! Die goldenen Sprüche an den rothen Säulen umher glänzten.... müßig. Denn die Erfüllung nur eines derselben hätte alles unser Leid unmöglich gemacht. Ich las: „Liebe kommt unverdient; Treue wird nur verdient.“....

„Wer Ehre und Gold will, will nicht das Glück des Volkes.“.... „Der Herrscher muß im Ohre wohnen.“.... „Ueber Unbekannte keine Herrschaft!“.... „Die Unzufriedenen sind deine Kinder.“.... „Die Zudringlichen sind die Falschen.“.... „Belohne die verborgenen Guten.“.... „Was Alle wollen, mußt du thun.“.... „Versprich nichts!“.... „Das Volk wisse kein Wort von dir, nur Thaten.“.... Kein Weiser ist der Letzte. Selbst Tien erscheint immer größer.“.... „Was und Wer auch nur Einen wahren Feind hat, muß zuletzt verloren gehen.“.... „Trotzige Räthe zimmern den Sarg des Reiches.“.... „Denke voraus, was die Schildkröte an deinem Grabe von dir auf dem Rücken trägt!“ —

Die goldnen Worte lesend, schlummerte ich ein. Laß mich verschweigen, was ich träumte; was mich in unserem Ahnensaal meine gestorbenen Väter und Mütter fragten; was sie mir sagten; was ich alles für Inschriften auf den Tafeln las, mit welchen die vielen großen Meerschildkröten beladen, zwischen den Gräbern umherkrochen! Träume sind unser Hoffen, unsere Furcht, unser Leben im Bilde. Wie froh war ich, als ich von dem lauten Geschmetter der Vögel erwachte, und glaubte: das war ein böser Traum! Aber die Wahrheit war schlimmer; aus der Wahrheit ist kein Erwachen. Da war kein Erbarmen. Da sprengten Reiter drunten in den Hof. Ich verging vor Furcht. Endlich hört' ich, in den entfernteren Gemächern schallten Tritte.... eines Mannes Tritte. Bald stand er; bald kam er näher. Alle Thüren waren offen. Jetzt trat er herein. Er mußte sich umgesehen, alle den Jammer gesehen haben. Ich

hörte ihn niederknien, ihn laut stöhnen. Endlich sprang er auf und klagte laut: „So floß das Blut die ganze Nacht umsonst, Euch Zeit zur Flucht zu geben! Da komme ich jetzt mit meinen Tapfern her, Euch zu retten.“.... Er schwieg vor Entsetzen und Grauen, und ging, sich zu überzeugen, ob sie alle wirklich todt wären, zu meiner Mutter; zu den andern armen Königinnen. Jetzt trat er vor mein Lager. „Auch du schwimmst in deinem Blute!“ sprach er. „Aber, arme Jungfrau, dich schonend, hat der Tod so gar nicht dich entstellt!“ —

Er ergriff meine Hand, zitternd und bebend. Er mußte fühlen, daß sie heiß war, er schrie laut.... ich schlug die Augen auf, ich fuhr empor. Ich sah einen Kriegsmandarin mit entblößtem Säbel, von welchem ihm Menschenblut über den ganzen Unterarm geflossen war, an dem es noch nicht erstarrt hing, und ich beschwor ihn: „Vollende meines Vaters Willen fromm an mir! Wenn du sein Freund bist, und mein Freund begehrst zu sein auf einen kurzen Augenblick! Mein Vater traute mir nicht Muth der Ehre zu... und ihm ist auch die Vaterhand versagt! Ich sehe, dir rinnt das Blut vom Arme.“ —

„Steh auf! Komm! Ich bin Ho=Sin! Geschwind!“ sprach er, mich drängend. „Gleich ist der Lytsching hier! Dann wehe! Was hilft es, daß ich vor dir in Stücken zerhauen werde? — Dann thust du alles selbst, was dir geschieht! Abscheulich!“

„Darum,“ flehte ich händeringend, „erfülle deine Pflicht zuvor! Der Sohn des Himmels, dein Herr ist es, mein Mandarin, der dir es befiehlt. Gehorche! Beweise deine Treue gegen den Vater an seinem Kinde. Hilf mir sterben!“

„Dein Vater lebt noch, hoffen wir;“ entgegnete er. „Dem kann ich, darum muß ich dich ihm retten!“

So erweichte er mir das Herz. Sehnsucht ergriff mich und machte mich stark. Er gab mir des Vaters Dolch in den Busen, wenn uns auf der Flucht schon Feinde erreichen sollten. Er band mir ein Tuch um die blutende Wunde. Er trug mich fort, bis wo er drunten im Hofe zwei Frauen fand, denen er befahl, mich, in einen Mantel gehüllt, langsam fortzuführen. Und er beschützte mich und nahm mich in seiner Wohnung verborgen auf!“

„Und dein Vater? Er lebt?“ fragte rasch Usankuei.

Tien-ling erhob sich, ging und nahm aus ihren mitgebrachten Sachen ein prachtvolles Gewand heraus, hielt es ihm in die Höhe, damit er es schaute und sprach: „Das sind alle meine Schätze: das Gewand meines Vaters. Lies darauf das Testament eines aufrichtigen Sohnes des Himmels, das er in seiner letzten Noth, in der ein treuer Diener ihm beigestanden, darauf geschrieben hat für alle sein Volk.“

Und Usankuei las in rother Schrift die Worte: „Ich hatte „siebenzehn Jahre geherrscht, als eine Schaar Empörer, die mein „Reich verwüstet, frech, auf unerhörte Weise in meiner letzten „Stadt mich überfiel. Gar wohl erkenn' ich es als Strafe des „Himmels an, den starrer Gleichmuth mir zum Zorn gereizt. „Doch trag' ich nicht die Schuld allein; die größere Hälfte tragen „sie, die großen Diener meines Reiches. Sie sind, die in Verderben „mich gestürzt durch jene Macht des schändlichen Ver„schweigens: wie es in Wahrheit steh' mit meinem Volke; „daß alles nicht so gut sei, wie ich wollte. Wie tief beschämt

„muß ich vor meinen Vätern erscheinen? Wie ertrag' ich ihre so „gerechten Vorwürfe? Ihr, die ihr mich in solches Leid gestürzt, „nehmt meinen Leib, zerstückt ihn, wie ihr wollt; damit bin ich „zufrieden! Doch bei des Himmels Rache, schonet meines armen „Volkes! Es ist unschuldig, ist unglücklich schon genug, da es so „lange mich zu seinem Herrn gehabt!" —

Dann hielt sie ihm bedeutend noch seinen goldnen, schmalen Gürtel hin, der in den Lichtern ruhig und unschuldig blinkte; und er verstand, daß der es sei, der ihm den Tod gegeben. Sie hob die traurigen Schätze eines guten Kindes wieder auf, blieb gebeugt vor Wehmuth darüber liegen, und er verließ die Schweigende ehrend, mit tiefgerührter aber festentschlossener Seele. Er schrieb aus frischem Gedächtniß sogleich das Testament des armen, redlichen, aufrichtigen Herrn auf, um es vielfach unter das Volk und das Heer zu verbreiten, ohne daran nur zu denken: das arme Volk selbst schonen zu wollen, nicht aus Rachsucht, sondern zur Erhaltung des Thrones und Reiches für des Gestorbenen ältesten Sohn. Aber Usankuei wußte alle und die größten Schmachthaten des Lytsching noch nicht, und wozu er selbst ihn erst treiben würde.

In den folgenden Tagen erfuhr Usankuei die mächtige Wirkung der Hülfsbotschaft durch seine Reiter, daß er mit den Mandschu komme. Lytsching erschien im Volke nicht mehr der letzte, allein und willkührlich Gebietende. Und wenn er die Sonne war, so sah man jetzt schon die in Wolken verschleierte Hand, die ihn über die Himmel zu seinem Untergang zu führen vermochte. Lytsching sah das selbst und sandte dem Usankuei

einen seiner tapfersten Feldherrn, den Ton=Yong, entgegen, dem ein Heer auf dem Fuße folgte, um desto erbitterter zu kämpfen, wenn Usankuei ihn als Unterhändler abgewiesen hätte. Ton=Yong erschien im Lager mit einem Briefe von Usiang, dem Vater des Usankuei. Die Handschrift seines Vaters bestürzte ihn. Das war ein tödtlicher Streich auf sein Herz. Das unvermeidliche, äußerste Unglück lag vor seinen Augen. Sein Vater war in der Gewalt des schonungslosen, entschieden wollenden Tyrannen. Mit dem Vater sollte der Sohn gebändigt werden, mit dem Sohne der Vater in Schrecken gejagt. Einer war Bürge für den Andern. Mit dem ehrfurchtsvollen, kindlich gehorsamen Herzen eines Sohnes, dem der Vater im Hause der Sohn des Himmels, ja der gegenwärtige, leibhafte Tien selber ist, las er nun hier den starren Befehl und die sanfte Bitte des Vaters: sich zu unterwerfen und den Himmel walten zu lassen. Und so kämpfte Usankuei einen Abend und eine lange Nacht ein ganzes Trauerspiel in seinem Herzen mit dem Gebild des ihm heiligen Vaters, dem Schatten des todten Kaisers und mit den, ihn wie Nachtgeister umschwärmenden, Schaaren des Volkes; und Ströme und Berge seines Vaterlandes sprachen darein; die Seelen der Todten stiegen ihm aus den Gräbern, und die Bettler erhoben ihre Krücken und klapperten mit ihren Bambusstöcken. Er ging Athem schöpfen im Glanze der Morgensonne. Ihm begegnete der Pater Schall, der zum Kampfe rieth aus Eigennutz. „Denn," dachte der Jesuit: „unter einem verständigen, selbstgebietenden, seine Macht verstehenden und, auch nur wie eine alberne Taube das Nest beschützenden, nicht einmal eifersüchtigen Herrscher — wie gewinnen wir da die Seelen und lösen die Herzen von ihm ab! Aber ein wieder-

eingesetzter Herrscher dankt Gott für alle Dinge und läßt sich Alles gefallen von Allen." Darum rieth der Pater, den Sohn des todten Sohnes des Himmels ja wieder einzusetzen und zu kämpfen auf Leben und Sterben. Und weil der Fremde, der Sclave eines fremden Herrn, ihm das gerathen, deswegen war Usankuei entschlossen sich dem Lytsching zu unterwerfen, um seinen geliebten Vater sich zu erretten, und nicht durch Widerstand seinen Vater zu morden durch Lytsching's Hand.

Da kamen ganze Schaaren gewaffneter Krieger zu Fuß und Roß, die sich aus dem Sturme von Peking errettet, ihm zu Hülfe gezogen; und wie sich Bach und Fluß in den Strom ergießen, so nahm das Heer des Usankuei sie mit Getös' auf. Unter den angekommenen Mandarinen war auch der tapfere Hosin. Er suchte und fand den Feldherrn Usankuei, und seine erste Frage, nach der Begrüßung, war: „Tien-ling ist doch bei Dir? und wohl? Glaube mir: die Ehrlichkeit ist niemals mir so schwer geworden! Wer hätte von ihr gewußt, wenn ich den Schatz verborgen und behalten, wie tausend Schätze behalten werden bei eines Reiches Untergang! Aber ich mußte Deinem Vater Usiang die Freude mittheilen, da wir Getreuen uns bei ihm des Nachts versammelten und klagten. Denn schändlich ist es, den Menschen, sich auch die Klage rauben zu lassen, und allerschmählichst ist es, sich die Zunge ausreißen zu lassen, wenn das Herz fast zerspringt. Ach, welche Wuth wird weggeredet! welches Leid wird weggeweint! Das weiß zum Glück der Unterdrücker noch nicht. Lassen wir ihn zu unsrer Befreiung in seiner Unwissenheit. Das gräbt ihm das Grab. Wo käme denn sonst die Rettung her, als

aus gepeinigten Menschenherzen! Darin waltet der Himmel! Und verzeihe, so alt und schwach und vergeßlich Dein Vater Ustang geworden ist, so hatte er doch nicht die Ehre vergessen, daß Tien-ling Dir versprochen sei. Und so bracht' ich sie zu ihm. Aber wir konnten alle Augenblicke verrathen werden, denn die Verräther gedeihen jetzt und erhalten Macht. Da haben wir denn ausgesonnen: die arme blasse Tien-ling im Sarge hinaus aus der Stadt in das Begräbniß sicher durch das Thor zu bringen; und wir alle gingen, unter den Trauerkleidern bewaffnet, mit zu Grabe, und Tienling hatte den Dolch bei sich, wenn sie den Sarg öffneten und die blutige Verwundete und Verhüllte nicht für todt hielten. Aber der Tod scheint jetzt glaublich und das Begraben erlaubt; und der alte Gebrauch soll wohl noch künftig heilig bleiben: die, selber am äußersten Ende des Reiches, in der Schlacht Gefallenen nach Hause in ihrer Väter Gruft zu bringen! So opfern sich dem Herrn die Menschen leichter, denn ihnen bleibet doch ein Trost: das Grab! Doch zuvor sah Tien-ling noch Vater und Mutter begraben, und hat auch noch gehört, wie Lytsching die Gräber der Ming's beraubt und geschändet hat. Das kostet ihm Millionen Herzen! Die grausen Thaten geschehen nicht umsonst; und nicht umsonst kommen die edeln Männer um, welche wie schöne leuchtende Blitze aus der schwarzen Wolke des Unglücks sich losreißen, und umkommen in traurig erhabenem Widerstande gegen die Tyrannen. Ich bin der Erste, der Dir es erzählen kann, da Du von Norden kommst. Und Du bedarfst Stärkung und eisernen Muth. So höre:

„Tien-ling's Vater war auf den Hügel Kinschan entwichen, von allen verlassen bis auf Einen getreuen Diener. Er hat sich

gesetzt; und während er traurig seine unglückliche Hauptstadt überblickt, hat er sein Testament mit dem Schreibegeräth des vor ihm weinenden Dieners, auf sein Gewand geschrieben — das wir Tien-ling mit auf die Flucht gegeben. Dann ist er in das Lusthaus gegangen, und hat mit seinem Gürtel sich vor der Schmach und Gefangenschaft befreit. Da, um ihm auch im Tode die Beschimpfung zu ersparen, und todt sie selbst auf sich zu nehmen, entkleidet ihn sein Diener, kleidet ihn in seine Gewande, begräbt ihn so tief er nur kann in die Erde, zieht die Kleider des todten Herren an, und erhängt nun sich mit demselbigen goldenen Gürtel. — Indessen ist auch der letzte Vertheidiger der Stadt, der heldenmüthige Lykuësching, plötzlich umringt und gefangen von Lytsching's eigener Hand, der aus Bewunderung seiner übermenschlichen Tapferkeit ihn umarmt, vor allem Volke preiset, ihm die Freiheit gibt und ihn königlich zu belohnen schwört. Nur Lytsching's Wort: „Dein alter Herr ist todt!“ hat ihn entwaffnet vor Schreck und Betrübniß. Das kam Lykuësching am Abend heimlich uns bei Deinem Vater klagen. Wir konnten ihn nicht damit trösten, daß die drei Söhne des Vaters des Reiches lebten. Und um dem Volke zu helfen, hat er darauf des Lytsching's Verheißungen unter den, ihm genugthuenden, nothwendigen Bedingungen angenommen und ihm gesagt: „Ich will abscheulich vor dem Volke erscheinen, und zu den Deinen mich zählen lassen; aber Du lässest meinen armen Herrn und die Mutter des Reiches feierlich in dem Grabmal bestatten, daran er zeitlebens dort im Thale hat bauen lassen; Du lässest den Saal seiner Vorfahren in Ehren sofort bestehen; und wenn Du meines Herrn Kinder vielleicht auf ihrer Flucht in Deine Gewalt bekommst, so lässest Du ihnen das Leben und

gibst sie frei." Solche treue Bitte rührt den Gewaltigen. Er läßt den todten Vater und die Mutter des Reiches feierlich bestatten, welchen alle Mandarinen die Todtengeschenke darbringen; er ernennt im Voraus den ältesten Sohn des Todten zum Prinzen von Song. Wir alle schlichen mit zu Grabe unter dem Geheul der zahllosen Menge, in welche Lytsching finster schaute. Da kam am selbigen Abend Lykuëschinq zu uns, halbtodt vor Bestürzung über das im Volk laufende Gerücht: „der Erbe des Reichs ist zu Kantong in Sicherheit und wird seine Krone fordern." O hätten wir ihm doch sagen können: das Gerücht ist falsch! — Und es erwies sich am Morgen schon falsch! Aber welche Wirkung übte es heut an einem redlichen Manne —, Usankuei, eine schöne That mehr in der Welt: Er wußte nicht seinen neuen Eid mit der Treue gegen seinen alten Herrn zu vereinigen! Er hatte Entsetzliches geschworen, Treuloses, ohne es zu wissen! Und auch den neuen Eid selbst gegen den verwünschten Herrn zu brechen, vermochte er nicht. Auch die Flucht brandmarkte ihn nur! Und doch trieben wir ihn dazu. Er blickte uns mit kaum merklicher Verachtung an. Doch nahm er von uns übereilten Abschied. Wir beklagten sein Schicksal, worin ihn nur Treue und Wohlwollen wie eingeklemmt. Und als ich spät nach Hause gehen wollte, rannte ich drunten im Flur an einen kalten, mir weichenden, schwebenden Menschen an! „Lykuësching!" rief ich. „So bist du todt!" Und ich hatte es getroffen — er war es dann auch bei Laternenschein und draußen bei Sternenschein.

„Aber der eiserne, schlaue Lytsching nahm auch diesen Tod für einen Treuebruch an ihm. Er durchschaute die Ursache, die

er bewunderte und unbegreiflich fand und verschwieg. Aber diese Ursache bewog ihn, sich vor dem Volke auch frei von seiner Zusage an Lykuëshing zu zeigen, ja ihm die Folgen, die unbarmherzigen Thaten zuzuwälzen: Lytsching ließ das Grab des Vaters und der Mutter des Reiches beschimpfen! Er nahm die zahllosen Kostbarkeiten, die ihnen das Volk und die Mandarinen gebräuchlich, aber vor Jammer und Mitleid im Uebermaaße geopfert hatten, so daß das feierliche Begräbniß nur eine List erschien, ein aufgestelltes Netz! Er zerstörte den Saal der Vorfahren der Ming, und wer auch entfernt nur mit ihnen verwandt war, der fiel ihm zum Opfer. Darum entsandten wir im Sarge Deine Tienling. Hätten wir doch auch Deinen Vater Usiang geflüchtet! Doch dazu schien kein Grund vorhanden, den Du erst gelegt hast! Wir dachten an Dich nicht anders, als dich preisend, Daß Du das unermeßliche Unglück, das herzzerreißende Elend nicht mit Augen sehen müßtest; daß Du, entfernt genug, Dich bewahren, Dich selbst zu den Mandschu retten könntest. Du aber ahnetest und schautest und fühltest mit Seele und Herz das Alles, und zogst als schwarzes Gewitter am Horizont auf, als Retter. So sprengten Deine Reiter aus. Und die Verzweiflung im Volke stand! Wenn schon die letzten Thaten dem Volk, als dem ruhigen, großen, dickfelligen Elephanten, endlich bis auf das Mark der Knochen gebrannt hatten, so stöhnte es jetzt und murrte wie im Schlafe, wie ein alter, großer, feuerspeiender Berg, der erwachen will — aber ein Berg liegt ihm auf dem Herzen. Da kommt ein Vogel geflogen, der schreit: „der Berg ist von Wolle! Ein Sturm wird ihn wegbrausen!“ — Und so bringe ich Dir mehrere Tausende, heimlich vor der Stadt Versammelte, die den

Berg für Wolle halten und sich für Sturm. Sie sind der Kern des Volkes, die Körner zu neuer Thatensaat. Sie glauben die freie, die bessere Zukunft, und mit Recht. Dagegen Lytsching's Krieger stutzen, wie an einem Abgrund erwachend, an den sie in wilder Begeisterung gerannt sind, und sehen: sie haben alles Mögliche gethan. Was sie gewollt, ist gelungen. Denn fast jedes große Unternehmen, gut oder böse, gelingt; denn es führt seine Bezauberung mit sich, und selbst die Widerwilligen, die dadurch Unglücklichen, bewundern und bestaunen es. So half das Volk denn thun; doch was ihm alt, ist gethan und ihm nutzlos, das Erhalten und Bewahren bekümmert es nicht! So sinkt das Volk wieder nach dem Sturm, wird wieder ruhig wie das Meer, als Stoff und Bahn für immer neue Thaten, neue große Männer. Usankuei! ich verheiße Dir Sieg! Erscheine nicht auch Dir, wie tausend Oberflächlichen, das als Strafe oder als Rache, was freies, neues, gutes Werk ist und Errettung. Selbst der eiserne Lytsching ist blaß gewesen, als er Deine Reiter verhört, die er als müßige Lügner nur von Kindern mit Kinderruthen hat peitschen lassen. Aber er glaubt an Dich — auch Dein Vater, der über die Nachricht Deines Herzuges erstarrte und schwieg. Wir verließen ihn krank, und als ich Abschied von ihm nehmen und seinen Rath an Dich von ihm hören wollte — da starrten die Lanzen von Lytsching's stolzen Kriegern um sein Haus, und ein Heer von Feinden zieht uns nach. Nun rüste Dich! der Anfall wird grimmig sein."

So erzählte Hosin. Und mit höchster, schwerster Selbstüberwindung ging Usankuei und schrieb seinem Vater die Antwort:

„Geliebter Vater!"

„Du legst mir des Lytsching's Worte an das Herz, daß ich mich ruhig verhalten solle, sonst würde ich einen Abgrund öffnen, darein ich, mein Heer und das ganze Volk versinken würden! O mein Vater, was begehrst Du! O Vaterlandsliebe, wohin führst du die Edelsten und Besten! Wohin wirst du uns noch führen! Doch da sie vom Himmel stammt, so vertraue ich, sie führt uns Alle zu dem Einen: nichts Gesetzloses, Gewaltthätiges, nichts Fremdes zu dulden, nicht Menschen noch Lehre, nichts was unserem Volke je mit Feuer und Schwert, mit Blut und Tod nur aufgezwungen war — und sei es auch selber gut und besser, so bleibt es gegen die Ehre des Volkes und gegen die Freiheit Jedes im Volke, und so ist es das Entwürdigendste und Abscheuwertheste, was es nur geben kann; und so gewiß der Himmel alles von selbst erfüllt, wird es einst wieder ausgeworfen unter neuen Schrecken. Und so sehe ich wohl, daß mein Unternehmen — nicht eitles, ehrloses Unterfangen — das der Himmel segnen wird, von Dir mich ewig scheiden soll! Das macht mich ganz untröstlich! Aber, Vater, Vater! soll ich durch meine Niederträchtigkeit denn Dir zur Schande leben! Das kann ich ja nicht! O wolle Du das nicht! Aber was immer darauf stehe, und wie das Loos mir falle, so ist Nichts und Niemand vermögend, mir Lebendigem die Waffen aus den Händen zu reißen, bis ich den Straßenräuber ausgerottet, der Schuld ist an unseres Herrn Tode ... und noch viel Schuld auf sich häufen wird, o Vater! O mein Vater, so lebe wohl! Dein allen Deinen Lehren gehorsamer Sohn

Usankuei."

Darauf ließ er den Gesandten Ton-Yong vor sich fordern, las ihm den Brief vor, übergab ihm denselben, und nur von sich selbst erweicht, hörte er wie im Traume das offene Anerbieten Lytsching's an: „ihm das halbe Reich zu übergeben, wenn er die Mandschu zurücksende;" außerdem sei er, er Usankuei, der Volksverräther und Volksverderber, der wie blind sich selbst und ihn verderbe." Diese freilich nur zu Lytsching's Sicherheit gesagten, aber wahren Worte, empörten den wie erwachten Usankuei, daß er den Mandarinen befahl, den Ton-Yong in Stücke zu hauen, wenn er noch ein Wort spräche! Und dieser stolze, tapfere Feldherr schritt zwar unter den gezogenen Säbeln hinaus, aber sprach doch laut: „Merkt euch, Chinesen: Usankuei verräth euch aus Blindheit. O Himmel, raube ihm dafür das Tageslicht!" Darauf entladeten rasch sich die beiden Gewitter gegeneinander. Ton-Yong stellte sich an die Spitze des ihm nachgefolgten Heeres, bedacht, seinen Feind zu überfallen. Aber Usankuei überfiel ihn, und seine Krieger erwürgten alle, bis auf „die fliehenden Boten der Niederlage." Vater Schall, als Artillerie-General, hatte Wunder gethan durch seine Kanonen; der Kolao Likientaï hatte mit eigener Hand dem nichtweichenden Ton-Yong den Kopf abgehauen, in dessen Gesichtszügen sonderbare Verwunderung lag.

Jetzt stürmte Lytsching selbst herbei mit 60,000 Kernsoldaten seines Heeres, um noch den halben Feind mit halber Mühe zu vernichten, ehe Usankuei doppelt würde durch die Mandschu; und seine angeborene Tapferkeit trieb ihn über die feste, sichere Stellung bei der Stadt Yonping hinaus. Er war sich überall genug.

So war der Tag denn da, den Usankuei sich vom Himmel

erbeten — aber noch kein Heer, kein Mann, keine Nachricht von den Mandschu! Ein Krieger des Lytsching, der sich hatte fangen lassen, sagte ihm selbst: „Wir haben zum Schilde den Vater Usankuei's mit, den alten Usiang!" Das Wort fuhr ihm wie ein Schwert durch das Herz, aber noch größer als der Schmerz um den Vater war die Wuth über Lytsching. Der Vater Schall aber schlug die Augen nieder vor der andern Nachricht: „Unser neuer Vater des Reiches führt auch die drei Söhne des vorigen Vaters in Ketten mit." Aber auch Usankuei war sich selbst genug. Er hörte nicht darauf: „Er habe nur rohes ungeübtes Volk zu Kriegern," und er entgegnete nur: „Wer sein Vaterland liebt, der allein ist der geschickteste Krieger; selber wachsam, nie zu ermüden, Tag und Nacht willig, hungrig nicht müde, verwundet nur noch erbitterter, immer wieder da! Kämpfen kann Jeder, der nur die Hand aufheben kann; gehen Jeder, der Beine hat, und Ohren, zu hören: wohin er gehen soll. Und die Kunst der Schlachten ist nur die, meinetwegen ein Kameel mit einem elenden Pferde von der Seite über den Haufen zu reiten, auch wenn es darüber selber zusammenstürzt. Nur der Hebel darf nicht brechen." Und so griff er auf der Stelle mit aller Macht den Lytsching auf seinem linken Flügel an und schlug ihn. Lytsching aber vergalt ihm das mit seiner ganzen Macht, und Usankuei hob die Hände nach Rettung zum Himmel. Er war verloren, ohne Hülfe: Lytsching blieb Herr des ganzen Reiches. Kein Feind war je mächtig genug daran zu denken, das chinesische Volk zu Einem großen Sclaven zu machen, der fremde Zucht und Lehre sich müsse gefallen lassen. Einen Augenblick lang schien das dem Usankuei wie die Sonne klar vom Himmel herab, und er wollte seinen

Vater und die Kinder seines Herrn retten um seine Ehre und sein Leben! Da glänzten auf einmal seine Augen wie Diamanten .... sein Gesicht verklärte sich .... seine wie versunkene Gestalt richtete sich groß und freudig empor:

Die Tartaren kamen! Die Mandschu!

Durch die Schluchten der Berge jenseits genaht, ließen sie kaum ihre Pferde verschnaufen und stürzten dem Heere des Lytsching's mit lautem Geschrei in den Rücken und jagten es in Heerden von Tausenden zu seinem Hirten, der unerschrocken, aber erröthet stand, dann zu tödtlicher Wuth erwachte, und die Geflohenen wieder gegen die Mandschu trieb. Da aber hatte sich Usankuei wieder gefaßt, und nun überfiel er ihn, und Lytsching entsprang, gleichsam wie ein Kirschkern, aus den beiden drückenden Fingern eines Riesen. 60,000 Todte lagen dem Himmel die Wuth der Erdgeister zu beweisen. Er legte dem verfolgenden Usankuei eine Meilenlange Falle oder Treppe von mehreren Hunderttausend früher tapfer gewesenen, jetzt im Sinne schon besiegten, schuldbewußten Kriegern, auf der Straße nach Peking, die Usankuei in ein und zwanzig Tagen hinwegräumte.

Und so lagerte sich denn Usankuei eines Abends mit seinem begeisterten Heere vor Peking. Er selbst ritt sogleich, die ungeheure Stadt, gleichsam die große Vaterstadt des Volkes, die ihm so theure, wie eine feindliche sich für die Erstürmung zu betrachten. Aus andern Gefühlen konnte die arme, von ihrer Streifwunde geheilte, Tien-ling nicht widerstehen, ihn zu begleiten, denn ihr war nur noch wohl und sicher zu Muth, ja auf ganz neue Weise wohl, da wo Er war, wo sie Ihn sah. Und so ritt sie neben ihm, auf ihrem kleinen tartarischen Rosse. Auch

Usankuei sahe sie mit Augen an, welche wortlos aber seelenvoll sprachen: „Du bist mein, und sollst bald erst recht mein werden.“ Denn das Gerücht hatte ihm gesagt, sein Sohn Sekosa sei bei der Vertheidigung von Peking in der Straße gefallen, und der junge, tapfere Held von den Rossen zertreten worden. Aber auch zu seinem Unternehmen, das kaum zur Hälfte gethan war, und das er mit schweren, ihm grauenden Werken noch erst vollenden sollte, war ihm die blasse, bekümmerte, schwersinnige Tien=ling wie ein Geist vom Himmel, der ihn schweigend zur Rache entflammte; und ihre Schönheit goß ihm erst heiliges Naphta in die Glut. Und so bedurfte er ihrer doppelt. Er war ein edler Kämpfer; er hatte schon den größten, schönsten, seiner Redlichkeit möglichen Dank, und focht und litt doch noch aus — Dankbarkeit. Usankuei hielt sein Roß an, indem er mit sich zu Rathe ging; und sie fragte ihn endlich: „Was sinnest du so verdrossen?“

Da sprach er: „Ich schreibe jetzt mit dem Schwert ein Blatt der zwanzigtausendjährigen Geschichte der Chinesen, und bedenke, was ich in die nächste Zeile setzen soll? Die kaum von Blut gewaschene, gestürmte Stadt schon wieder bestürmen? und wie viel mal schrecklicher! O schriebe doch Tien für mich diese Worte! Nicht Wunden, Blut und Tod und Brand und Armuth macht den Krieg so verwünschenswerth. Denn alle Getödteten wären doch einmal gestorben, alle Häuser wären zuletzt doch eingestürzt. Aber das Schändlichste ist der Krieg dem Menschen einzig nur darum: wenn sein Feind geschlagen ist, dann muß er ihn verfolgen! Ist er schwächer, dann muß er ihn gerade überfallen! Ja er muß suchen ihn zu theilen und erst schwach zu machen! Er muß ihn zu Fehlern verleiten! Des Feindes Fehler, ohne ihn

zu warnen, muß er benutzen! Seinem Hunger muß er das Brod wegnehmen, seinem Durste das Wasser abgraben; seine Klugheit muß er zu Dummheit machen, seine Redlichkeit muß er bestrafen, seine Tapferkeit mit Schande vergelten! Und thu' ich das Alles nicht, so geschieht das Alles mir! Aber der reine Himmel verstößt alle Unreinen, gleichviel aus welchen edeln, errettenden Ursachen: unrein. Und, gute Tien-ling, auch mich kann der Himmel nicht segnen — du wirst seine Strafe an mir erleben. Also weißt du, was ich thue? — ich opfere mich! nicht etwa nur Hand oder Fuß, oder Auge und Haupt .... nein, die Seele, die zu dir spricht! Das Herz, das nicht anders kann. Und die Hunderttausende, die mit mir nicht anders können — sie opfern sich alle. Darum ehre sie, wenn sie todt sind! Ehre mich, wenn ich todt bin. Hörst du, Tien-ling!"

So sprach Usankuei nicht ohne Veranlassung. Denn eben zuvor hatten die immer wachsamen, unermüdlichen Reiter der Mandschu einen großen Zug mit Lebensmitteln aufgefangen, der noch geschwind, gleichsam vor Thorschluß, in die Stadt eilte, und Usankuei hatte, auf Tien-ling's Fürbitte, ihn „für die armen Leute darin" wieder freigegeben; denn was Lytsching's belagertes Heer nicht hatte, das mußte es den Bewohnern, Greisen und Kindern ja rauben, wie sie mit Wahrheit gemeint. Darüber aber war Neschinguang, der Führer der Mandschu, mit dem zehnjährigen Sohne seines Bruders, von ihm unwillig fortgeritten; zwar schweigend und noch gehorsam, aber zumeist erbittert über Usankuei's Wort, der sich damit entschuldigt: „Wir sind nicht Fremde; wir haben ein Herz zu uns." Er ahnte nicht, daß Tien ihm nur auf seine eigene Kosten die grause Erstürmung ersparen

würde; denn wenige hundert Schritte von ihm steckte auf dem Thore das Haupt seines alten Vaters Usiang, mit einer lästernden Ueberschrift. Und so eben kam ein langer Zug aus der Stadt verstoßener, vor Furcht lautloser, armer Leute, Weiber mit Kindern an der Hand und an der Brust und auf den Rücken; Greise mit Bündeln, Bettler mit ihren Klapperstöcken von Bambusrohr, als ihrem elenden Handwerkszeuge; und Verwundete, die zu gehen vermochten, zur Erleichterung des Heeres bei der Belagerung, von einer andern Seite an der Stadtmauer her nach der Landstraße zu, um Rettung und Schutz bei Usankuei zu finden. Unter diesen, solchen Verwundeten schlich auch Usankuei's Sohn, Sekosa. Ein Knabe führte ihn, mit Namen Quantschiming; der Enkel des Quanping — des alten, jetzt völlig zum Bettler verarmten Hofmeisters des todten Kaisers Hoaitsong, des Vaters der Tienling — welcher er auffallend ähnlich sah; noch mehr aber ihrem ältesten Bruder — dem Erben des Reiches — aus Gründen, welche wahrscheinlich in der Schönheit und Untreue des jungen Weibes lagen, das aus elendem Unterthänigkeitsgefühle vor dem gebietenden Herrn, Entehrung für Beehrung gehalten, doch bei seiner Geburt mit dem Tode bezahlt hatte. Durch seines, wie von den Todten auferstandenen, Sohnes Sekosa Ankunft, mußte der redliche Vater Usankuei in wenigen Stunden auch Tien-ling verlieren. Aber ihm ahnte das ihm Allerfürchterlichste nicht. Die vertriebene arme Schaar führte in ihrem Zuge auch Todte mit, um sie in den Begräbnissen ihrer Familien beisetzen zu lassen, was, als heilige Pflicht, auch jetzt Keinem verwehrt worden war. Und so führten die letzten treuen Freunde des todten Kaisers Hoaitsong, auch seine, auf Lytsching's Befehl und in seiner Gegen-

wart erwürgten drei Söhne, Tien-ling's Brüder, in Knabensärgen zu ihrer frühen Ruhe mit fort. Usankuei's Freund und Vertrauter, Koamonki, der die Mandschu aus Schiniang zu Hülfe geholt und sie im rechten Augenblicke zu der großen Schlacht bei Yonring hergeführt hatte, ritt mit seinem treuen Diener Muhu jetzt von des Mandschu-Heerführers, Neschinguang, Seite hinweg an den Zug, den er theilnahmsvoll betrachtete, bis er glaubte, in dem einen Verwundeten Usankuei's Sohn, Sekosa, zu erkennen. Er rief ihn mit Namen an. Und er hörte, er war es; der Knabe Quantschiming führte ihn aus dem Zuge an sein Pferd. Während sie sich vor Freude des Wiedersehens an der Hand hielten, sprachen sie mit einander. Sekosa klagte nicht über sein Schicksal; er beklagte tief, daß sein Vater nicht mehr zur Hülfe, sondern nur zur Rache und Errettung komme. „Lytsching," erzählte er, „hat lange gezweifelt, ob er eher die drei Knaben erwürgen ließe, als er sich von den Mandarinen und allem Volke in Peking jetzt zum Vater des Reiches bestätigen ließ, oder später? Nachher, war es keine väterliche That mehr, und ihm doch immer unerläßlich. Vorher, benahm es dem Volke die Hoffnung! Alle konnten sich darauf nur an ihn halten; dieser drei armen Knaben trauriger Tod ging in das große Leid mit darein; und so hat Lytsching in einer ihn begründenden, himmelschreienden Rede gelobt: Von dem Augenblicke an dem Reiche unter dem Himmel ein guter Sohn des Himmels zu sein. Und so schlau und gewaltsam zum Volke und den Mandarinen zu reden, that ihm Noth, der am besten die Erde und den Thron unter sich schwanken fühlte; wie denn nun wirklich mein Vater mit des Himmels Hülfe den verwegenen Heuchler stürzen wird. Aber ach, ohne

des Vaters Ankunft lebten gewiß die drei Knaben! Freilich, wenn man die Tyrannen Alles thun läßt, was sie nur wollen, ihnen Alles gibt, was man nur hat, und ihnen dafür noch die Hände küßt, und aus Ehrfurcht oder Furcht vor der Ehre vor ihnen niederfällt und mit dem Haupte die Erde schlägt, dann sind sie gute, liebe, lächelnde Herren, treue Väter und gnädige Söhne des Himmels! Als er nach der Schlacht von Yonping — der ersten, die er seit den sechs Jahren seines Emportauchens verloren — den Vater um Vereinigung in Frieden angegangen, ach, da hat wohl der Vater zur ersten Bedingung gemacht, die drei Knaben frei zu geben aus ihren Ketten, und seinen Vater Usiang, mit deren Anblick ihm Lytsching das Heer der guten Chinesen feig machen wollen. Aber mit den Kindern hätte ja Er das Schwert und den Sieg und den Thron aus den Händen gegeben. Ich aber bin ihm, unter der Menge verborgen, entgangen. Das von mir selbst ausgebrachte Gerücht: „Sekosa ist todt," hat mich frei und am Leben erhalten. Aber nun führe mich zum Vater mit meines gestorbenen Pflegers Knaben!"

Und Kaomonki führte Sekosa mit dem Knaben zu seinem Vater Usankuei und zu Tien-ling; und ihnen folgten auf der Landstraße die drei Knabensärge wie stumme Ankläger. „Mein Vater!" rief Sekosa. Usankuei sprang vom Pferde, und sie hielten sich lange umarmt. Aber Tien-ling hatte auch den Knaben erblickt, und wie sie deutlich sah, daß Sekosa in schlechte Kleider verkleidet war, so hielt sie den Knaben auch nur für ihren verkleideten Bruder. Sie sank vor Freude beinahe von ihrem kleinen tartarischen Pferde; der Knabe wollte sie halten, und so umarmte

auch sie ihn gewaltsam und hielt ihn fest. Das ließ Kaomonki aus Erbarmen ihr zu einem flüchtigen Troste geschehen. Aber jetzt wandten beide, Usankuei und Tien=ling, sich gegen einander; Tien=ling strahlend vor Wonne; Usankuei ernst und feierlich; und doch bebten ihm Anfangs die Worte: „Gute Tien=ling! Wir Väter sind redliche Leute; unser Leben und Alles ist für unsere Kinder, denn Alles strebt vorwärts hinaus in die Zukunft, in das künftige Leben; dahin rauschen und eilen die Bäche und Ströme; dahin fliegen die Wolken und brausen die Winde; dahin ziehen die Vögel im Herbste hinweg; dahin geht selber die Sonne unter — Tien=ling! Hier übergebe ich dich deinem Manne, meinem Sohne. Du bist ein gutes Kind, du erfüllst nur den Willen deines Vaters. Reich' ihm die Hand! — Reich' ihr die Hand, Sekosa, sie ist dein Weib. Ich lasse, ich gebe sie dir — Ich stelle sie dir wieder zu!" sprach er streng gegen sich.

Und bis jetzt noch gehorsam in den Willen des Usankuei, der ihr Herz und Seele beherrschte, erhob sie die Hand. Aber sie hielt sie ausgestreckt, während sie erstaunt, und das Erstaunen verbergend, erst tief bewegt und traurig, dann allmählig immer blässer und düsterer dem Usankuei in die großen, festen Augen, in das edle, treue Antlitz sah, und zuletzt an seiner Heldengestalt langsam abwärts mit dem Blicke zur Erde schlich, der ihr an der Erde wurzelte. Ihre Brust hob sich, aber sie seufzte nicht auf. Ihre Silbersee'n wollten feucht werden, aber sie bedeckte sie mit den Augenlidern. Ihr Arm war ihr gesunken. Ein stiller Gedanke in ihrem Haupte, der Jungfrau Stolz, der Tochter Gehorsam

durchzuckten sie — und sie erhob wieder die Hand, ihre Augen schauten klar, und sie lächelte gelassen.

Usankuei war der Mann, das Gute und Rechte sogleich aus dem ersten Antriebe der Seele zu thun, wo es am leichtesten ist, Bedenken und Begierden überrascht, ehe sie Zeit haben, zu erwachen, und wodurch er sich gleichsam den Rückweg aus dem Himmel abgeschnitten hat. Aber auch den Bruder verlor Tien-ling sogleich. Denn Kaomonki führte den Feldherrn zu den Särgen der Knaben, vor denen er die Hände emporhob und darauf Tien-ling herbeiwinkte, und sie bat, von ihren Brüdern Abschied zu nehmen. Und die Führer hoben den einen Deckel ab, und sie stürzte mit Geschrei über den armen, erwürgten Knaben, und lag selber wie todt über ihm, bis sie Sekofa aufhob und wegführte. Und von dem Tode durch und durch erschüttert und gegen alle menschliche Dinge gleichgültig gemacht, folgte sie ihm nun wie im Traume; denn auch Usankuei war ihr jetzt nur ein Traum geworden, und sie sich ein Traum. „Gehe zu meinen Freunden nach Nanking mit deiner Tien-ling," sagte Usankuei zu seinem Sohne. „Dort kann sie dich in Sicherheit pflegen, damit deine geheilten Arme wieder dem Vaterlande dienen. Der Prinz dort, aus dem Stamme der Ming's, ist zwar das Urbild aller vollkommen-gleichgültigen Menschen, aber meine Freunde, die Mandarinen Fanko-Tsong, der Kolao Quanto und der Reichscensor Tayin, werden dich wohl empfangen. Dort beschütze unsere Güter und unsere Ahnen!"

Unterdessen hatte ein aus der Stadt verstoßener Chinese dem Kaomonki ein Wort in das Ohr geflüstert, und dieser wiederum

dem Usankuei, der plötzlich wie ein Tiger in Todesangst an das Thor hinsprengte, das auf dem Spieße steckende, bleiche Haupt seines Vater, mit seinem Zopfe aus silbergrauen Haaren erblickte, erkannte, die schmähliche Ueberschrift im Fluge las, und einen lauten, furchtbaren und fürchterlichen Schrei des Schmerzes und der Wuth ausstieß. Die ihm zur Bedeckung nachgesprengten Reiter wiederholten den Schrei, sie verstärkten ihn und leiteten ihn in das Heer der Belagerer, wo er durch alle Glieder der Tausende lief, wie ein Feuer, und zu einem langen, immer wieder aufgefrischten Hall anschwoll, den noch die so eben zu Hülfe kommenden 20,000 Mongolen und Mandschu wie zu eines Meeres oder eines Berges furchtbarem Gebrüll verwandelten. Aber auch auf die Mauern der Stadt pflanzte der Schrecken den tausendstimmigen Schrei; und auf der Mauer und den Thürmen ergriffen und weiter getragen, lief er um die ganze ungeheure Stadt wie Hahnengeschrei, wie Kettenfeuer, wie die springenden Gänge einer Pulvermine. Und die hunderttausend Krieger des Lytsching in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt wurden wie von Einem über die ganze Stadt fallenden Blitze gleichsam mitangezündet, aufzulohen; und die zwei Millionen Bewohner der Häuser: Weiber, Kinder, Greise, Männer und Jünglinge schrieen mit auf, unwissend zwar, was geschehen sei, oder was geschehen solle; aber sie schrieen alle mit auf und fort, als breche alles ausgestandene Leid, alle Qual, alle Schande erst jetzt wie aus der vor Ueberfülle gesprungenen Brust hervor, und die Angst und Furcht vor der nahen und fernen Zukunft breche und steige in unsichtbaren, aber dafür hörbaren Flammen zum Himmel empor! Selber die Kinder schrieen über die schreienden Aeltern und Geschwister an der

Mutter Brust oder in der Wiege. Die zahllosen Hunde bollen auf, riefen sich heulend zu, und die Tausende von Tauben flogen auf und kreiseten hoch umher, und die niedern und hohen Staatsbeamten alle schrieen mit auf, die Mandarinen schrieen in den Höfen der Burg; und die beiden Flammen, die Flamme drinnen und die Flamme draußen, entzündeten einander immer wieder auf's Neue und erhielten sich regelebendig.

Der unerschreckbare eherne Held Lytsching stand mit herausgerissenem Säbel horchend in dem Palast. Es blieb nur bei dem Geschrei. Keine Hufschläge, keine Tritte nahten. Wie in einem Walde der Donner widerhallt, so hallte der, zu einem mächtigen Klange gewordene Hall in seiner Brust wider, und wie schon von eines Sängers ausgehaltenem, krystallenen schwellenden Tone ein ganzer Tempel wie zu Krystall wird, daß die Scheiben in den Fenstern zittern, so durchbebte der Ruf ihn doch leise. Er hörte in dem Tone alle seine Thaten, und deutlich die letzten, die grausamen, die Morde der drei Knaben und des alten Usiang; er sah sie klar vor Augen, als wenn ein Blitz, der stehen blieb und mit seiner Feuerflamme nicht wegzuckte, sie ihm erhellte. Er kannte, er vermuthete kein gemachtes Einverständniß zwischen Usankuei's Heer und dem seinen, noch zwischen den Bewohnern der Hauptstadt; aber er erkannte ein natürliches, menschliches selber in seinem Heere, ja in seinem eigenen Herzen. Er wollte es weglachen und lachte, als das Geschrei schon so lange gedauert, wie ein altes Weib sich einen großen Apfel mit ihrem lahmen Messer schabt, oder wie ein Kind mit Muße eine Granate sich auskernt. Er besaß die nothwendigste Eigenschaft, die fast allein hinlängliche zum großen Helden und Dichter: die tiefste, vollste

Menschenkenntniß; er durchdrang und überschaute mit seinem scharfen Verstande alle Verhältnisse zuerst, und so war er nun der Erste, der jetzt sah und leise zu sich sprach: „Hier weiche dem Schicksal! Fort!“

Und so befahl er gelassen, die schon eingepackten unermeßlichen Schätze aus der Burg der Väter und Mütter des Reiches in der Stille fortzuführen. Sein ganzes Heer ließ er so unbemerkt wie möglich aus der Hauptstadt ziehen, und während das sich erfüllte, ließ er Feuer werfen in die Burg, und in die so leicht gebauten Tempel und Häuser der Stadt. Und von der Glut der brennenden Thürme drehten sich schon die leichten Kuppeln, wie Windmühlflügel, vom Winde, und unter dem lieblichsten Glocken- und Glöckleinspiele ritt er ernst und stolz mit noch ungebrochener Macht hinweg, nach Laïkéu zu.

Usankuei sah auch die neun Thore umher in Flammen, und schloß daraus auf den Abzug des Feindes, und das Aufgeben der Hauptstadt auf Nimmerwiederkehr. Er warf seine treuesten Leute zum Löschen hinein, ohne selbst die Stadt zu betreten, und dachte nicht: daß einst noch seine Gebeine aus dem Grabe genommen, zerrissen, unter Schmach und Beschimpfung von Henkern auf den öffentlichen Plätzen auf Schandpfähle gesteckt, dann verbrannt und als Asche in die Luft gestreut werden sollten. Er verfolgte den Vatermörder, ereilte an der Brücke von Laïkéu die mitgeführten Schätze, deren Hüter in geträumter Sicherheit auf den Wagen schliefen; mußte sie seinen Leuten versprechen, damit sie nicht zerstört würden, und sah mit Befremdung, daß selbst die Mächtigsten nicht sicher den Schuh auf den Füßen besitzen, daß Alles allen nur geborgt ist, und daß es den Mächten der Erde

verbleibt und gehört, und daß das Schicksal an allen Häuptern still seine Hand liegen hat. Die meilenlange Wagenreihe hatte ihn aufgehalten; er hielt inne, da Lytsching mit 200,000 der tapfersten und schlachtenerfahrensten Krieger einen großen Vorsprung gewonnen hatte, ihm selbst aber rasch auf einander 60,000 Mandschu und Mongolen zur Verstärkung kamen, welche ihm die acht Fürsten des königlichen Hauses der Mandschu und die siebenzehn Großen der Fahne, und die neun und vierzig mongolischen Fürsten, „beeifert, dem chinesischen Reiche zu dienen" schickten; und Usankuei, der sie wohl kannte, vergaß vor dem Gefühl eigner Größe und unüberwindlicher Seele das Sprichwort: „Wer jemals Einem nur das Kleinste nahm, dem traue niemals weder Volk noch Heer." Und so empfing sie Usankuei liebreich. Lytsching sah ein, daß er jetzt keine Festungen für die Zukunft und auf gewonnene Schlachten besetzt halten könne, sondern daß er zum Gewinn der Schlacht aller seiner Krieger bedürfe, zog sie an sich, ließ sich einholen und überfiel den Usankuei, der ihn in demselben Augenblick überfiel. Und so schlugen sich die beiden vollkommenen Heerführer mit den Gebeinen der tapfersten Krieger auf Leben und Tod, bis jeder, ohne den andern besiegen zu können, wie verabredet mit Sonnenuntergange sich zurückzog. Sie standen gerüstet zwei Tage sich gegeneinander. Dann zog Lytsching ab.

Usankuei athmete auf. Sein schönes, reiches, großes, gutes Vaterland war frei! Und er genoß den süßen, erhebenden Lohn: Ich habe es frei gemacht. Was noch zu thun war, erschien in seiner Gewalt. Jetzt galt es den unzähligen Hauswesen einen Hüter zu geben. Den unzähligen Hausvätern, deren jeder über

die Seinen freie, unverhinderliche Gewalt hat, weil sie Niemand verkümmern kann, nur den Mißbrauch bestrafen — diesen wieder einen Sohn des Himmels einzusetzen, erwarteten Alle von ihm; ja Viele erwarteten Ihn. Doch er dachte nicht daran — einen von Räubern Erretteten nun selbst auszuplündern, zu ermorden und begeistertes Freiheitsgefühl in kläglichen Eigennutz aufgehen zu lassen.

Ihn bekümmerte jetzt nur: den Mandschu dankbar sein Wort zu halten! Er ließ ihnen in aller Stille ein großes Fest bereiten, über die bedungenen Ballen Seide und Leinwand noch Gold und Silber in seinem Zelte aufhäufen, und sein treuer Kaomonki ließ, von ihren Müttern oder ältesten Brüdern begleitet, die eilftausend Jungfrauen in das Thal unter Zelte herbeiführen: gesunde, wohlgebaute, hübsche Töchter gefallener Krieger aus dem arbeitenden Volke, deren Füße nicht zu goldenen Lilien verkünstelt werden, da gesunde brauchbare Glieder das Handwerkszeug und das Vermögen der Armen sind, das ihnen bis in die Grube reichen und sie ernähren soll. Die Feldherren der Mandschu waren in sein Zelt geladen, und als Alles bereit war, ging Usankuei mit Kaomonki davor umher, sie zu erwarten, beide in ihren prächtigen, wohlbewährten Waffen. Sie sahen von weitem Neschinguang kommen, mit seinem Unterfeldherrn Pei-Leh, und Pelipaowang, nebst den Jesuiten.

Und ihnen entgegensehend sprach Usankuei: „Ich weiß nicht, was du so treibst, unsere redlichen Helfer, die Mandschu, nach Hause zu schicken!“

Kaomonki entgegnete: „Sie kamen mir zu willig! zu zahlreich für Hülfsvolk! Lytsching, der große, tapfere, wilde Sohn

China's, war ja auch ihr Feind, ihre Handschelle, die Scheide für ihren Säbel!"

„Bin ich nichts? Nichts mehr? Jetzt!" meinte Usankuei unverdrossen.

„Hast du vergessen, daß dem 300,000 Mann starken Heere der Mandschu mit ihrem Führer Tai=Tsong, wie einem Pfeile, nur die Spitze abbrach! O die Lauerer in der Welt!"

„Einem Volke ist es unwahr: die Lauer aufzubürden;" entgegnete Usankuei. „Aber ich kann auch nicht so über alle offene Grausamkeit und so über alle abscheulichsten Laster schändliches Lauern den Volksbeherrschern zutrauen. Denke, welche Falschheit: zehn, zwanzig, ja dreißig Jahre zu lauern, und während dieser Zeit kein wahres Wort zu reden, keine That zu thun, als die den Stempel des Betruges verborgen trägt, die Gold scheinen soll, und schlechtes Metall ist. Und in diesem Betruge, und mit diesem Betruge auf dem Herzen hinzusterben und zum reinen Himmel zu gehen! Und 100 Jahre lang diese Lauer auf den Sterbebetten heimlich als seligstes Geheimniß von Sohn auf Sohn zu vererben! Gehe, so schlecht, so ehrlos, elend lebt kein Mensch auf Erden! So Schlechtes zu schauen und zu wissen, so Niederträchtiges für den Laurer zu leben, so Tückisches, Tigerfalsches und Luchsartigüberfallendes den Nachbarvölkern zu dulden, hat Tien nicht gebildet! Ich kann den Himmel nicht so lästern, noch Einen seiner irdischen Geister so!"

„Der Mensch bedeckt das Abscheuliche mit glatten Worten. Was dich so empört, das nennen die Tartaren, die Barbaren leis und lächelnd nur Staats=Kunst. Wie Viele haben endlich

durch diese „Hauskunst“ schon Nachbarfeld und Garten und Nachbarhaus erworben!“

Usankuei schaute zum Himmel, dann sprach er: „Aber sie haben jetzt keinen Kopf, keinen Erben dieser Gedanken, nur Arme und Beine.“

„Gerade das schlechteste Gewürm erzeugt sich am ersten den Kopf, die gemeinsten Erd- und Wasserthiere, auch bei den Bibern — Einer legt sich mit ausgespreizten Pfoten als Wagen hin, andere beladen ihn, noch andere ziehen ihn am Schwanze statt der Deichsel heim in ihren Bau. Und jetzt haben die Mandschu da den kleinen Knaben schon ganz in unsern Sitten und Gebräuchen erzogen, und ihm des Kong-Fu-Tsé Lehre ins Herz gesät!“

„Kann Jemand in aller Welt etwas Besseres thun!“ sprach Usankuei. „Wie viel noch werden die Völker von uns lernen und lernen müssen, was sich zuletzt als das Beste in so vielen Jahrtausenden, als dem Menschen gut und weise, einzig bewährt hat. Wo haben sie einen so einfachen, glaubhaften Kong-Fu-Tsé, dessen ganz gewöhnliches Leben ein Kind begreift, dessen Worte ein Verbrecher nicht läugnen kann. Wo haben Barbaren ihr Reich auf das Hauswesen gegründet, da das Reich nur ein vielfaches Hauswesen ist, und jedes Hauswesen ein Reich, mit einem unabsehbaren Sohn des Himmels! Wo sonst ist ein Hausvater so frei? Wo sonst sind Weiber und Kinder und Geschwister so unverbrüchlich und willig gehorsam? Wo sonst macht *ihr* Gehorsam *den Vater so mild, so gütig*, so glücklich alle! Gehorsam, Freund, ist der Menschen Wort zu allem Segen. Gehorsam entwaffnet alle Tyrannen, Gehorsam bändigt alle Befehlenden, Gehorsam macht alle Gehorchenden ruhig begnügt, friedvoll und

froh, und trägt ihnen alle Gaben des Himmels ein! Wo sonst darf Jeder den Himmel glauben wie er will, und ihn verehren, wenn er überhaupt nur das Himmlische verehrt! Wo darf Keiner den Andern in seinen Gebräuchen stören? Wo stört der Sohn des Himmels Keinen? Wenn auch alle Jahre einmal öffentlich ausgerufen wird — (und das ist die höchste unerläßliche Pflicht des vernünftigen, ruhigen Vaters des Volkes —): „Jene Lehren sind falsch, kindisch und lächerlich! Und das Leben nach denselben ist erbärmlich, traurig und elend, keines verständigen Menschen würdig." So müssen sie ausrufen lassen, so geschieht es selber den kindischen Lehren und Lehrern des Dalai Lama, so gut wie des Fo und des Laokium. So weiß und fühlt selber das irrende Volk, doch: es schwebt ein höherer, reinerer Geist über uns! Und die da Verständige werden, die lassen ihn in sich herabsteigen, und Niemand darf ihnen wehren!"

„Nun," meinte Kaomonki, „so werden auch die Lauerer wohl kein Böses bei uns stiften und stiften können!"

„Laß uns gelassen bleiben!" beruhigte ihn Usankuei. „Ein großes Volk ist wie ein großes Meer. Noch immer wirft es seine Todten aus; die festgefahrnen Schiffe selbst im Abgrunde noch wühlen Stürme los, Erdbeben speien sie mit Feuer hoch empor als Asche! Ein ganzes Volk ist ein aus Erz gegossenes, riesenhaftes Götterbild. Nichts läßt sich ihm kalt mehr angießen, nichts ankleben — nur anhängen, aufheften: heilige Gefäße und große und kleine Götzen. Aber sie fallen ihm alle wieder ab von dem glatten Leibe, und die Witterung zernagt allen falschen Plunder an ihm, selbst die falschen Augen, und wären sie aus ächten Diamanten — es sind seine Augen nicht! Sie

fallen ihm aus! So wird einem Kinde nur seine Seele ein- und angeboren; mit ihr muß es leben und sterben, und lebt es und stirbt es; nicht einen Finger mehr kann ihm der ganze Himmel ansetzen; nicht eine Ader, wie eine neue Saite, ihm einziehen. Der Greis stirbt, wie er als Kind geboren ist; ein Volk legt wie eine unsterbliche Schlange seine Haut ab, und alles ist Haut, was nicht Knochen und Blut, angestammte Seele und eigener, freier Wuchs aus eigener Kraft ist. Freilich war es schändlich-leichtsinnig vom Sohne des Himmels, Je-us, seiner Geliebten zum Vergnügen die Lärmfeuer im Lager durch falsches Geschrei: „die Mongolen sind da," anzünden zu lassen, bis sie wirklich es überfielen, da die Krieger den Ruf nur wieder für den Ruf zum augenvergnügenden Feuerwerk hielten! Nur ein uneiniges Volk, und die Empörer, die es uneins gemacht, sie schreien Hülfe der Fremden an, und sie nur bedürfen und erhalten sie zu ihrem Verderben und Untergange. Und wehe, wenn Ein Böser gleichsam die Bahn in das Unmögliche gebrochen, wie bei uns zuerst der nichts als herrschsüchtige Schi-king-tang, der Schwiegersohn des Ming-Tsong, der aus einem leider fremden, angenommenen Kinde der Vater des Reiches geworden war, doch groß und würdig herrschte. Schi-king-tang stürzte, aus Fremdenhaß sogar, den Sohn seines Schwiegervaters, und berief dazu das erste Tartarenheer von Liao-Tong, und ermordete ihn; und Fiti, des Ermordeten Sohn, rettete sich nur vor dem Vatermörder dadurch, daß er sich mit Weib und Kind in seinem Palaste verschloß, den er in Brand steckte, und schweigend mit ihnen in den Flammen zu Asche ward. Aber siehe, der Fremdenhasser Schi-king-tang, den die zu Hülfe gerufenen Frem-

den aus Liao-Tong nun nicht als Vater des Reiches anerkennen wollten, mußte ihnen nun sechzehn ihnen nahe Städte geben, und alle Jahre 300,000 Stücke Seide schicken. Doch laß dich nur erst den Löwen blutig lecken! Gefräßiger und frecher kamen sie wieder; und die aus den Siegen gegen sie zurückkehrenden Feldherren stießen ihre Herren im Palaste vom Throne, die umsonst den Lehrer Kong-Fu-Tsé in seinem Grabe zum Könige machten, uud ihm das Volk unterwarfen! ja einem Bonzen den Namen: „Gewaltiger im Himmel" beilegten! welchem gotteslästerlichen Titel das Volk alles Unglück zuschreibt, das uns bis auf den heutigen Tag bedrückt und uneins macht."

„Erinnere dich," versetzte Kaomonki, „daß damals die Tartaren, bei einer Unterredung zum Frieden, sogar den Sohn des Himmels, den bedrängten Whei-Tsong, in Ketten schlugen und in der Wüste Scha-mo verderben ließen. Ich habe heute tapfere Wächter, gegen solche Falschheit an dir, aufgestellt." — —

Usankuei lächelte und sprach: „Sie sind nun gewitzt! Denn obgleich Kao-Tsong sich ihnen zuletzt selbst unterthänig (Schin) nannte, und zinspflichtig (Kong), so vertilgte doch selbst der unkriegerische Li-Tsong, mit Hülfe der abendländischen Tartaren, das Reich der morgenländischen; ihr König Ngai-Ti erhenkte sich! *) — Und da sie uns kennen und unsere Vaterlandsliebe gewiß nicht vergessen haben, so rief ich ihren schwachen Namen jetzt wieder zu Hülfe; denn sie wissen auch und haben

*) Anno 1225, nach nur 117 jähriger Herrschaft der Mandschu oder sogenannten, morgenländischen Tartaren.

gesehen, was den Abendländischen geschehen ist! Zwar mögen das wohl böse Tage gewesen sein, als diese Tartaren den armen achtjährigen Vater des Reiches, den kleinen Ti-Ping, gleichsam ins Meer jagten, auf die Flotte, auf der sich seine Mutter und sein Vormund Lo-Sin-Se, mit hunderttausend Chinesen überladen, befand; als sie bei Kan-tong dieses letzte schwimmende Reich überfielen, das Schiff, mit dem Knaben darauf, umringten, erstiegen; Lo-Siu-Se aber sich mit dem Knaben verhüllte, in das Meer mit ihm sprang, ihn und sich in den Wogen ersäufte und die Mutter, die Mandarinen alle, und alle die unermeßliche Menschenschaar sich vor den Augen der fremden Barbaren in den Wogen ersäuften! Und dann auch auf trocknem Lande sprangen Alle, die sogar eine rühmliche, glückliche Dienstbarkeit verabscheuten — in das Meer der Ewigkeit! Da war der Tartar, Schi-Tsu, der erste fremde Herrscher und Vater des Reiches unter dem Himmel; der auf dem Schiffszuge nach Japan gleich zur Strafe hunderttausend Menschen im Seesturm opferte — um durch Thränen des Volkes sich desto herzlicher als ihren Herrn empfinden zu lassen! Aber was half auch diesen abendländischen Tartaren das Herrschen über China? Die Vaterlandsliebe wird nicht erobert, sie wird nicht besiegt! Sie bleibt wie fruchtbare Erde im Lande der Väter. In einem elenden Diener der elenden Bonzen schlug sie in Flammen empor und ward geboren als das Kindlein, das seine chinesische Mutter nur Schu hieß! Der wuchs im Volk aus Volke zu einem Riesen, dessen Arme und Beine und Finger und alle Glieder nur lauter Chinesen waren. Und er stürzte den neunten und letzten mongolischen Herrscher über Chinesen,

den Schun-Ti, der den Lama, den stolzen Pfaffenkönig, in seinen Palast genommen hatte und den alle seine Großen auf den Knieen verehren mußten! *) Darum ehr' ich den Befreier des Reiches von Fremdherrschaft noch heute so hoch und treu in seinen Nachkommen, dem Geschlechte der Ming, das nun 276 Jahre bestanden. Und 80,000 Mandschu machen noch nicht Einen Mann Besatzung in alle Städte und Dörfer von China aus. Besser wär' es, den Befehl zu erneuen: daß 100,000 Priester Weiber nehmen müssen, und keine Bonzennonne vor ihrem vierzigsten Jahre ins Kloster gehen darf. Wir brauchen Menschen, und Ein Freier und Glücklicher mehr in der Welt, ist ein großer Schatz mehr! Ich selbst will nun mit Freuden noch Söhne haben!"

„Sorge lieber für einen Vater des Reiches!" sprach Kaomonki; „sonst werden die Mandschu dafür sorgen, und dir zur Bestürzung! Und wenn unser Volk, wie ein Elephant, auch immer wieder seine Feinde mit Füßen todt tritt, so hat er doch blutige Füße davon; und eh' er sich aufmacht, wie lange ist er geplagt und gefoppt! Siehe nur, wie geheimnißvoll die europäischen Bonzen, der Vater Ta-Yao-Wang und seine Genossen **) mit dem Neschinguang

*) Der Jesuit Du Halde erzählt, wie zum Tadel, sehr schlau von ihm: „Dieser stolze Lama strich alle Ehrenbezeugungen ein, ohne sich nur von seinem Stuhle zu rühren; worüber ein vernünftiger Großer so erbittert war, daß er auf ganz andere Art zu ihm sprach: „Du ehrlicher Mensch, ich weiß, daß du ein bloßer Schüler des Fo und Lehrer der Bonzen bist. Du aber weißt vielleicht nicht, daß ich ein Schüler des Kong-Fu-Tsé und ein Gelehrter im Lande bin. Das muß ich dir sagen, und rathen, deine ganze Alfanzerei einzustellen." Darauf reichte er ihm den Becher stehend, und der Lama fand auch für gerathen, aufzustehen; nahm den Becher lächelnd und trank ihn aus."

**) Der deutsche Jesuit Andreas Koffler und der Pater Michael Boyen.

und seinen Brüdern Pei-Leh und Pelipao-Wang die Köpfe zusammenstecken! O die Fremden achten ein fremdes Vaterland nur als den Heerd, ihre Leibgerichte darauf zu kochen; nur als den See zu ihrer Fischerei, als ihren Goldschacht, ihre Diamantengrube! Lasse Dir rathen — befiehl, daß ich die ganze Schaar Verräther auf Deinen Wink in Stücken zerhaue, und der tausendfüßige Löwe ohne Kopf ist blind und spürt sich heim in seine nordischen Wälder!"

Da sprengten die drei Heerführer der Mandschu mit den drei Vätern Jesuiten plötzlich den Hügel herauf vor die Gezelte, und Usankuei empfing sie nach den Begrüßungen dankbar und offen. Er übergab ihnen die auf der andern Seite des Hügels neugierig vor den Zelten stehenden Jungfrauen mit einer Handbewegung, und die Geschenke an Gold und Silber über die versprochenen kostbaren Waaren.

„Du eilst!" sagte ihm Neschinguang. Aber er fand es zur Verstellung besser, die Mädchen und Gaben zu nehmen, als sei somit die Sache abgethan. Er bedankte sich; und Usankuei dankte ihm wieder und sagte fast unter Thränen, daß er und seine Mandschu sich an den Chinesen einen beständigen, treuen Freund erworben.

„Erlaubt uns, auf Euch zu zählen in der Noth, die der Himmel recht lange verschieben wolle; aber zuletzt kommt jedem Volke sein trauriger Tag, wie dem ältesten Manne der Tod," sprach Neschinguang, wie fürchtend. Und um die früheren Einfälle der Mandschu zu entschuldigen, setzte er hinzu: „So wollen wir denn in Frieden nach Hause ziehen! Du wirst uns endlich einen billigen und gerechten Friedensschluß vermitteln! Denn nur nach einem Frieden mit Euch sind wir jemals gekommen. Vergiß nur

nie das Band, das uns verbindet. Ihr und wir sind nur Ein Volk, beide von dem 10,000 Jahr alten Stamme der Yehé, die Aeste, Zweige und die Blätter; Ihr, in schönem Lande gediehen; wir, in rauhem Lande unscheinbar und beengt. Und als Euer Sohn des Himmels erlaubt, uns auszubreiten in Leaotong — da nimmt sein Mandarin das Land wieder, als zu seiner Provinz gehörig, in Anspruch, und wie? Wie grausam! Er läßt alle Mandschu-Familien in einer Nacht aufheben, und an andere Orte führen und Alles zerstören, was sie verlassen haben, nichts ausgenommen. Da entrannen ihnen unsere Männer in unersteigliche Gebirge — und die Alten, die Kinder, die Kranken schleppt man fort, und die Meisten kommen um! Und die im Vertrauen auf den Vater Eures Reiches Unzufriedenen werden in neuer, schrecklicher Verwüstung vertilgt! Die Noth der Völker gibt dem kopflosen Riesen ein Haupt! Dem großen Elephanten einen Rüssel — der hieß uns Tai-Tsu, der sich nun tapfer gegen Euch wehrte. Sein Sohn Tai-Tsong wollte nur Frieden — aber unglaublich, doch wahr — Euer Sohn des Himmels, der also billig von jedem Vernünftigen doch unter den Himmel selbst zu setzen ist, erfuhr von zwei Kriegszügen kein Wort! So halten Eure Mandarinen den Vater des Reiches in lächelnder Blindheit durch Vergnügungen, Spiele und Lüste hin mit dem falschen Worte: „Alles steht gut und geht gut im Reiche unter dem Himmel.“ Darum sollte jeder Vater des Reiches, um nicht sein Leben am Ende mit Verwunderung zu verlieren, an die rothen Säulen seines Zimmers Tafeln mit der Inschrift hängen: „Habe selber Augen und Ohren!“ —

O wie ganz anders hielten es die früheren, großen Väter des Reiches, wie wir von Euch wissen! Da hing die Glocke! die Trommel! und die drei Tafeln! Die Glocke für jeden bedrückten Bürger; die Trommel für die, die von den Gesetzen oder von der Religion der Priester litten; die bleierne Tafel, zu Beschwerden gegen die Minister oder über die Regierung; die steinerne, gegen Druck von der Obrigkeit; die eiserne, gegen harte Ausführung und Anwendung selber der gerechtesten Sache! Und der Vater des Reiches stand vom Tische, ja aus dem Bette auf, wenn die Tafeln erklangen, die Trommel gerührt ward, oder die Glocke die Angst eines Erdgeistes im Reiche unter dem Himmel ausschrie in finstere Nacht, die nur die Sterne durchschimmerten! Und da einst Juta die Dreistigkeit eines Fehlerrügenden damit bestrafen wollte: ihm den Kopf abzuhauen; da trat sein edles Weib zu ihm, und im größten Schmucke und höchster Freude wünschte sie ihm Glück mit den Worten: „Ihr und ich haben Ursache, uns unter einander Glück zu wünschen, daß Ihr solche kluge und treue Männer habt, die, statt Euch mit Schmeicheleien zu verführen, sich nicht fürchten: die Wahrheit ohne Scheu und unverfolgt zu sagen. Das ist die größte Glückseligkeit für einen Fürsten, wenn er Leute um sich hat, von welchen er die Wahrheit lernen kann, die von den Elenden nur zu oft unterdrückt wird, aus Furcht, mißfällig zu werden *). Der verständige Wen-Ti hob alle peinliche Untersuchung wider Alle, die die Regierungsform tadelten, auf. Ja, er begehrte von seinen Dienern und Unterthanen, daß sie seine Aufführung aufs schärfste

*) Martini, p. 52.

untersuchen sollten, damit er durch seine Besserung die drohende Ahndung von sich abzuwenden vermöge *). Hörte uns nur euer Hof? Oder hatte selbst der wohlwollende Mandarin Yuen-Tson-Hoan im Laufe eines Jahres Muth genug, nur Gehör für uns in Peking zu erbitten! O, was waren sonst die Mandarinen und die Gelehrten für edle, ehrenfeste, uneigennützige, vaterlandsliebende Männer, die gleich mit ihrem Sarg und ihrer Todtenbahre den großen Vater des Reiches bitten und mahnen kamen; und wenn sie für diese, von ihm sogenannte Frechheit und edle Freimüthigkeit sich den grausamsten Tod zugezogen, so starben sie ihn froh mit den Worten: **) „Was verlieren wir durch unseren Tod mehr, als den Anblick eines solchen Fürsten, den wir nicht ohne Abscheu und Grauen ansehen können, da er seine Mutter verstoßen. Wollt Ihr uns nicht hören, so wollen wir hingehen und Eure, sammt der Kaiserin, Eurer Mutter, Vorfahren aufsuchen! Diese werden unsere Klagen hören, und Ihr werdet ohne Zweifel in der finsteren Stille der Nacht Eures und ihres Geistes Vorwürfe hören, die sie Euch wegen verübter Ungerechtigkeit machen werden.“ — Und auf den Tod dieses Einen drängten sich unerschreckt täglich so viele Martyrer zum Opfer; bis der Kaiser, der es endlich müde wurde, so vieler braven Leute Leben zu opfern und einen allgemeinen Aufruhr besorgen mußte, endlich seine Mutter zurückkommen ließ ***). Jetzt — hat Keiner für

*) Hervieu Collection; Du Halde Vol. I. p. 451 etc.

**) Le Compte, Part II. lettre 1.

***) Martini, Hist. Sinic. L. 3. imp. 28.

uns gesprochen, die wir Eure Unterthanen waren, „und das Elend, das wir ausgestanden, wird uns lange daran denken lassen." sagte unser Beherrscher Tai-Tsong. So mußten wir unsere Zuflucht zu den Waffen nehmen, das letzte Mittel, dessen sich brave Leute bedienen, und uns Verzweifelten das einzige. Wir schmeichelten uns, Euer großer Vater würde sich doch bei uns nach den Ursachen eines allgemeinen Aufstandes erkundigen! Mein Bruder that drei Heerzüge, selbst bis vor die Hauptstadt.... von der er ehrerbietig abzog; aber auch auf eine solche Anfrage von 300,000 Männern, auf solche Bescheidenheit — keine Antwort!"

Durch diese demüthige Vorrede zu seinem beschlossenen Betruge, hatte Neschinguang den edlen, gerechten Usankuei ganz gewonnen; und um bei ihm die Besorgniß vor dem Mandschu-Heere von 80,000 tapfern Leuten scheinbar zu heben, den Usankuei unter Aufsicht zu stellen, Peking zu besetzen und zugleich den schlauen, verwegenen, großen Kronenräuber Lytsching zu vernichten, sprach er weiter zu Usankuei: „Aber in Erwartung Deines Dankes laß ihn uns nun vollends verdienen; schicke uns nicht heim wie Tagelöhner, die mit der Feierabendglocke ihre Schaufel hinwerfen! Was müßte man von uns denken, welche Schande ludetest Du uns auf, wenn wir Dich, so ein großer, weiser, ausdauernder Feldherr Du auch bist, ohne Beistand gegen den Mörder deines Vaters ließen! Denn, der nicht todtzumachende Räuber steht immer größer und schrecklicher wie von den Todten auf! Nimm unser halbes Heer gegen ihn mit Dir. Theile die andere Hälfte in zwei Theile, sende den Einen nach Kantong, um ihm alle Quellen abzuschneiden; und das letzte Viertheil mit den Verwundeten lasse mich, der ich mich nach den Meinigen sehne, wenn es Dir so

beliebig ist, unserer Heimath wieder näher führen und in der Gegend von Peking ein Lager aufschlagen, um Dir indessen die Stadt in Ruhe zu halten, wenn unser Beistand dazu erfordert wird; falls er aber nicht nöthig ist, so wollen wir unseren Heimzug in die Mandschurei antreten. —

So sprach Neschinguang wie ganz offen und voll Zutrauen. Und wenn er gleich nicht so blind, ja von Sinnen war, mit seinen 80,000 Leuten das chinesische Reich erobern zu wollen, so verließ er sich zuerst auf die Wirkung des ungeheueren Betruges, der dummmachenden Ueberlistung, der Lähmung des Volkes und seines Kriegsüberdrusses, wenn nicht der Gleichgültigkeit: Wer sie beherrsche; da sie selten oder nie leibhaftig den Vater des Reiches sahen, der wie ein Bienenweisel in seinem Drahthäusel saß; er verließ sich auf die Gewinnung der Mandarinen durch große Belohnungen und Belehnungen, zu welchen ihm ein ganzes, geraubtes Reich ungeheuere Mittel bot; vor allen aber verließ er sich auf die vielen, gewiß aufstehenden Gegenkaiser, deren Vortheil und Leben nur davon abhing: daß keiner dem andern beistand; zuletzt aber auf das so oft gräßlich gemißbrauchte und immer wieder zu träger Beruhigung von den Verzweifelten geglaubte Wort: „So ist des Himmels Wille gewesen."

Usankuei, als ein treuer chinesischer Sohn, hauptsächlich erfüllt und hingerissen von Vergeltung an dem Mörder seines Vaters und der Kinder des großen Vaters des Reiches, genehmigte diese, aus eines Redlichen Munde, heilsamen Worte; ohne zu ahnen, daß sie aus dem Herzen „eines der falschen Leute aus Norden" — wie er doch oft schon in dem bewährten

chinesischen Sprichwort gehört hatte — der allergräßlichste Betrug sein würden, der seit den vielen Jahrtausenden in ganz Asien bis auf den heutigen Tag verübt worden. Kaomonki stand auf glühenden Kohlen, fast ohnmächtig vor Angst, überlegend, ob er nicht sogar den Usankuei mit allen Mandschu und Jesuiten im Zelte zusammenhauen lassen sollte. Aber große Entschlüsse auszuführen, hat eine noch zweifelnde, nicht überzeugte, Seele nicht die Kraft; und er wünschte wenigstens ein Anzeichen ihrer Gesinnung. Daher neigte er sich sehr freundlich und unbefangen zu dem jungen Pelipao-Wang, einem schönen, ernstblickenden Knaben von 11 bis 12 Jahren, berührte seine Schulter und sprach zu den umherstehenden Mandschu und Jesuiten: „Das wäre ein hübscher Vater des Reiches!" — Und über dieses Wort sah er die Einen erröthen, die Andern erblassen, und den Reschinguang stumm mit durchdringendem Blick in seinen Augen forschen, jedoch nur kurz, wie die Schwalbe vorüberfliegt. Usankuei aber lächelte und sprach: „Wir haben ja da den Prinzen Fon und den Prinzen Lon von den Ming, und Tausend von dem Geschlecht der Y-Wen! Ich habe an den allergewissenhaftesten Mann in China, den Prinzen von Longan, schon Botschaft gesandt; und wer ist nicht so verblendet von Glanz, so unwissend über die unzählige Qual und Sorge, daß er nicht gern auf dem Thron säße — ausgenommen die treuen Diener ihres Herrn;" und meinte sich selbst damit voll edler Genüge. Die innere Wuth über das verrätherische Erröthen aber hatte den heftigen Kaomonki überwältigt. Er fiel um. Er verdrehte die Augen, Schaum stand ihm vor dem Munde, seine Fäuste waren geballt — und die frommen Väter trugen „den Kranken" selbst in sein Zelt und pflegten ihn liebreich. Das

Gastmal und das ganze Fest hatte nun seinen fröhlichen Verlauf bis zum Morgen, wo die Tausende der Mädchen, ehe sie fortgeführt wurden, noch niederknieeten, die Erde küßten und von ihrem schönen Vaterlande Abschied nahmen, sich dann aus den Armen der weinenden Mütter und Brüder rangen, die sie noch segneten und mit Blicken verfolgten, ja begleiteten, bis sie die rohen Mandschu zurückstießen. Dann nahm auch Neschinguang, wie er sagte, auf wohl „Nimmerwiedersehen" von Usankuei Abschied, und beide Feldherren dankten einander für den geleisteten Beistand und den Bruderdienst der Nachbarvölker. So zogen alle drei Heere 200 Meilen weit auseinander, Neschinguang nach Peking, Usankuei zu Lytsching's Besiegung nach dem Königreich Schan=si.

Darüber waren mehrere Wochen vergangen, und Usankuei hatte seinen Feind erreicht, als Kaomonki um eine Mitternacht ihn im Zelt erweckte und seinen Diener Muhu bei ihm einführte. Seine eigene Todtenblässe war nicht zu sehen, und nur sein leises Zähneknirschen zu hören. Usankuei setzte sich auf und Kaomonki sprach zu seinem Diener: Erzähle!

Und Muhu begann mit gedämpfter Stimme, so daß ihn der Feldherr ermahnte: laut! laut!

Aber Muhu entgegnete noch leiser: „Still, still, daß uns Niemand hört! Du selbst bist jetzt nicht mehr erlaubt! Ein freies Herz und ein freies Wort für das Vaterland sind nun Verrath und Verbrechen . . . ."

Er konnte vor Jammer nicht weiter, weinte sich aus und stöhnte dann fast unvernehmlich: „Wir tragen das Joch! Alle! Aber Jeder es ganz!"

„Ich fühle noch nichts davon!" sprach Usankuei.

„Mir ist das Herz gebrochen über uns und über Dich: Er mag, er muß Dir es auflegen!“ sagte ihm Kaomonki; „denn die Unvorsichtigen wissen ja wohl auch immer noch Rath!“

Und Muhn berichtete: „Ich, als an der großen Mauer geboren und der beiden tartarischen Sprachen mächtig, war von meinem Herrn, als Mandschu verschoren und verkleidet, mit einigen Getreuen mit Neschinguang's Heere nach Peking gesandt worden um heimlich zu hören und zu sehen, was er vorhabe? Er führte aber nur aus! und rasch! Er sollte vor der Stadt lagern; es war rauhes, regnigtes Wetter — er zog mit dem Heere in die Stadt ....“

„Das hatte ich nicht erlaubt!“ rief Usankuei.

„Du hattest es nicht verboten. Wie ein Heer Erlöser nahmen die Bewohner ihn auf mit Freudengeschrei. (Du hättest es Dir sollen zollen lassen! Das Volk hat kein Wort, keinen Schluck Reiswein zweimal in der Kehle, schaltete Kaomonki ein.) Die Mandarinen empfingen sie am Thore in ihren Feierkleidern. Die Reichen bezahlten den Armen für die aufgenommenen Mandschu. So standen die Sachen drei Tage. Da machten als Chinesen verkleidete Mandschu — ich selbst habe ihrer drei erstochen, und sie sprachen im Sterben ihre Sprache! — sie selbst machten auf geheimen Befehl einen Auflauf, und — Neschinguang dämpfte ihn, bemächtigte sich der festen Oerter und nahm uns Chinesen die Bewachung der neun Thore. O Usankuei! Welches Todesschweigen lagerte da sich über die Stadt! Mit wie großen Augen, wie blaß, wie bang, wie niedergeschlagen sahen da Deine Erretteten Dich an! Welche Sprichwörter traten da wieder dem Volke in den Mund — auch über

Dich — und die Verwogensten flüsterten sich scheu in die Ohren: „Der Kluge verkauft die Narren." .... „Wer den Hund spart, der verschleudert die Schaafe!" (Und Kaomonki schaltete wieder ein: Usankuei, Du wolltest keinen Befehlshaber über die Stadt setzen, um nicht Anlaß zu Mißtrauen zu geben!) Und weiter sprach das Volk in Sprichwörtern: „Wen ich aus Räuberhänden erlöse, darf Ich den nun plündern und morden?" .... „Ist das Kameel mein, das ich abladen helfe?" .... „Wenn ich ein Kind aus dem Brunnen ziehe, muß ich dafür nun Vater und Mutter erschlagen, und in ihrem Hause wohnen?" .... Andere begriffen nicht, wie man um Säbelhiebe ein Volk erkaufe? Oder um einige tausend Todte auf einem kleinen Schlachtfelde ein ganzes großes Reich mit immerfort wie aus der Erde quillenden Millionen Menschen einhandle, und nannten es Betrug. Als aber Neschinguang das Volk in die Tempel laufen sah, zum Beweise: daß es sich nur noch auf den Himmel verließe, oder dem seine Noth klage .... da trat er als Herr auf! Aber wie uneigennützig! wie edel! Was er für sich behalten konnte, das schenkte er einem Kinde! Denn das Kind war unschuldig! Des letzten Ming's Kinder waren erst ermordet worden zum allgemeinen Mitleid — mit dem Kinde, dem acht oder zehnjährigen Knaben, dem Söhnlein seines Bruders, mußte das gute, herzliche Volk ja nun doch Erbarmen haben! So war ein Kind nun Tschang-Ti! Großer Vater des Reiches unter dem Himmel, der Sohn des Himmels! Ich habe als Wache im Hofe des Schlosses die Rede des Kindes mit angehört, die ihm Neschinguang eingetrichtert, und doch die Worte vernommen: „Das Einzige, was mir so getrosten Muth macht, ist die gute

Meinung, die ich von Euch habe; der Heldenmuth, der mein Volk auf den Gipfel der Ehre gehoben. Unter dem Beistande Eurer unerschrockenen Tapferkeit und Eurer vollendeten Weisheit, ist nichts so groß, was ich Euch nicht versprechen könnte. Durch Euch bin ich schon Besitzer aller Königreiche dieses weiten Reiches. Ich begehre Alles nur als ein Mittel, das Volk zu beruhigen, Eure Tugenden zu belohnen, und Jedem von Euch meine Dankbarkeit zu offenbaren." So herrschen denn nun die Tartaren! Ihr Geschlecht Tsing! Ihr Kind Schun-ki! Vier Vettern gängeln das Kind; und die vier Vettern lenkt Neschinguang als Amawang. Er läßt deinem erwürgten Herrn und Vater des Reiches ein prachtvolles Denkmal errichten, ihm einen Ehrentitel durch das Ceremonialtribunal beilegen, und hat durch das ganze Land eine allgemeine dreitägige und dreinächtige Trauer angeordnet — —"

„Die Du doch mitfeiern wirst, o Usankuei!" Stöhnte Kavmonki. „O, so wirst Du aus Deinem guten Herzen schon den ersten Befehl dieser Verräther befolgen, die blos durch einen ungeheuern Betrug das Reich erschlichen, die Deine Herren sind, und sich den ersten Gehorsam im ganzen Volke erschleichen! Laß tausend Steine bei tausend Städten im Reiche vergraben, die diesen Betrug den Völkern in spätesten Zeiten lehren! Wer weiß, wer gern aus der Inschrift lernt. Die Eroberer sind gelehrige Leute. Aber du wirfst Dich hin auf Dein Lager, armer, betrogener, redlicher Mann! Höre mich! Merke doch, ich bin's! Vernimm zur Erhaltung Deines Lebens nur das große Wort unseres weisen Lehrers, der da sagte: Du Guter, der du verzweifeln willst über die Schandthaten,

Gräuel und Thorheiten in der Welt; laß Alles so sein! Und rette du dich in vollkommene Gleichgültigkeit, die alles Böse und alles Thörige mit Recht für Nichts hält. So wirst Du und bleibst Du der reine, hohe, starke Sohn des Himmels, mit dessen Kraft und Macht und Segen Du alle noch bändigst — oder Er einst für Dich. Denn was auch nur Ein guter Mensch verwünscht, das findet keine Zuflucht bei ihm, das hat Er zuvor verworfen und zerhaucht er danach.“ —

Und Usankuei blieb wie todt liegen, und selber weinend, wollten die Männer von ihm schleichen. Da sahen sie, daß ihm das Blut aus dem Munde quoll, und sie richteten ihn auf und standen ihm bei. Und er blieb am Leben. Ein Gedanke hatte es ihm erhalten.

Am Morgen kam der erste, neue Staatsbote mit dem Befehl zur Trauer um den, zum erhabenen Dulder im Grabe ernannten Hai-Tsong. Willig ließ Usankuei die Tafeln, die das Bild desselben vorstellen sollten, errichten, mit Schleiern verhängen und mit Trauerblumen umkränzen. Und unter gedämpftem Paukenwirbel mußten nach ihrem chinesischen, uns nicht unerhörten, Gebrauche, die Krieger rottenweise davor niederfallen, neunmal mit dem Kopfe die Erde schlagen und ihm ihr Mitleid bezeigen: daß er todt und hin sei. Aber sie standen nicht mit Ingrimm und Rache im Herzen auf, sondern mit dem beruhigenden Gefühl: er ist todt; und sie wünschten ihm Glück und Segen bei Tien. Und Usankuei ließ am Abend in die, von den hunderttausend Stirnschlägen, Hühnernest- und Hasenlager, großen Gruben für die folgenden Tage weiche Lammwolle legen. Dagegen die Mand-

schu und Mongolen, die durch Hai-Tsong's Tod nur gewonnen hatten, schonten ihre Köpfe; und ihr oft übermüthiges, oft spöttisches oder gar bedauerndes Lächeln ließ den Usankuei heimlich über sie ergrimmen. Der eiserne Lytsching aber hatte zwar seinen Leuten erlaubt, in diesen unverabredeten Friedenstagen ohne Waffen hinüber in das Lager Usankuei's zu gehen, und ihnen gesagt: „Wer sich erwürgt, den hat kein Anderer erwürgt; geht nur und sprecht: „ihr seid treue Chinesen, so wird Usankuei euch frei kommen und frei gehen lassen!" Er selbst feierte in seinem Heere das Freudenfest über den neuen Mandschu-Herrn auf die bitterste, schneidendste Weise. Auf einem großen, steinalten, magern, blinden, zahnlosen, kahlen Elephanten, der auf einem rings umher sichtbaren Hügel mit Ketten an den Füßen gefesselt war, stand ein nacktes Kind, tartarisch geschorenen Kopfes, mit dem hinten hinaus steifstehenden Zopfe, worauf sechs schreiende Sperlinge angebunden waren. Eine ellenlange Pfauenfeder wehte ihm wie aus dem Kopfe gewachsen; hinten und vorn hing ihm, statt der Tiger, eine junge, hungrig-miauende Katze. Das Kind schrie selbst in Zwischenräumen nach Brod, Reiswein, Gold, Silber, Diamanten, Mädchen, eisernen Ketten und Ochsenjochen; und so brachten ihm Chinesen das Alles in Haufen, und der ganze Hügel blieb voll von ihnen mit dem Gesicht vor ihm auf der Erde liegen. Ueberall auf den Lagerplätzen wurde darauf nur das Eine Lustspiel: „Der betrogene Bruder," aufgeführt, und zu Nacht beschloß ein großes Feuerwerk mit allerhand in brennenden Gestalten ausgeführten Spottbildern, und zuletzt flogen viele tausend Luftkugeln in Gestalt von Chinesenköpfen in die Luft.

Dagegen feierte Lytsching an dem vierten Tage, wo Usankuei

das Freudenfest der Mandschu begehen mußte, das Trauerfest von China, ganz einfach, aber schrecklich anzusehen. China hatte unter so vielen Menschen seit so vielen Jahrtausenden, die vielleicht dreißigtausend Millionen betragen, ohngefähr 500 bis 600 große Männer hervorgebracht, die überall im ganzen Lande, theils einzeln, theils als Eine ehrfurchtgebietende, vereinigte Gesellschaft, in großen Sälen verehrt werden. Diese wie heiligen Männer gingen in alten Gewanden, jeder nach eigener Weise mit seinen Kennzeichen und seinen Namen geschmückt, stumm, todtenblaß und weinend, höchstens die Hände wie zum Erbarmen über die schweigenden Zuschauer, durch das todtenstille Lager; und wo sie stehen blieben, fielen ihnen die rohesten Krieger zu Füßen und weinten wie die Kinder. Zuletzt, bei Sonnenuntergang, stiegen sie Alle in Ein großes Grab. Und als es Nacht geworden, krochen daraus hervor: große Leichensteine, die Riesenschildkröten, jede aus zwei Kriegern gebildet, die ihre mit Leder überzogenen Schilde als Schild über sich befestigt hatten, auf welchen weiße Trauerlaternen brannten, die lauter Grabschriften erhellten, welche zum Theil mit Stücken von Schlangen, Ottern, Eidechsen und Scorpionen geschrieben waren — und auch sie krochen zuletzt Alle in ein großes Grab. Fabelhaft anzuschauen und anzuzürnen war aber ein Ungeheuer von liegendem Löwen, aus Lattenwerk erbaut, mit Papier überzogen und inwendig mit Lampen erleuchtet; in dessen hausgroßem, weitoffenem Rachen die Chinesen tanzten und ein Jubellied *) sangen über das Glück,

*) Der ausführlichste europäische Geschichtschreiber dieses Krieges, der Jesuit de Mailla, ist von Bojeu de Brunem (Lyon 1754, 2 Bände) aus Rücksichten leider nur unvollständig herausgegeben, sonst hätte ich

im offenen Löwenrachen zu wohnen; während dem Löwen die großen, blutrothen Augen wie Feuerräder funkelten und die Zunge hervorhing, die Mücken aber auf seinen großen Zähnen, wie auf weißen Taboureten, saßen. Zwei colossale Chinesen, Usankuei und Lytsching, standen als Stützen in dem Rachen, daß ihn der Löwe nicht zumachen und Alles zermalmen konnte.

Von allen diesen Dingen erhielt Usankuei Nachricht durch Ueberläufer, unter welche Lytsching ihm auch einen vertrauten Mandarin einschwärzte. Er ließ ihn vor sich, hörte ihn an und aus, brach sein starres Schweigen, aber erkannte fast ungern aus seinen Reden in Lytsching einen ganz anderen, hoch- und freisinnigen, vaterlandsliebenden Mann; so wie er einsah, daß er selbst von seiner Größe gesunken sei, da er sich schweigend unterworfen, und dadurch sein Heer auch schweigend von ihm abgefallen sei. Er war nicht der Retter, der Schutz, die Wehr und die Flamme China's mehr; die starke Hand, in die sich Alle gegeben hatten! Er, der große, edle Betrogene, hatte die Mühe, einen Empörer zu dämpfen, den Mandschu verlassen, die allein ihn sich nun mit anbetrogen hatten. Sein Heer Chinesen, sein Vaterlandssinn brannte nach einem großen Todtenopfer; wie der vorige Mandschubeherrscher dem Geiste seines Vaters, welchem Chinesen den Kopf abgeschlagen, geschworen hatte, ihm zweimal hunderttausend Chinesen zum Todtenopfer zu schlachten, und wohlgezählt nicht Einen daran hatte fehlen

---

gern diesen „Gesang der Chinesen im feurigen Ofen" mitgetheilt. Jetzt steht wohl der offnen Herausgabe der Mailla'schen Handschrift nichts entgegen.

lassen. Usankuei sann Tag und Nacht, sich von dem ihm untergegebenen Heere der Mandschu loszuringen; und ihm war, als hingen ihm 40,000 Kletten in den Haaren. Und noch sollte ein Heer Mandschu zu ihm stoßen — wie er wohl verstand: um seine Treue zu bewachen und zu erzwingen. Seines von Lytsching ermordeten Vaters Geist, und der Geist der Rache, und der Geist der Freiheit kämpften um ihn und drängten ihn zu einer fürchterlichen Schlacht.

Zwischen seinem und des Lytsching's Lager erhob sich der Hügel der zwei berühmten Jungfrauen. Sie standen, sich umarmend, aus edlem Erz gegossen da auf ihrem Grabmal, das ihnen der große Vater des Reiches, Schi-Tsong, errichtet hatte. In der Hungersnoth zu seiner Zeit hatte die Armuth viele Aeltern genöthigt, ihre Töchter den reichen und vornehmen Wüstlingen preiszugeben. Ihr Stiefvater hatte sie, um seine eigenen Kinder nicht Hungers sterben zu lassen, so schön und edel beide auch waren, dennoch auch so schändlich verkauft; ehe sie aber mit dem Kuppler gehen sollten, hatten sich beide fest umarmend im Brunnen ersäuft. So wie Usankuei zu Pferde den Hügel erreicht, sprengt zu Pferde Lytsching herauf. Beide reißen ihre Säbel heraus. Und wie die Pferde dicht voreinander, wie angewurzelt, stehen und sich beschnaufen, so stieren die Männer sich an, die sich an den Zeichen der Macht erkennen, zu dem Gehalt und Ruf ihrer Thaten nun hier das Gehäuse sehen, die menschliche Gestalt! Beide einander verwünschend, bedurften sie doch Beide einander; und Usankuei bestaunt fast den dunkelgebräunten Mann mit der weißlichen Narbe über das einfarbige, strenge Gesicht, die ausgeprägte Kraft in den Zügen, den durch-

dringenden Verstand in den schwarzen Augen, den eisenfesten Leib, ja die Schönheit der ganzen Erscheinung auf dem rabenschwarzen, feuersprühenden Rosse. Auch Usankuei's edle, schöne Gestalt, der edle Sohn, hatte es dem Lytsching angethan. Doch immer voll Geistesgegenwart, sprach er entschlossen zuerst, und in fast weichem, herzangreifendem Tone:

„Für Wen arbeitest Du noch, Usankuei? Hat Dich der Himmel so groß und tapfer gemacht, um den nichtswürdigen Mandschu unser Vaterland zu unterwerfen? Schande über Dich! Du bist ihr Affe, ihr Lastkameel! Knechte schreiben Dir Gesetze vor, Knechte machen ein Kind zu Deinem Herrn. Schande über Dich! Des Thrones, dessen Du würdig bist, sind die Diebe, die Betrüger unwürdig. Selber die Katzen sollen nicht den Hund zum Vater des Reiches haben, noch die Lämmer den Wolf, noch Menschenkinder einen Herrn, der eine fremde Sprache spricht. Sieben Hirschkühe sind genug unter Einem Hirsch, ihrem Vater des Waldes, ein Hirschvolk zu sein; wie denn nicht wir Chinesen? Doch Unglück auch über Dich! Du verabscheuest die Schelme, die Dich betrogen; aber sie verabscheuen Dich noch mehr, sie fürchten Dich noch mehr, weil sie wohl wissen, daß sie Dich grausam beleidigt haben, und sie sich fürchten müssen vor Dir. Umarme mich, wie diese edlen Mädchen hier; unsre Heere umarmen sich — und in drei Tagen sind alle Tartaren Staub! Läugne das! Also sprich Ja!“

„Ja!“ sprach Usankuei fest, „dann sind sie betrogen und verloren! Deinetwegen sind sie hier!“

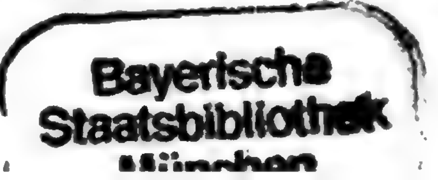
„O du Blinder!“ tadelte ihn Lytsching. „Weßwegen bin ich aufgestanden? Warum konnte ich mich so groß erheben?

Gehe doch Du zu den abendländischen Tartaren, zu den Tan-chu, oder den morgenländischen, den Nyu-che, und stifte eine Empörung! Gehe doch nur jetzt nach Peking! Wie kein Mensch, auch der größte, schlaueste nicht, ein Erdbeben, nur ein Gewitter veranlassen oder führen kann, so erregt Niemand gegen treue, geliebte, starke, kluge Herren nur die Straßenjungen. Sie werfen Dich mit Steinen! Ja, Du wirst nicht Bock bei den Moschusziegen! Und der wohlgeweidete Mensch ist das edelmüthigste, treueste Schaf. Aber die edelste, ja gerade die edelste Pflanze, der Mensch, immer im selbigen Boden gepflanzt, auf derselbigen Stelle, artet aus! In den letzten 5000 Jahren hat das Volk aus sich schon ein und zwanzigmal seine Herrscherhäuser verjüngt, die veralteten wie Treibhausbäume weggeworfen .... Ich bin aufgestanden, sogut wie der Stammvater der Ming, wieder gegen die Tartaren, da der letzte Ming sein Volk nicht gegen sie beschützen konnte, noch gegen die Seeräuber, gegen den Meergebieter, den Tschintschilong, der, um mich zu gewinnen, mir die drei Knaben aufgehangen und zugesandt hat, die armen Knaben .... die schon mit schleichendem Gifte von ihm vergiftet waren! Usankuei, es scheint, ich habe geraset, um zu herrschen — aber ich will Deinen Fehler wieder gut machen: Schlage mich in Ketten! Führe mich mit, und versprich meinem großen, tapfern Heere mich los zu geben, wenn es mit Dir das Vaterland von den fremden Herren erlöst." —

Usankuei bewegte sein Haupt zur Verneinung. —

„Du scheust nun das neue, große, lange Blutvergießen, das für die Freiheit nöthig ist? Feldherr, was ist freudig vergossenes





Blut? Nur Freude! Aber was ist Knechtschaft, Furcht, Willenlosigkeit, Ehrlosigkeit? Nur Jammer! Welche schwere Grabsteine sind das auf viele Menschengeschlechter aus Hunderten von Millionen! Seufzer verstöhnen, Thränen der Schande und Schmach vergießen — das ist die Seele, das ist das Leben der Erdgeister vergossen! Deine Augen werden feucht — nur ein Wort gilt es — Usankuei: Kannst Du gar nicht das Vergangene vergessen, weil ich einen, Deinen Vater drei Tage zu früh in die Grube stieß. — Darum willst Du Dein ganzes Volk in die Grube stoßen? Wo ist der Verstand, wo ist das Herz des Usankuei!"

„Dein Wort ist so wahr als traurig!" entgegnete ihm Usankuei, seinen Säbel erhebend. „Aber es ist und bleibt einem Sohne unmöglich, es bleibt ihm ewige, größte Schande: sich mit dem Mörder seines Vaters zu vereinigen, und gält es, den Himmel zu retten!"

„Nun!" sprach Lytsching, „so mag denn Eigennutz, eigene Leidenschaft, eigene Knechtschaft und eigenes Leiden der Gewaltigen ewig die Freiheit des Volkes verhindern! Ich aber verachte Dich im Namen Tien's! Im Namen jedes geborenen Kindes! Ich verfluche Dich Blinden! Du sollst erblinden! Deine Söhne sollen vor Dir kinderlos sterben! Wie Du erbarmungslos bist, sollst Du kein Grab haben, als den Wind! Wenn ja in der Nachwelt ein Narr Deinen Namen nennt, soll er sagen: Er selbst hatte keinen Ruhm! Er und Alle, die gegen den Lytsching stritten, die färbten sich nur an ihm ab! Ohne ihn wäre Keiner genannt....."

„Auch kein Tartar!" rief Usankuei.

„Sohn einer Häsin!“ rief Lytsching, „die Hyänen herbeiruft, um sich beißende Hunde auseinanderzubringen! Altes Weib, das Gift in den Teig knetet, der nicht gleich gehen will.“

Die beiden Helden geriethen in wüthenden Kampf; ihre beiderseitigen Begleiter sprengten zwischen sie und fielen einander an. Lytsching hätte selbst beinahe den Feldherrn Pei-Leh sammt seinen Tartaren, mit Hülfe nur weniger Chinesen, zusammengehauen, worüber Usankuei Gelegenheit nahm, dem Mandschu-Feldherrn den kränkenden Vorwurf der Feigheit zu machen, nur um ihn für die nächste Schlacht zu erzürnen. Denn Lytsching's Stellung schien ihm zu leicht zu erobern; und so ließ er ihn ruhig nach Singhan auf seine Verstärkungen zurückziehen, und sahe mit Schadenfreude noch 30,000 Mandschu zu seinem Heere stoßen. Die neue Stellung Lytsching's war fast unnehmbar, und ihr lag noch eine stärkere zur Sicherheit im Rücken. Usankuei übertrug dem Pei-Leh mit seinen Mandschu das Lager zu erobern, wogegen dieser, um nicht Feigheit zu verrathen, kein Wort sagen durfte. Er selbst hatte übernommen, dem Lytsching den weitern Rückzug abzuschneiden. Die Schlacht bei Singhan war fürchterlich. Nach zwei Tagen lagen zwar 30,000 Chinesen auf dem Schlachtfelde, aber Usankuei ließ heimlich die todten Mandschu zählen, wovon nur Einige an 40,000 fehlten — zur 400fachen Menschenhekatombe — zum großen Menschenopfer — und um die Zahl voll zu wissen, hielt er bei den sterbenden Mandschu, bis auch diese todt waren, die ihn aber mit groß geöffneten, schrecklichen Augen ansahen. Dafür erhielt Usankuei auf dem Schlachtfelde das Unterkönigreich

Schen=Si von dem Kinde in Peking zur Belohnung, zum Stillschweigen, zur Beruhigung und zu persönlichem Wohlleben. Dem Schreiben waren die allerhöchstgelben Kleider und die höchste Ehrenzier, die Pfauenfeder, beigefügt. Er hätte diese Zeichen der Schande für ihn lieber mit seinem Pferde in den Koth gestampft; aber er mußte absteigen und sechsmal davor mit dem Haupte die Erde schlagen, wobei er vor Grimm und Wuth in das Gras biß; und dann, lächelnd aufgestanden, den Sand im Munde mit den Zähnen zerknirschte. Und so ritt er wie ein Rasender zu Lytsching's Verfolgung, dessen Heer, wie abgeredet mit seinem eigenen, vom Marsche durch Haine und Saatfelder und über Nacht sich verlor, ihm wie Schnee unter den Händen schmolz und verrann, was die Mandschu nur gern sahen.

Fast mit seinen letzten Kriegern ließ Usankuei das nicht umfangreiche, aber steile, uneinnehmbare Felsengebirge umstellen, worauf sich Lytsching mit seinen letzten und ersten vierzig Räubern gerettet hatte, um wieder herabzusteigen, und wie er schon öfter bewiesen hatte, ein Heer von einer Million Unzufriedenen — die jetzt nicht fehlen konnten — wie aus der Erde zu stampfen, oder durch seinen ausgerufenen Namen herbeizuzaubern. So hielt der Umstellte mit seinem jungen Sohne vierzehn Tage und Nächte bei elenden Kräutern und Wurzeln aus, wovon ihm sein junges Weib krank geworden, und der Sohn fast vergangen war. Da stieg er, erweicht, vor Nacht zu einem Dorfe hinab, und da sie ihn an seiner Narbe erkannt und umringt hatten, ergab er sich gegen einen Trunk frischen Wassers und eine Schüssel voll Reis für sein Weib nnd sein Kind. Aber er wußte nicht, daß ein großer Preis auf seinen Kopf gesetzt war und indem er den

Leuten nachsah, welche nach dem Felsen gingen, die Seinigen zu erquicken, hieb ihm ein Bauer, der Soldat gewesen, den Kopf mit einem Hieb in den Nacken ab, so daß sein blutiges Haupt auf seiner Brust hing. Seine Füße stellten zur Wehr sich noch breit, seine Fäuste ballten sich, und er stürzte vorwärts in sein Blut.

Sich selbst unglücklich gemacht haben, ertragen starke Menschen, vergeben es sich und finden sich mit ihrem Schicksal ab, so gut es geht; aber Andere, Unzählige, um Freiheit, Ehre und Glück gebracht zu haben, diesem äußersten Seelenschmerz eines edlen Mannes, erlag Usankuei um desto tiefer, da die Schaam und der Grimm, betrogen zu sein, ihn zugleich zur Verzweiflung trieb. Dafür umgab ihn königliche Würde, und durch das Ober-Ceremonialtribunal trug er den Ehrennamen: „Friedenstifter im Morgenland" (Ping-Si), residirte in Sigan-fu, der Hauptstadt von Schen-Si, als Gebieter vieler Millionen Menschen und hatte so eben seine höchstgelben Kleider angelegt, und die Pfauenfeder aufgesteckt, um von den Mandarinen gehuldigt zu werden, als ein Knabe und ein junges Weib ihm in einem geflochtenen und mit Feldblumen bedeckten Korbe das blasse Haupt seines Feindes brachten. Das Weib war die Fürstentochter, deren Vater, um die Ehre und den Vortheil zu haben, des mächtigen Lytsching's Schwiegervater zu sein, sich und seine Tochter Schang-Hi ergeben hatte. Der Knabe war Lytsching's Sohn, den die Leute mit ihr im Gebirge gefangen genommen, und der das theure Haupt seines Vaters keinem Andern mehr überlassen hatte, wie die Begleiter berichteten. Als der Knabe mit seiner jugendlich-schönen, bleichen und abgehungerten Stiefmutter mehr vor Usankuei hinfiel, als sich niederließ, und mit ihr vor Jammer am Boden

liegen blieb, ergriff Usankuei sein Kleid an beiden Seiten und besah sich; dabei verwandelte sich sein Gesicht zuerst ins Schmerzvollste, dann in ein wildes Lächeln, und plötzlich griff er mit den Nägeln sich in die Augen, wie um sie auszureißen, und das helle Blut floß ihm davon über die Wangen. Es war geschehen. Seine Gedanken alle hatten sich in den Einen umgesetzt: er sei blind, leiblich blind, wie er es vorher an Verstand gewesen. Und von dem Eintritt dieser Sonnenfinsterniß an, war er ruhig, heiter, getrost, und schlief wieder wie ein Kind ohne Gram und schreckliche Träume. Kaomonki blieb getreulich bei ihm. Er ließ das Haupt des Lytsching's von den Mandarinen gerichtlich anerkennen, dann es in der Stadt ausstecken, um ihm folgende Ueberschrift, als Vorhersagung für die Mandschu, anheften zu können:

„Weh dem Eroberer! Dem wahren großen Empörer! Er schlägt nicht Menschen nur todt, sondern er tödtet alles Gute im Menschen: Vaterland, Vaterlandsliebe, Freiheit, Edelmuth, Hoffnung, Glauben an Götter, und die Götter! Mit Einem entsetzlichen Wort: er ermordet den ganzen glücklichen Menschen, das ganze Volk. Und um welchen Lohn? Um den nothwendigen Lohn, so lange er sich mit den Seinen erhält, heimlich im Gebet zum Himmel tagtäglich verwünscht zu werden; und um den unausbleiblichen Lohn: wiederum einst von dem bezwungenen Volke verrathen .... von einem andern, eben so blinden, sinnlosen, herzlosen Eroberer unterjocht und leiblich und geistig ermordet zu werden, ohne alle andere Hoffnung als die: „Ihm wird so geschehen wie mir!“ Mit dem Troste fliegt ihm sein Haupt vor die Füße.“ —

Darauf sandte er das Haupt nach Peking, wo es mit verbesserter Inschrift auf einem Spieße, von Fliegen umschwärmt, bis es

bleich war, über dem Thore Schanschimen aufgesteckt blieb. Weib und Sohn des Todten aber behielt er mitleidig bei sich im Hause.

So hatte sich denn der große, redliche Mann durch seine Schlachten besiegt, und zu einem unwichtigen Feinde gemacht. Und am Abend zuvor, wo er noch seinen reinen, klaren, durchdringendklugen Verstand besessen, hatte er sich mit Kaomonki entzweit. Denn Kaomonki hatte gemeint: ein neues Uebel muß sogleich, ehe es Wurzel gefaßt hat, ausgerottet werden. Usankuei aber hatte gesagt: jedes Uebel bedarf, wie eine natürliche Krankheit, seinen Verlauf. Selber das elende Fieber darf man nicht gleich curiren. Jetzt hilft kein Mittel! Wir haben da noch Tausend Prinzen von dem Geschlecht der Ming, die in Einer Stadt beisammen zu leben gezwungen sind — damit die vielen Prinzen, die vielen Prinzessinnen und noch mehrere kleinen Prinzlein und Prinzeßchen nicht durch ihren Stolz und Hochmuth, durch ihr hochfahrendes und verachtendes Wesen nur in Einer und nicht in vielen Städten dem Volke die Herrscherfamilie und den Herrscher und das ganze Herrschen widrig, verhaßt und verächtlich machen — diese Alle glauben nun gleiche Rechte und gleiche Ansprüche auf den Thron zu haben; Viele von ihnen werden im Reiche nacheinander aufstehen, und Jeder dem Andern feindlich und verderblich werden, weil des Einen Glück und Fortgang des Andern und Aller Unglück und Untergang ist. Diese traurige, blutige Zeit muß vorüber gehn; die Sieger — denn die Mandschu werden jeden Einzelnen mit ihrer ganzen Macht nacheinander besiegen — die Sieger müssen sicher werden; und so wahr die Sonne scheint, die Völker haben ein gutes Gedächtniß, und mit reinem Kindersinn und Kindertrotz halten sie nie etwas

für festgethan und für sie in Wahrheit verbindlich, was ihrem Wesen und allgemeinen Wunsch widerspricht; und so wird ein Volk auch nimmer und nie, durch keine Gutthat und keine Ruhe einen fremden Herrscher gewohnt — und ich kenne meine Chinesen, die Menschen sind wie alle in allen Landen, und ich verlasse mich auf das Herz des Menschen — ich stehe einst in Frieden auf, alle fallen mir zu, und die Tartaren sind über die Mauer geworfen! Jetzt war nun nichts mit ihm anzufangen, da sein Wahnsinn war: blind zu sein, da er sich von Lytsching's Sohn überall hin führen ließ; und weil er doch sein Sehen und die Sonne nicht läugnen konnte, nur meinte: alles dunkel, wie in Nachtdämmerung, ja nur wie im Traume zu sehen. Indessen erfüllten sich seine Worte: Die Chinesen, die da lebten, wie sie zuvor gelebt; schienen, wenn sie nur Frieden und Ruhe hätten, nichts verloren zu haben — sie waren an ihrem vorigen fleißigen, mühseligen Leben ja nicht gekränkt; in keinem Hause war eine Wand verschoben, kein Ziegel auf dem Dache verrückt; der Hausbrunnen gab sofort Wasser, die Sonne sofort Licht, die Erde sofort Gras und Reis. Und das Kind, der neue kleine große Vater des Reiches, hatte gesagt, er verdanke den Thron der Gnade des Tien; und da er ihn besaß, mußte es wohl so sein, und die Sclaverei des ganzen Reiches ihnen Gnade des Himmels bedünken. Aber nicht so den Verwandten des todten Herrschers. Die Mandschu besaßen nur fünf Provinzen von den fünfzehn. In Nanking hatte sich aber ein Prinz der Ming zum wahren Sohne des Himmels erklärt, und Sekosa, der Sohn Usankuei's, ein feuriger, kluger, tapferer junger Held, beschützte seine Ansprüche. Sekosa hielt Spione in Peking; er forderte alle Manda-

rinen dort zur Gerechtigkeit auf, und versprach nicht nur, sondern ertheilte ihnen auch große Belohnungen für ihre schuldige Chinesen-Treue, so daß Neschinguang kein anderes Mittel wußte, als womöglich den Sekosa selbst zu gewinnen. — Aber Sekosa widerlegte ihm sein Recht auf den Thron für die bloße nachbarliche und wohlbezahlte Hülfe durch das Gleichniß, daß selbst ein dem Ertrinken nahes Kind die Errettung doch nicht mit lebenslanger Sclaverei zu bezahlen habe; er läugnete die Uebermacht der Mandschu, die allein für sich nicht Eins der fünfzehn Königreiche zu erobern und zu behaupten im Stande wären. Aber gegen Tyrannei wirkt kein Verstand, kein Menschenrecht, kein Völkerrecht. Mit den Chinesen aus fünf chinesischen Königreichen führten die Tartaren Krieg gegen das Eine. Sie verloren gegen Sekosa die ganze Provinz Honan gegen ein Paar Städte, aber sein Herr in Nanking erkannte zwar die Noth, ihm Hülfe zu schicken, aber er ließ ihn in Hülflosigkeit. Kaomonki eilte hinzu, und stellte den Knaben, der dem Thronerben so ähnlich sah, als Erben des Reiches auf, um das Volk bei seinem Aberglauben an das Alte, Hergebrachte und Hergeerbte, an seinem treuen Herzen, kurz an seiner alten Gewohnheit des Alten, aufzuregen. Der Prinz wurde von seinem Hofmeister Fankikien nicht anerkannt; er wurde öffentlich zur Anerkenntniß ausgestellt, und das Volk beschwor seine Aechtheit. Aber umsonst. Sekosa stellte ein Bauernheer an den großen Strom Huiho, nur zum Schreck- und Scheinbild gegen die Mandschu; aber sie liefen fort mit entsetzlichem Geschrei; er ward belagert in Yang-Tscheu, die Festung ward von Uebermacht erstürmt, und als er „die Verhaßten“ in der Stadt sah, entleibte sich Sekosa. Mit hunderttausend bunten Laternen

schifften die Mandschu über den Strom Kiang, die Nachricht traf den Vater des Reiches berauscht — er belachte sie nur; und als er ausgeschlafen hatte, kam ihm so viel nüchterner Verstand: sich von Andern doch forttragen zu lassen. Denn er selbst war die vollkommenste Gleichgültigkeit in Menschengestalt; ihm war Alles einerlei, Alles gut, Alles recht, Alles willkommen. Und solche Gesinnung that ihm Noth, als er auf der Flucht verrathen und ereilt, doch noch von einem treuen Diener umfaßt wurde, der sich mit ihm in dem Strom ersäufte.

Und so kam die noch unvermählte Tien-ling, am Tage da ihre Trauerzeit um den armen Vater um war, wieder in die Hände Usankuei's. Sie war im Herzen froh über ihre Erlösung, froh wieder bei dem Manne zu sein, der ihr der liebste auf Erden war. Die Schamhaftigkeit machte sie doppelt schön und reizend, und Usankuei meinte in diesen Tagen: eine schöne Traumgestalt vom Himmel zu sehn. Und als er sie zu seinem Weibe nahm, und im Brautgemach mit ihr verschwand, bis wohin ihn Kaomonki begleitet hatte, dachte dieser treue Freund, was er am Tage erst in der Natur gesehen hatte: „O edler, wahnsinniger, armseliger Mann! Und doch glücklicher! O immergütiger Tien! Die Schildkröte, welcher die unverständigen Kinder das Gehirn aus dem Kopfe genommen haben, lebt und schwimmt noch Tage lang! Und die Fliege, welcher sie den Kopf sogar abgeschnitten haben, sie fliegt noch, und sie begattet sich und hat Söhne und Töchter! Und welche Rächer müssen erstehen, aus dem wehmuthvollen Blut der Tochter des umgekommenen Vaters, und aus dem rachevollen Blut des Schändlichbetrogenen! Aber ich schwöre: Er wird wieder zu sehen glauben,

wenn seine Seele das Mittel zur Rettung zusammengesonnen hat in ihrem Schlafe!"

Kaomonki verließ darauf seinen unglücklichen Freund, den es am meisten beugte: daß seines gestorbenen Herrn liebe, schöne Tochter, in seinen Armen als Lohn für Thaten lag, die ihm die schmählichste Strafe zu verdienen schienen; und je inniger und zärtlicher die Liebe des jungen, herrlichen Weibes zu ihm war, desto unerträglicher fühlte er oft sich davon ergriffen. Kaomonki ging nach Schekiang, wo die Mandarinen und die Einwohner zur Freude aller Chinesen den edlen Prinzen von Longan zum großen Vater des Reiches zwar ausgerufen hatten, der aber aus wahrer Weisheit und Bescheidenheit dem schweren Amte mit den Worten auswich: „Ich bin zu gewissenhaft — der ich mein kleines Hauswesen nicht übersehen kann und da schon ein jämmerlicher Vater bin — Euer aller Vater scheinen zu wollen. Ich könnte mir kein Unrecht, keinen Fehler, keine Versäumniß, kein falsches Gesetz, keinen, nur Einem schädlichen Befehl jemals vergeben! Es ist für einen Menschen zu schwer, das Reich zu beherrschen, und der bloße gute Wille ist eben weiter nichts. Ich erwürgte mich mit dem Gürtel, wenn nur *eine* Stadt, nur *ein* Haus, nur ein Mann mit seinem Weibe mit Recht auf mich grollten, mich in Verdacht hätten, mich heimlich haßten, oder gar laut verschmähten; denn ich liebe *Euch Alle* wirklich, nicht mein Herrschen, noch starrköpfig meinen Sinn." So erzählte Kaomonki, als er nach längerer Zeit trostlos und jammernd wiederkam, und setzte kleinlaut hinzu: Die Mandschu schlossen uns zuletzt in der Hauptstadt Hangschen ein — der edle Prinz redete zu uns: „Wir allein können nicht widerstehen, und dürfen von keinem der eifer-

süchtigen Nebenbuhler um den Thron eine Hülfe erwarten. Und so ist nichts zu vermeiden, als der Tod aller Einwohner durch die blutdürstigen, rachsüchtigen Mandschu. Euer Leben ist mir theurer, als mein eigenes; darum laßt mich allein Euch und alle Eure Habe retten!" — Das hörten wir, thränenvergießend. Und so bestieg er den Thurm an der Stadtmauer und bot den Feinden die Stadt und sich an, wenn sie alles Volk und alles Gut verschonten. Der Fürst Pei-Leh beschwur das mit dem Eide. Die Feinde nahmen die Stadt, sie verschonten Alles, was Leben hatte, jedes Kind, jeden Hund — aber die doppelsinnigen, doppelzüngigen Verräther ließen den edlen Prinzen hinrichten, weil er sich *sein* Leben nicht mitbedungen! Wie ruhig sah er mich an, ehe er an den Block hinkniete! *Nur einen Finger hatte er ein wenig, zum Himmel deutend, erhoben!* Darum hofft' ich noch vom Himmel die Strafe der Eroberer, und erdrosselte mich nicht zugleich mit alle den andern Mandarinen, die durch solch eine That betrogen, und zwar frei und sicher, *doch nicht mehr auf Erden bleiben wollten.* Das ganze Land durchzuckte ein empörender Schmerz über die verrätherische Hinrichtung des unvergleichlichen Prinzen von Longan; aber es war und blieb ein kalter Schlag; keine Flamme schlug auf, kein Brand entstand; jeder Einzelne *beruhigte* sich damit, daß er kein solcher gewissenhafter, erhabener Mann sei, und daß er unter dem Schutze der Gemeinheit nnd Werthlosigkeit sicher lebe, und daß man seiner Hand und seines Hauses bedürfe, damit überhaupt doch das Reich unter dem Himmel aus Jemand bestehe, der lebe und gebe. Und so ward ihnen zuletzt ordentlich wohl. Auch Usankuei sagte nichts als: „Freilich! Der redliche Mann und

das wahre Wort, das sind die entsetzlichsten Feinde, ja die Verderber des Thoren und Bösewichtes." Aber im Stillen nahm er sich auch diese That, wie alle, welche die Betrüger verübten, und durch seine Unvorsichtigkeit nun verüben konnten, und um ihren Verrath zu vollenden, noch ausführen mußten, diese alle nahm er sich selbst zu Herzen. Und der Schmerz darüber trieb ihn so weit, daß er, als Bettler verkleidet, heimlich in einer Jonke viele Meilen weit den Strom abwärts fuhr, sich dann an dem belebten Menschenstrome, der Landstraße, eine dürftige Hütte aus Schilf erbaute, sich Bambusrohr schnitt, und mit dem Gebändel die Vorüberziehenden anklapperte und anbettelte auf chinesische Bettelmannsart. Oft schrie er auch dazu: „Gebt dem ärmsten, unglücklichsten Manne auf der Welt!" — Mit Herzbrechen hörten das seine junge Frau, die nahe daran war, ihm die Freude des Vaters zu geben, und sein treuer Freund Kaomonki, der mit ihr gezogen war, ihn aufzusuchen. Und in der elenden Hütte gebar ihm die Kaiserstochter zwei starke Knaben, und es schien, als ob er, aus Hoffnung, schon besser sähe; denn seine Söhne sollten seine Rächer sein, da die Welt Zeit, Raum und Gelegenheit hat zu Allem, was die Menschheit bedarf und will. Ein Vater des Reiches, meinte er, und sein ganzes Haus, bedeuten dem Volke nicht mehr als ein Paar Staare, die in einem alten Stamme hecken. Und als die junge, schöne, liebende Mutter wieder sich aufmachen konnte, verweigerte er nicht, heim in seine Stadt zu ziehen; ja er schien sich darauf zu freuen, seine hohe, einflußreiche Stellung wieder einzunehmen, und die immer lebendige Macht seines Namens im Volke stärkte den armen Wahnsinnigen, wie einen

Kranken des Nachts der Schein der Morgenröthe. Und er nannte die Zwillingsknaben, den zuerst gebornen wieder mit seines Vaters Namen: Usiang; den zuletzt gebornen: Hong-Wha, der später als Kaiser starb, da der erste in Peking umkam, wie sein Großvater Usiang.

Eine Verwöhnung oder Gewöhnung, ja nur eine zeitlange Duldung erscheint den Menschen, die daran Gefallen finden, bald ein unumstößliches Recht, ein Naturrecht. So dem Geschlechte der Ming das Herrschen. Trotz des kläglichen Schicksal Derer, die das Herrschen wieder versucht hatten, ließ sich dennoch der Prinz von Tang zum großen Vater ausrufen in Fukien, wie ihm vor Allen ein Doctor gerathen und dazu geholfen, den er dafür zum Heerführer machte, weil er alle Einfälle der Tartaren wie Mährchen herzusagen wußte, und wie und wo und wodurch alle Schlachten gewonnen und verloren worden. Aber der Prinz von Lu erkannte den Prinzen von Tang nicht als Sohn des Himmels an, aus Vernunft und der richtigen Einsicht: „Im ganzen Reiche ist erst eine allgemeine und aufrichtige Vereinigung, ohne Ehrgeiz und Eifersucht, unumgänglich nöthig.“ Aber die Vernunft bedarf immer die meiste Zeit, um durchzubringen, und ihr Wort bleibt meist das Wort der Reue, der durch Unverstand Verlorenen. Der Prinz von Lu, der sich also blos zum Protector gemacht, konnte nur noch einen Vetter Ming in Kiangsi bereden, sich auch zum bloßen Protector oder Vormund der Freiheit zu machen. Und so war denn der Erfolg, daß das wahre Groß-Väterliche Heer von den Mandschu zur Schlacht gezwungen und auf eine Art geschlagen wurde, die dem Doctor ganz neu, unerhört und gegen alle Erfahrung war.

Und so war denn Alles aus! Sichtbar und unläugbar aus. Alles, was tiefer, bitterer Schmerz über verlorenes Vaterland, die heißeste Vaterlandsliebe, die anerzogene Treue, das Rachegefühl für Schande und Entehrung, die Wuth über Verlust von Hab' und Gut und Leben der Seinen und der durchdringende Verstand der Verzweifelten nur eingeben und einführen kann, Alles war erschöpft und umsonst. Und ohne Hoffnung und ohne Furcht, von der über Alles tröstenden Gleichgültigkeit befallen — wie von gänzlicher Schwäche in tödtlicher Krankheit — lagen die mehrere Hundert Millionen Chinesen in ihren leichten Hütten in dem gesegnetsten aller Lande, voll aller Gaben und Schätze, von denen andere Völker nur Dies oder Jenes haben, wie Bettler in einem unermeßlichen Narrenhause, den blauen Himmel zum Dache, die Sonne zur großen Laterne des Tages, die Sterne zu tausend bunten Lampen des Nachts. Sie glaubten einzusehen: es ist einerlei, wer über uns herrscht; was regen wir nur einen Finger! — Und so war denn wirklich Alles aus, alle irdische Hülfe, wenn der Himmel nicht einen himmlischen Retter hatte und sandte.

---

Und wie ein Mann, der am Ufer des Stromes steht, leicht ein Kind vor dem Ertrinken dadurch errettet, daß er es an den Haaren ergreift, so sandte Tien dem Volke zur Rettung Jemanden, der schon Jahrtausende sorgsam bewahrt und gepflegt unter ihnen wandelte; er sandte ihnen zum Erlöser aus ihrer wahrlich großen Noth, den historischen Zopf, den lieben Penzeh, der schon allen Männern am eigenen Kopfe hing. Er sandte ihn nicht sowohl, er ließ ihnen denselben nur bemerken, entdecken, und als ein gleichsam concentrirtes Symbol ihres Wesens erscheinen, und

zwar dadurch recht lebendig erscheinen, daß sie ihn verlieren sollten und als halbe Kahlköpfe mit dem Büschel gehen. Und Eins ist den Aerzten unläugbar: was hilft, ist ein Mittel, und das rechte, das einzige; und allen Unterdrückten ist wahr: was errettet, ist ein Erretter.

Die große Zopfschlacht

bei Chao-Hing am Strome Tsien-Tankiang begab sich nun so: Die Menschheit gleicht sich überall, gibt im Herzen nie ein ihr zustehendes Recht verloren, gibt, auch stillschweigend, keines auf, und kommt naiv und liebenswürdig wie ein Kind, immer wieder, oft sanft, oft weinend, oft betreten darnach fragen. Aber wieder kommt es! Unabweislich, unbesiegbar ist es — jedem mütterlichen oder nicht nur scheinbar väterlichen Herzen. Und da selber kein Europäer von uraltem germanischen Blut und ursprünglichem Stamme, auch wenn er von inoculirter jüdischer Formation ist, nicht läugnen kann: daß die Chinesen doch wohl auch Menschen sind, und Menschenweise und Menschenrecht haben und darauf wohl Anspruch machen dürften — so kamen denn auch die Chinesen nach jeder verlorenen Schlacht treuherzig wieder, und gingen, auch wenn sie zu Gefangenen gemacht und in ihre Heimath entlassen worden waren, doch immer wieder zu einem neuen, erhofften, großen Vater, so daß die Mandschu viele derselben zehn und zwanzigmal besiegen mußten. Das war nun beschwerlich, schien von jenen wortbrüchig und wurde gefährlich.

Um diesem Fledermauswesen von „jetzt Freund, jetzt Feind," ein Ende zu machen, hielt der Fürst Pei-Leh nach der Doctorschlacht einen großen Kriegsrath mit den Mandschu- und Mongolenhäuptern. Er trug vor, daß es darauf ankomme, die über-

wundenen Chinesen widerhaltig zu zeichnen. Und so schlug ein Besitzer schöner Pferdegestüte vor, sie an einem sichtbaren Theile, der Hand oder dem Nacken oder den Backen zu brennen. — Das wurde als schmerzlich, weibererbitternd und schändend, verworfen von einem Mongolen mit furchtbarer Schmarre im Gesicht. Ihnen die Fersenflechse an Einem Fuße zu zerschneiden, damit alle Unterworfene am Hinken erkennbar wären, wurde lange besprochen, da das ganze vornehme weibliche Geschlecht der Chinesinnen durch das einzige Mittel, ihre Zehen zum Gehen unter die Fußsohlen verwachsen zu lassen, alle falschen Schliche und Gänge aller Weiber und Mädchen außer dem Hause dadurch zum Vortheil aller Männer für immerwährende Zeiten, bis ein Zehenerlöser käme, gehoben wären. Ein hinkender Mandschu aber machte dies Mittel dem Kriegsrath verwerflich. Endlich, da guter Rath theuer ward, rieth ein übergegangener Mandarin von großer Schlauheit, der vorweislich einen erbärmlichen Rattenschwanz von Zopf hatte, welcher selbst als tartarischer Kurz- und Dünnzopf noch nicht das Maaß hatte: den Chinesen ihren langen Penzeh abzuschneiden, was jeden doch auf zehn Jahre zeichne: „Es läßt sich zwar ein langer, falscher Zopf einbinden, aber ein langer Zopf läßt sich nicht unsichtbar machen!" sprach er, und siegte mit diesem Wort, das sogleich zum Staatsgesetz erhoben und unter militärischer Strafe des Verlustes des Kopfes sogleich im Volke weit und breit unter Glockenschall promulgirt ward. Und da man ja eben alle Diejenigen nicht kannte, welche die Fledermaus spielten, so ward es ein allgemeines Reichsgesetz: Jeder Chinese soll seinen Zopf abschneiden.

Vor dem Machtgebot: „Du sollst Dir deinen Zopf abschneiden und ihn auf das Reichssteueramt einliefern," erstarrten alle Chinesen in allen Städten, in allen Dörfern, jung und alt; ja die Knaben, denen die Mutter den ersten kleinen Penzeh gewunden. Ihre Gesichter nahmen einen Grimm an, als sollten sie nun mit Haut und Haar, mit Herz und Sinn, mit Leib und Blut, mit Hand und Verstand Tartaren werden, oder was noch schlimmer war, Tartaren nur vorstellen, wie verkleidete Affen. Alle Ehre fuhr ihnen in den Zopf, den sie mit der Hand vom Rücken vornahmen zu Schutz und Trutz und Bewunderung, ja ihn zum Kusse an die Lippen führten. Erst brachen sie einzeln, dann schaarenweise, darauf Häuser-, Dörfer- und Städteweise in ein Hohngelächter aus, das von himmlischer Kraft zeugte, die alles Irdische verspottet und tief unter sich fühlt und weiß. Ihre ganze Welt stand ihnen auf dem Zopfe. Die Greise sprachen zu ihren Söhnen: „Siehe, alle unsere Väter im Vorfahrensaal — alle haben gelebt mit ihrem Zopfe, alle sind mit ihrem Zopfe gestorben und begraben worden! Mit dem Zopfe haben sie alle Geschäfte verrichtet, geheirathet, ein Weib genommen, Kinder gezeugt. Mit dem Zopfe sind sie in den Tempel gegangen; mit dem Zopfe haben sie den Himmel verehrt, gebetet, geräuchert, geweint, gelacht. Mit dem Zopfe hat sie die Sonne gesehen, und der Mond und die Sterne. In dem Zopfe stecken alle unsere Sitten und Gebräuche; in dem Zopfe liegen zwanzigtausend Jahre unseres Reiches unter dem Himmel begraben, nein, nicht begraben und verweset, sondern erhalten, lebendig und ehrwürdig, wenn was in der Welt. Ohne Zopf kein Leben, keine Ehre, ja wahrlich keine Treue, keine

Verehrung der großen Väter unseres Reiches. Mit dem abgeschnittenen Zopfe fielen alle unsere 300 Bände Gesetze, unsere Tempel, unsere Bonzen, ja unsere Götter, unsere Erinnerung, unsere Hoffnung und also unsere Seligkeit!" — So und ähnlich, nur fanatischer, wie sich von Bonzen denken läßt, sprachen die Priester. Die Fischer rühmten, wie die Taglöhner und Arbeiter: wozu ihnen alles der Zopf, der lange Zopf nützlich und unentbehrlich sei, ja nützlicher als eine dritte Hand! Zum Anbinden leichter Last; zum Zusammenbinden der Netze, des Schilfes, der Bambusstäbe; ja zur Leine für den Hund, das gehütete Schaf oder die Ziege; zur Lenkleine des Esels, Ochsens, ja der Elephanten, zum Nachziehen des Schubkarrens, zur Errettung aus dem Wasser, ja aus dem Meere! Sie gaben sich nicht mehr die Hand, sondern den Zopf; sie schwuren nur bei ihrem langen Zopfe. Die Mütter zogen ihre kleinen Knäbchen an sich, und versicherten sie mit Thränen: „Nein, mein Kind, fürchte Dich nicht! Du sollst Deinen Penzeh nicht verlieren! Dein Vater und alle deine Brüder sind dafür in den Krieg gezogen, und Tien wird sie segnen! Sie werden wie Löwen fechten und siegen, und die elenden, kurzschopfigen Tartaren sollen lernen, was es zu bedeuten hat, einem Chinesen den Zopf nur nehmen zu wollen!"

Und diese Worte waren gefühlt, wahr; sie sind historisch, so gut wie irgend ein anderer Spuk der Welt, selbst das, mit unauslöschlichem Schimpf belastende, sogar in Deutschland ein Jahrhundert lang gültige Spuken unter dem Zopfe. Und so war es ganz natürlich, daß zwei Mandarinen mit dem reichsten, längsten, schönsten Haarwuchs von der Welt, mit Zöpfen,

die sie unter der Fußsohle weg bis wieder in den Mund herauf nehmen konnten, die furchtbaren Anführer des, in begeisterter Vaterlandsliebe zusammenströmenden, furchtbaren Heeres wurden: der edle Mandarin Ho, welcher **140,000** Mann Reiterei und eine noch größere Anzahl Krieger zu Fuß heranführte, und der Mandarin Kiang, der alle Städte vor sich auf seinem Zuge einnahm, und dessen Heer zu einem reißenden Strome schwoll. So erreichten sie den Fürsten Pei-Leh bei Chao-Hing, der mit seinem Heere tapferer Mandschu nur lachte, als über elende Leute, die, um den Zopf nicht zu verlieren, kämen sich den Kopf abschneiben zu lassen! Denn die Chinesen kamen alle mit bloßen Köpfen in die Schlacht, jeder seine Haare so sichtbar und schön wie möglich aufgeputzt. Heut fingen die Chinesen die Schlacht an, und obgleich eine, Himmel und Erde verdüsternde Sonnenfinsterniß eintrat, so kümmerten sie sich um aller Welt Drachen, ja den Weltuntergang nicht, sondern sie hieben das halbe Heer aller Mandschu und Mongolen in Stücken; die Fliehenden verfolgten und stürzten sie alle in den Strom Tsien-Tankiang, der sie verschlang; ja in die Wellen noch stürzten sie ihnen nach, und ersäuften die Schwimmenden. Dann umarmten sich die Chinesen, und ihr Zopf war ihnen doppelt ehrwürdig, ja heilig. Und im Lande zitterten alle noch übrigen Mandschu und erstaunten: was ein Chinese sei? und bestaunten die Zöpfe gutwilliger Sieger. In Peking standen die Pferde des Hofes schon gesattelt; die Schätze wurden eingepackt, der k l e i n e g r o ß e V a t e r d e s R e i c h e s packte seine Spielsachen zusammen; und bis jenseit der großen Mauer erscholl ein dumpfer Angstschrei, und die Bewohner rannten untereinander, ohne zu wissen, welches Wunder geschehen sei?

Aber der Reichsvormund Neschinguang verpaßte dieses Volksgewitter. Die Chinesen, ihres Muthes, ihrer Kraft und unbesiegbaren Volksmacht, vor allem ihres Zopfes sicher, zerstreuten sich endlich ohne Feind, und saßen in wohlverdienter Ruhe am großen Laternenfeste wieder ehrwürdig mit ihren Zöpfen in Millionen, hüttengroßen Laternen im Lande umher, die fröhlichen Weiber und Kinder um sich versammelt. Denn jedes Volk hat keinen Herrn, als seinen guten Willen und sein gutes Vertrauen und seinen angeborenen Edelmuth, der etwas wahrhaft Göttliches hat; und es ist mit kindlicher Treue jedem dankbar und treuanhänglich, der ihm als sein Herr wohl will und Gutes thut. Aus allem ergab sich, wie nothwendig das Volk einen Zieler, Ordner und Vermittler der Zukunft bedarf. Usankuei wäre, ohne seinen traurigen Wahn blind zu sein, der Mann gewesen, mit dem Heere ganz China vielleicht auf immer von den allerhand Tartaren, allen fremden Herren rein zu kehren. Denn ein Beispiel der Möglichkeit lockt andere; eine Erfahrung der Schwierigkeit weiset andere ab. Kaomonki stand selbst ab, ihn länger als einen Abend bis in die Nacht zu beschwören: am Morgen aufzubrechen; und wachte noch traurig bei ihm, als er halb entschlafen war, oder im Traume redete: „Ist es der Mühe werth, ist es erlaubt, ist es edel, sich der Schwächen und Thorheiten der Menschen zu bedienen? Auf niedrige Gesinnung und albernen Aberglauben ihr Wohl zu gründen? Welchen wahren Wohles sind solche Menschen fähig! Oder sind sie nicht alle so? Erzählte Ta=Yao=Wang (Vater Schall) nicht, daß auch die Menschen bei ihm zu Hause an nichts Ganzem und Großem hingen, nur an Einzelnem, woran sie zuvor nicht gedacht; daß

sie schreckliche Kriege geführt um ein Bild, um einen Kelch. Der Schlaulächelnde, meinte er nicht, man müsse die Menschen an den Nasen regieren, an den Ohren und Augen, und die Vorurtheile der Thoren schonen und befördern und häufen? Die Menschen wären Kinder, die sich aus allen ihren Spielsachen gar nichts machten, und die erst Zetermord schrieen, wenn Jemand ihnen ein Oechslein oder ein Eselein **wegnehmen** wollte! Ja, die vernünftigsten, ruhigsten Seelen ließen sich nicht mit Gewalt und ohne Frage einen Knopf vom Leibe reißen, und stürben vielleicht eher darüber, um solche That zu rächen. Pfui doch über dich, Ta-Yao-Wang! Und doch, Wehe den Gleichgültigen! Ist es nicht gleich schmerzlich: in welchen Theil des Leibes die Gicht sich wirft? oder die Ehre? oder die Vaterlandsliebe? Taghell ist, was die Sonne vergoldet. Aber Alles umsonst für mich, denn ich bin blind! Ich könnte Euch retten von aller Fremdherrschaft, die Zeit ist da — doch ich bin blind!"

Und so geschah denn nichts, als daß der fürchterlich-grausame Schang-Hien-Schang drei Königreiche mit Zopfhelden durchzog, verwüstete und die Chinesen bestrafte, die sich den Mandschu unterworfen. Es half nichts, daß der Prinz von Lou sich in seinem Königreiche zu seinem Nutzen behaupten wollte. Die Mandschu kamen erst wie Füchse, dann wie Leoparden und Tiger aus ihrer Bestürzung zurück. Es half nichts, daß der Prinz von Tang edelmüthig alle Briefe seiner verrätherischen Mandarinen uneröffnet vor ihren Augen verbrannte; sie gingen doch den Mandschu feierlich entgegen; er mußte doch fliehen, und verfolgt, sich in einen Brunnen stürzen. Auch der Prinz Fou, der Kaiser von Nanking, erlag ihnen. Es half nichts, daß sich

der Prinz von Kuey mit dem Range und Titel eines bloßen Königs begnügte, daß sein Feldherr Kiukesse die Erfahrung machte: „daß man zu gewissen Zeiten über den Leib seiner Feinde gehen könne" — wenn sie erschlagen und todt und begraben sind; daß die Mandschu manchen erlittenen Schimpf in Chinesenblut abzuwaschen hatten, wie die Niederlage bei Kueilin; die Großen führten nur um Erde Krieg, die Kleinen nicht mehr um den Zopf. Neschinguang gewann die großen Mandarinen, und für unermeßliches Gold und die höchsten Ehrenstellen verkauften sie ihm ihr Schweigen, ihre Dienste, und machten ihm ihr Vaterland dienstbar.

Verwunderlich genug erscheint der Gemüthsaffect, der das chinesische Volk zum Siege in der Zopfschlacht dahinriß, sie, die bis dahin alle Demüthigung, alle Schande und Beraubung, alles bittere Herzeleid geduldig und gleichgültig ertragen. Die Bonzen erklärten ihnen wohl, daß Tien ihnen aus langer Voraussicht den Zopf gegeben, daß er ihnen denselben jetzt als Retter gesandt, er, der mit den kleinsten Mitteln, mit einem Hauch, einem Nichts, das Große thut. Denn ihr Kong-Fu-Tsé hatte schon gesagt: Einbildungen beherrschen das Volk; was Napoleon in Phantasmen und Phantasmagorien, gleichsam in chinesisches Schattenspiel übersetzt, welches einige Jahrhunderte schwebt, gefällt und gilt, und dann als sattgesehen und sattgespielt, ohne Bedauern verlischt, um einem neuen Platz zu machen; was Schiller alles in das Wort zusammengepackt hat: Dem Narrenkönige gehört die Welt. Aber bewundernswürdig bleibt die Ausdauer der vaterlanderrettenden Gesinnung des Usankuei, der, als ein vor Gram und Sorge eisgrauer Mann von siebzig Jahren, erst dreißig Jahre nachher (1674) neugroßgewachsen als Held de

Volkes wieder auftrat. Zehn Jahre lang hatte er an dem Plane zur Errettung von der Fremdherrschaft gesonnen, und, wie sein Freund richtig vorausgesagt, wieder mit seinen leiblichen Augen zu sehen vermeint, da es wiederum Tag und Licht in seinem Geiste geworden. Das Herz voll des edelsten Gefühls, der allerbelebendsten Gedanken, selbst der süßesten, feurigsten Träume des Nachts, hatte ihn das Walten der neuen Herrscher, und die Kettenfolge der, ihnen von der Noth und Angst des Bestehens gebotenen harten, umgarnenden Thaten, nicht niedergebeugt, noch ihm den Verstand zerrüttet, sondern immerwährend geschärft und den Muth gestählt. Zehn andere Jahre lang hatte er den schon wohlcombinirten Plan geprüft; als ein Meister im Schach, sein Spiel gleichsam in die Politik und Diplomatie übersetzt, die Folgen jeden Zuges aus dem Charakter, der Lage, den Umständen und Wünschen seiner menschlichen Spielfiguren genau angeschaut und erwogen, und oft erst nach einer längeren Reise seiner Vertrauten und Mittelspersonen den nächsten Zug bestimmt. Die letzten zehn Jahre verwandte er nun schon an die Vorbereitung der Einführung und der Ausführung, wozu ihm seine großen Reichthümer und Einnahmen bei Mäßigkeit und guter Wirthschaft, und zuletzt das Vermögen und der Einfluß der Freunde die Mittel boten. Nicht wenige der edelsten Männer, theils noch reich, theils verarmt und beraubt, hatten entweder als Einsiedler auf Bergen in geduldiger Erstarrung gelebt, oder als Bettler an den Menschenströmen, den Landstraßen. Auch viele andere seiner Freunde, vorigen Untergebenen und Theilnehmer seines Ruhmes waren alt geworden. Aber sie Alle wurden wieder jung, da ihre Jugendträume wiederleben sollten, so wie viele alte Männer noch gern

wieder heirathen, um ihre unvergessene Jugend zu wiederholen, auch auf die Gefahr, den baldigen Tod davon zu haben. Zwar schien ein ganz neues Geschlecht, ein junges Volk im Reiche zu leben; aber es hatte nur junge Gestalt und neue Kraft; denn Jeder war nur wie ein Gefäß, worein seine Aeltern ihre Thränen gegossen hatten, und wie Urnen, in denen ihre Wünsche für die künftigen Tage heilig bewahrt und aufgehoben waren, und gleichsam jetzt neue Ohren, Zungen und Arme bekamen. Und das Land wimmelte wieder von Menschen, da Viele wieder mehrere Weiber genommen hatten, wie denn fast um dieselbe Zeit (1650) der deutsche Reichstag zu Nürnberg die Zweiweiberei erlaubt hatte, um die im Kriege gelichteten Reihen der Menschen wieder zu füllen — denn Umgekommene ergänzt man nicht. Aechter Ruhm hat das Schöne, daß er nicht nur mit den immer neu hinzugeborenen Trägern desselben wächst, wie Waldfeuer um sich greift; sondern daß er auch gleichsam heißer und klarer wird, wie die vom Rauche geschiedene Feuersäule. Und Usankuei war als der größte Feldherr, wie eine Jungfernfestung, die nie erobert worden, in Ehren, da ihn Keiner geschlagen hatte. Die von den Tartaren Vortheil hatten, waren mit ihm zufrieden; die auf sie grollten, die söhnte die Sage aus, daß er sich zur Strafe für seine geistige Blindheit und den dadurch entstandenen, barbarisch-nordischen Betrug, die Augen ausgerissen habe; und jetzt hielten sie es geradezu für ein Bestimmung-andeutendes Wunder des Himmels, daß er wieder aus ganz gesunden Augen sah. Wie früher der tapfere Krieger Ho-Schang, der aus einem vielbewegten Leben nichts als Runzeln im Gesicht und die schwere Kunst, Menschen zu kennen, als Bonze mit in seine Einsiedelei

genommen; doch dann, unter dem Vorwande: kleine Götterbilder im Lande herum zu führen, auf einen bestimmten Tag ein großes Heer zusammenberedet hatte; so bediente sich auch Usankuei der zuverlässigsten Bonzen zu seinem Zweck. Die wichtigsten Angelegenheiten betrieb er durch seine beiden Söhne, denen er durch das Mark des Volkes: durch die vielen tausend edlen und erhabenen, unübertrefflichen Thaten und Züge der Chinesen, die größte, feurigste Vaterlandsliebe zuerst, und dann, wie Hannibal's Vater, ihnen den unversöhnlichsten Haß eben dadurch gegen die fremden Herrscher beigebracht. Und die schönen, kräftigen, jungen Männer bezauberten alle Herzen, und um ihretwillen riethen die Weiber ihren Männern zum Vaterlandswerke. Er selbst hatte an der bloßen Gestalt seines Weibes Tien-ling, das oft in stiller Wehmuth vor ihm stand, oder im Traume neben ihm noch nach ihrem Vater rief, oder nach ihrer Mutter die Arme erhob, die allerandringlichste Mahnerin; so daß sich von ihr vielleicht sein Entschluß herschreiben mochte: sie wieder in ihres Vaters Palast als Herrin zu führen, wenn auch nur auf kurze Zeit; da er selbst in die Stadt der tausend Prinzen, vom Hause der vortrefflichen Herrscher, der Y-Wen, gereiset war, um den edelsten, begabtesten Prinzen von vierzig Jahren im Stillen auszuforschen und den Gefundenen wirklich mit sich geführt. Denn seine Ueberzeugung war: Schon im geringfügigsten, untergeordneten Amte sind aller Welt Kenntnisse, ja Charakter und Erfahrung nicht etwa nur nutzlos, sondern geradezu dem Volke erst höchst schädlich, ohne den durchaus redlichen, wohlwollenden, treuen Mann. Aber den Leidenschaften eines unsittlichen Menschen das Glück eines Volkes zum Spielzeuge zu geben oder zu lassen, das

hat keinen Namen. Darum freute er sich herzlich des großen, ihm wie heiligen Fundes: eines guten Menschen für die Menschen. Und das war seit lange seine erste wahre, reine und würdige Freude. Denn mit Millionen Chinesen war er in eine falsche Stellung gerathen, so daß das Gute ihm unlieb, und das Schädliche ihm lieb, oder heimlich doch wünschenswerth erscheinen mußte, da es die Reichsfeinde thaten.

So, umgekehrt, hatte es ihn gelabt und gefreut, als Neschinguang, „der Rädelsführer der Mandschu, der Reichserschleicher und Ertrüger,“ nach der Stummmachung des Landes durch die Eroberung von Kantong (1650), vom Tode erschossen, seinen Raub so bald eingebüßt; als der vierzehnjährige Knabe Schun-schi eigenmächtiger Vater des Reiches geworden; als er darauf eine lange, schlanke, wanke, kranke oder doch meist kränkliche Mongolenprinzessin zur Frau nehmen mußte, welche die einzige Tochter desjenigen der neun und vierzig Mongolenfürsten gewesen, der am schreiendsten auf die Belohnung für die Dienste der Mongolen gedrungen hatte, und dem es nun obgelegen: Allen Mongolen weis zu machen, daß sie alle überreichlich und ehrenvoll dadurch abgefunden wären, daß der Vater des Reiches Eine ihrer Töchter hätte zum Weibe genommen, ja nehmen müssen, an welcher sie nun eine Fürsprecherin Tag und Nacht bei ihm hätten. Dagegen verdroß es ihn, daß der Vater des Volkes unter dem Volke herumwandelte, als sei er sicher, als thue er es darum, daß Jeder ihn immer in aller Noth anreden könne. Es verdroß ihn, daß kein Chinese von einem Amte ausgeschlossen wurde, nur ein Mandschu oder Mongole neben ihn gesetzt. Schrecklich war es ihm, daß kein Chinese, bei schwerer Strafe, die tartarische Sprache lernen durfte, ohne seine besondere Erlaubniß; denn ein Volk,

das seine Muttersprache unter anderen Herren fortredet, wird nie geistig unterthänig; und so sollten die Chinesen glauben: nur leibliche Diener und Brüder zu sein. Und so verdroß es ihn, daß die Chinesen Rath geben durften, und daß Keinem der Mund versiegelt war; denn nur wer nicht reden darf, wie die Diener im Hause, der ist wirklich verachtet und als Sclave angesehen, der glaubt es allmählig, er sei verachtungswerth, und wird zuletzt unmerklich der Sclave. Darauf hatte es ihn wieder ganz erquickt, daß sich die Jesuiten für manchen heimlichen, moralischen Beistand, den sie den Mandschu geleistet, hatten am Hofe einnisten dürfen, so daß der Vater des Reiches und jährliche Bestimmer, welche Götter dies Jahr Götter, und welche Unterkönige dies Jahr Unterkönige sein sollten, den deutschen Pater Schall — den Ta-Yao-Wang — nur Ma-Fa oder seinen Vater nannte, und allein von allen Mandarinen ihm unmittelbar seine Bittschriften in die eigenen Hände übergeben durfte, ohne daß sie erst das Fegefeuer der Musterung in den sechs hohen Obertribunalen passiren durften. Denn dadurch war der Sohn des Himmels einer Hinneigung zu fremder Leute fremden Göttern verdächtig, des Abfalls von Tien, ihrem alten, stets hinlänglichen Gotte, im Volke verhaßt und verachtet, sogar den Tartaren, und seinem heimlich, doch plötzlich genahten Sturze gereift. Denn den gewaltigen Irrthum der Bekehrer erkannte er wohl: daß sie vermeinen, mit dem Vater und der Mutter des Reiches und mit dem Hofe das Volk zugleich bekehrt zu haben, da sie im Gegentheil nur Haß, Mißtrauen, Abfall gestiftet und einige Heuchler gewonnen. Wiederum freute ihn die Ausrottung des Sohnes, des vom Fürsten Pei-Leh schon durch Betrug nach Peking gefangen-geführten Schin-Schilong,

des Schinschikong, der mit 3000 Schiffen Nanking belagert, wo der tartarische Mandarin, um es vertheidigen zu können, vorgeschlagen hatte: alle Einwohner schlachten zu lassen. Usankuei hatte geweint, daß der letzte Prinz der Ming, der arme Jung-Li, auf Verlangen des Hofes von Peking, war in Pegu erdrosselt worden (1662). Er hatte den Tag ein Fest gefeiert und ziemlich gut gesehen, als seine Freunde ihm vom Hofe geschrieben: „Der junge Reichsvater hat sich bei seinen Gängen in eine strahlend schöne Chinesin, das Eheweib eines Mandschu, verliebt, den Mann seines Volkes zu Tode beleidigt, gekränkt, gedemüthigt, so daß er vor Gram gestorben ist, und ihn verflucht hat und sein bis zum Ehebruch erbärmlich-unterthäniges, elendes Weib. An ihr hat er sich nun als Reichsvater bewiesen, sie zur großen Mutter des Reiches erhoben, und die Geburt des kleinen Bastardes von Sohn des Himmels mit allerhöchster Pracht gefeiert. — Aber erst ist das Kind ihm gestorben; dann über des Kindes Tod ist ihm auch noch zu ihrer und seiner Strafe die schöne Mutter desselben gestorben, worüber er vor Schwermuth sich entleiben wollen; aber seine Mutter hat ihm das Schwert aus den Händen gerissen. Darauf hat er die Menschenopfer der Tartaren eingeführt, und dem Geiste seines Weibes dreißig schöne *tartarische* Jünglinge schlachten lassen — weil von uns *Chinesen* sogar kein Gassenjunge dabei an etwas anderes als an Grausamkeit zu glauben die Fähigkeit besäße. Nachdem die schöne Todte verbrannt worden auf dem prachtvollen Scheiterhaufen und er selbst ihre Gebeine unter dem Regen seiner Thränen in die silberne Urne gesammelt, hat er sich vor Abspannung des Geistes und Traurigkeit den Bonzen des Fo übergeben; da selber der Ma-fa,

der Ta-Yao-Wang mit seinen Worten und Geberden und Gebräuchen ganz vergeblich Alles an ihm versucht hat, und weiter kein Wort von ihm gehört, als: er solle nicht vor ihm knieen; und weiter keinen Dank, als eine Tasse Thee. Darauf hat er vor vieren seiner höchsten Räthe sich aller seiner Fehler laut beschuldigt, alles des Unglücks, das Er über das Volk gebracht, aber dennoch seinen jüngsten, achtjährigen Sohn Kang-Hi zum Sohne des Himmels ernannt, hat seinen Herrschermantel verlangt, sich eingewickelt, im Bett auf die andere Seite gekehrt und gesagt: „Nun verlasse ich Euch." Seine Leiche war vier und zwanzig Jahre alt, und sein Kopf hat sechzehn Jahre geherrscht." —

Darauf, als den Tartaren sogar gutes Gerücht erregend, war es dem Usankuei nicht recht gewesen, daß sie alle frommen Bonzen vom Hofe gejagt, und alle Verschnittenen, bis auf Tausend; daß die Obertribunale jedem der Million Gelehrter selbst auf die kleinste Vorstellung, als einer der vielen, aber doch einer Stimme vielen Volkes, deutlich, gütig, ja dankbar antworteten; und für die Zukunft seiner Chinesen konnte es nicht anders als ihm, wie aus seiner eigenen Seele gesehen, unschätzbar sein: daß ein eisernes Wort erging: „Alles Bekehren wird mit dem Tode bestraft." Die Kirchen der Bekehrten wurden eingerissen. Für seine schlaue Fürbitte für Makao wurde selbst der Hofmauschel und Hof- und Land-Verwirrer Schaal nebst drei andern Jesuiten ins Gefängniß geworfen, in Ketten gelegt und für ehrlos erklärt, weil dem Hofe das Licht aufgegangen: Eines Fremden geschäftige Diener in eines Anderen Reiche „durchlöchern die Gesetze und verführen das Volk." Die weisen Männer und Kolao's, der weise So-ni und

der Ehrfurcht gebietende Su=ka=ma sprachen das Wort aus, das der wahre, treue Vater des Reiches, Kang=Hi, dann selbst den Jesuiten scharf in die stutzende Seele redete: „Nur Gerechtigkeit! Nur Ein Herr in einem Lande! Nie zwei Befehlshaber! Sollen wir Unterthanen Eures Herrn werden? Eure Bekehrten erkennen keinen andern Herrn, als eueren Herrn dort fern auf dem Throne. Und wenn eine öffentliche Empörung ausbräche, so würden sie Niemanden folgen als Euch! Ich will zu Euch ein Paar Tausend verkleidete, schlaue, mit Gold genug versehene Bonzen und Lama's schicken, ihr Wort unter Euch zu predigen. Seht, wie ihr sie empfangt! Seht, welche Verwirrung bei Euch entstehen wird. Denn das Volk ist Volk. Ihr seid nicht klüger noch besser als unsere Heiligen! Seht und erfahrt, was wir von Euch erfahren sollen, damit ihr Gerechtigkeit lernt, gegen Kinder und Hunde, und Frieden zu halten mit den durch Tien Guten und Glücklichen." *) Diese Worte deuteten dem Usankuei allein schon auf eine weise, wahrhaft väterliche Regierung; und doch machte ihn darauf nur Eins bedenklich, bis zum Anhalten, ja beinahe bis zum Aufgeben seines Vorhabens, wenn dieses eben dann nicht auch von den Unwilligen verrathen worden wäre und seinen Kopf gekostet haben würde. Nämlich sein Sohn Usiang, der Liebling seiner Mutter Tien=ling, hielt sich diese letzten Jahre aus geheimen Absichten in Peking auf, und hatte dem Vater gemeldet: „Kang=Ti will dereinst einen Chinesen, einen Prinzen der Y=Wen, zu seinem Nachfolger auf den Thron ernennen. Nach Diesem soll ein

*) Der Jesuit de Mailla sagt das selbst l. c.

Mongole herrschen, und so sollen immer wechselnd alle drei Völker dem vereinigten Reiche einen Vater geben, zur Zufriedenheit Aller. So sind die Chinesen vor den Mandschu und vor den Mongolen auf immer sicher; sie haben zum Schutze ihr Land gewonnen, beide haben China gewonnen, und das dreigetheilte Volk der The=He ist wieder das Eine mächtige, in seiner Macht ruhige Volk. Aber Kang=Ti ist erst zwanzig Jahre alt, und Du selber, lieber Vater, sagst: Nur die Jugend ist großmüthig, Freiheit verlangend und Freiheit gewährend; das Alter ist eigennützig und herrisch; und einem Vornehmen der Tartaren darf man erst eine That ein Jahr nachdem sie geschehen ist, glauben, geschweige ein Versprechen auf ein halbes Jahrhundert voraus." Dagegen hatte Usankuei nur seinem Sohne befohlen schleunig Peking zu verlassen und zu ihm zu kommen, „denn der Vogel im Eie zerpicke die Schale."

Usankuei hatte zum chinesischen Neujahr (1674) seinen Kalender fertig und überallhin in das Land versandt; wodurch er sich zum Kaiser ernannt, um, was er thue, als Sohn des Himmels und gleichfalls aus seiner Gnade zu thun; denn das Kalendermachen ist der höchste Act der Majestät in China, wie bei andern Morgenländern das Geldschlagen oder das Kirchengebet nur die Säbelumgürtung bestätigt. Wie das Jahr im Frühling die weiße, kalte, todte Maske abnimmt und ein blühendes, ewig junges, lächelndes Antlitz zeigt, so war vom Vaterlande gleichsam die vorgebundene Maske abgeworfen. Eine Heiterkeit, ein Schrei der Freude, und Alles war gebunden oder gelöset wie es sollte, und reges, ernstes Leben brausete wie ein vom Eise befreiter Strom, der sein Eis zum Meere wälzt. Von allen

Seiten kamen reitende Boten, welche die Befreiung, die Theilnahme und Unterwerfung der Königreiche Schekiang, Hu-kwang, Fo-kien, Kantong und Kuang-Si meldeten; während er schon der Königreiche Yunnan, Se-schuen, Kueitschu und eines Theiles von Hu-kuang durch die — zu ihm heranziehenden Krieger sich bemächtigt hatte. So viel hatte die, den Chinesen aus Noth und Unmöglichkeit der Ausrottung, ihnen gelassene Sprache möglich gemacht und bedacht.

Und doch mußte ein neuer Kalender durch Verrätherhand zu früh an den Hof von Peking gelangt sein. Denn ein Mandarin brachte Usankuei die Einladung, doch ja und bald zu Kang-Ti zu kommen. „Ja!" antwortete Usankuei; „und obgleich acht Mann genug wären, ihn nach Leaotong bis Schi-Niang heimzubegleiten, woher Ich auch ihn geholt habe, so will ich es doch mit 80,000 Mann, zu seiner Sicherheit, thun."

Aber Tien-ling weinte um ihren noch immer nicht aus Peking gekommenen Sohn Usiang, als wenn er schon hingerichtet wäre, und selbst der Vater hielt die Hand an die Stirn, verließ sich aber mit Recht auf die Treue von Kaomonki's Sohn, den er ihm mit Muhu's Sohn nach Peking noch zur Zeit vor aller Gefahr gesandt hatte, und auf seinen eignen Verstand und sein Feuer zur Rettung des Vaterlandes.

Es war ein schöner Morgen, als der schöne, alte Held seine wohlbewahrten Kleider und Waffen aus den Tagen seines Ruhmes angelegt hatte, und in einer langen Umarmung von seinem Weibe Abschied genommen. Sie gab ihm noch den Kaisermantel um, und zog den langen Chinesenzopf recht sichtbar darüber heraus

und herab, indem sie scherzte: „Ohne diesen Zopf, so geehrt, geliebt und tapfer Du bist, fiele dennoch sogleich das ganze, draußen versammelte Heer von Dir ab! — Komme bald wieder!"

Und lächelnd schritt er neben seinem Freunde, dem auch altgewordenen Kaomonki, aus dem Palast in den Hof, wo ihn die Befehlshaber mit dem, nur dem Vater des Reiches dargebrachten Rufe begrüßten: „Wan-Sui! Wan-Sui! Wan-Sui!" (Lebe lange!) Er aber trat, wie damals, als er die Tartaren gerufen hatte, zu dem hohen, ehernen, grünbraunen Standbilde des ernst und voll Würde schweigenden Kong-Fu-Tsé heut' mit erleichtertem Herzen, da er seine Schuld: die Mandschu geholt zu haben, durch ihre Wiederverjagung abbüßen wollte und konnte — — „durch Blut!" schien ihm eine Stimme aus dem unbewegten Bart des Kong-Fu-Tsé hervor zu tadeln. Auch erröthete er in seinem Mantel vor dem erhaben-einfachen Weisen. „Sogar die kleinste Schuld ist immer sinnverwirrend," fiel dem Usankuei aus den Worten des Kong-Fu-Tsé jetzt ein, er wußte nicht warum; und weil die Mandschu ihren Betrug und Bruderkrieg für einen bloßen Erbfolgekrieg ausgegeben hatten, fiel ihm wahrscheinlich auch nun ein anderes Wort von demselben ein: „O Tien! Laß uns Menschen nicht Schafe und Rinder sein!" — „Verstand und Brauchbarkeit haben allein die größten Ansprüche." — „Die Gerechten wissen, daß Tien nur der Herr ist." — „Treue ist gut; aber Ruhe ist besser." — „Zusammengebrachte Kinder loben ihren guten Stiefvater als ihren wahren Vater." —

So stand er sinnend, bis der endlich wieder ganz fröhliche, ausgesöhnte alte Kaomonki ihn zu seinem Schlachtrosse führte,

das er bestieg und das Schwert zog. Säulen und Krieger, Wolken und Erde und Berge, alles schwamm vergoldet im Morgenstral. Er überschaute im Geiste seinen Weg, wie geheim und fast allmächtig des Himmels Kraft in den Menschen waltet und herrscht; wie vor ihm und zur Seite, durch das Herz gebunden, alle Säbel ruhen, alle Thore sich ihm öffnen würden durch den Einen tiefen Wunsch; wie des Himmels Macht ihm gegeben, ihm doch geliehen sei, noch so nahe vor seinem Grabe. Und eine Thräne des innigsten Dankes fiel von seinen Augen. Da sprengte Muhu's Sohn in den Hof, machte sich Platz zu ihm, und überreichte ihm ein Schreiben aus Peking.

Usankuei las es. Sein vertrautester Freund schrieb ihm: „O Usankuei! Dein Sohn Ustang ward in der Gefahr gefährlich krank. So verweilt, tödtlich verweilt, aus dem Bett gerissen, hingerichtet als Dein Sohn, steckt sein Haupt auf dem Spieße mit schändlicher Ueberschrift an demselben Thor, an derselben Stelle, wo Du Deines Vaters Haupt erblickt, wo der entsetzliche Schrei — — —"

Das Blatt war ihm entfallen, sein Gesicht erst todtenblaß, plötzlich feuerroth; dann, wie einst über den Betrug Neschinguang's, quoll ihm ein Strom von Blut aus dem Munde; und so trugen sie den Herabgesunkenen seinem Weibe Tien=ling sobald wieder heim.

Und so war der Krieg vor dem Anfang zu Ende. Der großen Schlange des Heeres fehlte das Haupt. Zwar rief das Heer seinen abwesenden Sohn Hong=Wha zum Vater des Reiches aus. Aber umsonst. Aus Furcht fiel Einer nach dem Andern vom Bunde ab, und die Einzelnen wurden wieder mit

dem Dreibrüdervolke vereinigt. Der König von Fu-Kien, der den Kalender Usankuei's verrätherischer Weise zu früh an den Hof gesandt, aber dann doch aus Furcht vor der Strafe der Verräther sich gewahrt hatte, wurde verurtheilt, von Hunden zerrissen zu werden. Angegriffen, und allein zu schwach zum Siege, und besiegt, entleibte sich Hong-Wha, der Kaiser von Yunnan. Sein Vater Usankuei ward aus dem Grabe gerissen, im Sarge nach Peking gesandt, dort todt noch geviertheilt, seine Glieder und sein edles, unglückliches Haupt auf Pfähle gesteckt, beschimpft, dann verbrannt und seine Asche in den Wind gestreut. Sein Tod kam ihm aus dem heiligen Quell der Vaterlandsliebe: aus der Sohnesliebe, der Kindesliebe, und aus der Gattenliebe, aus dem Vorgefühl des herzzerreißenden Schmerzes, den sein Weib Tien-ling um ihren Sohn empfinden würde. Wie Kong-Fu-Tsé gesagt: „Nur wer die Seinen liebt, der liebt sein Vaterland.“

Die arme Tien-ling, mühsam gerettet und gänzlich zur Bettlerin verarmt, schlich sich zu der Grabstätte ihres Vaters und ihrer Mutter, wo sie, in einem kleinen Häuschen bei frommen Alten wohnend, ihr Grab mit bewachen durfte. Gern gestorben, weil alle ihre Lieben todt waren, ward ihr doch das Glück, zwar außerhalb der Mauer, doch in ihrer Nähe von allen bittern Leiden auszuruhen.

# Johanna von Aragon.

Erzählung

von

Eduard Duller.

Ein
traulich e
reich gea
Tapeten,
volle als
in dem I
Kamin fl
gewesenes
im schön
zu den F
als Sch
Tüder F
mit eine
auf eine
Felipe b
Galante
einen F
lichkeit,
nimmt,
Aurore
wenig

Ein prächtiges Gemach, durch die Flammen des Kaminfeuers traulich erhellt! Die Art des Baues, die hohen Fenster, das kunstreich gearbeitete Getäfel aus Eichenholz, die kostbaren gewirkten Tapeten, die schwerseidenen Vorhänge, die ganze ebenso geschmackvolle als kostspielige Einrichtung, — Alles zeigt, daß man sich in dem burgundischen Fürstenschlosse zu Brüssel befindet. Am Kamin sitzt Donna Aurora, ein nicht mehr junges und nie schön gewesenes Edelfräulein der Erzherzogin Johanna von Oesterreich, im schönsten Putze nach der neuesten Mode des Jahrs 1505; ein zu den Füßen des Fräuleins liegendes Windspiel dient demselben als Schemel; neben der Dame sitzt mit lächerlicher Gravität Señor Felipe, der Zwerg des Erzherzogs Philipp des Schönen, mit einem Degen an der Seite, der fast so lang ist, als er selbst, auf einem weichgepolsterten Armstuhl mit hoher Lehne. Señor Felipe bemüht sich, Donna Aurora nach allen Vorschriften höfischer Galanterie angenehm zu unterhalten, und wenn er hierbei in einen Fehler verfällt, so ist es bloß ein gewisser Ton von Vertraulichkeit, welchen Donna Aurora indessen mit weniger Stolz aufnimmt, als man befürchten sollte. Wer weiß, wozu sich Donna Aurora vielleicht noch entschließen könnte, wenn Señor Felipe nur wenigstens um einen Fuß Brabanter Maaßes länger wäre, als er

wirklich ist. Immerhin würde er dann freilich noch um ein Beträchtliches kürzer sein, als das Ehrenfräulein der Erzherzogin; da aber beide Theile einander nach demselben Maaß von Werthschätzung messen, so dürfte wenigstens eine moralische Ausgleichung mit Grund zu hoffen sein.

„Eine wunderliche Laune der gnädigen Infantin!" bemerkte der Zwerg leise, verstummte jedoch alsobald wieder, als befürchtete er, schon mehr gesagt zu haben, als sich mit der schuldigen Treue und Ehrfurcht gegen die Fürstin vertrüge.

„Ach, Señor Felipe" versetzte Donna Aurora; „unsere Gebieterin hat allerdings seltsame Launen, und oft sind sie von der Art, daß man sie nur schwer ertragen kann. Was kann man z. B. dafür, daß man eine Dame, und zwar nicht gerade die häßlichste ist? Und dennoch genügt dieser Umstand schon hinlänglich, um die Ungnade, ja den heftigsten Zorn der Infantin zu veranlassen... Seit dem verwünschten Vorfall mit Donna Sol..."

„Um Gotteswillen, wenn wir belauscht würden," flüsterte der Zwerg, ängstlich umherblickend. Doch Donna Aurora war so sehr im Eifer, daß sie, des Zwerges Warnung nicht beachtend, fortfuhr: „Seit dem verwünschten Vorfall mit Donna Sol weiß man ja in der That des Abends beim Schlafengehen nicht, ob man am nächsten Morgen noch mit dem Haare auf dem Scheitel erwachen wird."

„Die unglückselige Eifersucht," flüsterte der Zwerg kaum hörbar, schwer aufseufzend; und, der Dame die Fingerspitzen küssend, fügte er hinzu: „O Ihr glaubet kaum, edles Fräulein, wieviel Ungemach diese Eigenschaft meinem gnädigen Herrn, dem Erzherzog,

bereitet, wiewohl er seiner Gemahlin in fürstlicher Treue zugethan ist und auch gar wohl zu würdigen weiß, daß jene Eifersucht nur aus einem Uebermaaße von Liebe und Zärtlichkeit entspringt."

„So glaubt Ihr wirklich," entgegnete die Ehrendame mit einem spöttischen Lächeln, „daß der Erzherzog seiner Gemahlin durchaus nie einen Grund zur Eifersucht gibt?"

„Heiliger Gott!" stammelte der Zwerg erschrocken, „welche Frage! Bei meinem Degen: ich bin von der Musterhaftigkeit seines Wandels so vollkommen überzeugt, als von Eurer Liebenswürdigkeit, Donna Aurora."

„Ihr seid ein Schmeichler, Señor Felipe! Aber ich fürchte in der That... Erinnert Euch nur — ich bitte Euch — an jene Scene mit Donna Sol..."

„Mir ist's, als wäre sie erst gestern vorgefallen," fiel ihr der Zwerg in's Wort, dessen Drang nach Redseligkeit jetzt seine Aengstlichkeit überwand. „Ich sehe sie noch so lebhaft vor mir, als wär's hier. So saß die Infantin vor dem Spiegel, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, — vor ihr die arme Donna Sol, beschäftigt, den Kopfputz der Gebieterin in Ordnung zu bringen, und während die Erzherzogin ungeduldig sie schalt und das arme Fräulein sich hastete, so daß ihr vor eilfertigem Eifer die prächtigen langen Flechten ihres glänzend schwarzen Haares losgingen, trat gerade der Erzherzog ein und blieb, überrascht von dem Anblick des Fräuleins, das mit hocherröthenden Wangen dastand, auf der Schwelle stehen, seine Blicke ruhten auf den losgegangenen Haarflechten; ein paar Sekunden lang stand er so betroffen und schweigend, und ahnte nicht, daß ihn die Erzherzogin im Spiegel beobachtete."

„Der arme, unschuldige Erzherzog!“ unterbrach ihn hier Donna Aurora spöttisch.

„Ich schwöre es Euch,“ entgegnete ihr der Zwerg lebhaft, „der Erzherzog war blos überrascht; und wer möchte einem Manne von Geschmack dies verargen? Es ist etwas Magisches in Frauenlocken, wenn sie so plötzlich sich aus den Fesseln der Kunst losringen und in malerischer Freiheit die schönsten Schultern küssen... In der That, Donna Aurora, ich bewundere die hohe Vollendung Eures künstlichen Haarputzes, aber, wenn eine Eurer Flechten — erlaubt, mein Fräulein, diese, die sich unter dem Perlengewinde etwas hervordrängt — wenn sie plötzlich sich lös'te und niederwallend wie der schönste Schleier Euren Nacken umhüllte...

„Ei, Señor Felipe!“ drohte das Fräulein, indem es sich mit koketter Verschämtheit von dem kleinen Anbeter zurückzog, — „Ihr vergeßt ja ganz die arme Donna Sol.“

„Wie sollte ich nicht,“ erwiederte der Zwerg galant, „Angesichts der holden Morgenröthe?“

„Ich sehe es noch,“ unterbrach ihn das Fräulein ablenkend, „wie die Erzherzogin bei jener Verrätherei des Spiegels erröthete; wie sie sich plötzlich erhob und — es war ein fast ebenso lächerlicher als tragischer Anblick — der armen Sol die Hand auf den Scheitel legte...“

„Ganz recht,“ fiel ihr der Zwerg redselig ins Wort, „wie sie dann die losgegangenen Flechten, gleichsam tändelnd — aber sie zitterte dabei — zwischen die Finger faßte und boshaft lächelnd sprach: „„Wie bezaubernd schön sind Deine Locken, mein Kind; schön wie schwarze Schlangen! Mir diese Schlangen!““ Und

mit einem Griffe die Schere von der Toilette nahm und dem armen Fräulein die prächtigen Flechten abschnitt. „„Johanna!““ rief der Erzherzog drohend; die Infantin wandte ihm trotzig den Rücken zu; aber nur einen Augenblick; denn gleich darauf sank sie ihm weinend zu Füßen, umfaßte seine Kniee und rief: „„Und wenn Du mir den Dolch ins Herz bohrst, so muß ich Dich doch noch lieben. Aber theilen will ich Deine Liebe mit keinem Wesen auf Erden; allein will ich sie haben, allein und ganz.““

„Der Erzherzog war wenigstens sehr mitleidig,“ bemerkte Donna Aurora boshaft, „und das macht seinem Herzen um so mehr Ehre, je weniger dasselbe wirklich zärtlich für Donna Sol schlug. — „„Wie könnt Ihr es wagen, in meinem Schlosse, Señora?““ ließ er zürnend seine Gattin an; „„wie könnt Ihr's wagen, dies edle Fräulein so zu mißhandeln? Ich will, daß Ihr Donna Sol als unter meinem Schutze stehend betrachtet, und ich erwarte von Euch, daß Ihr meinen Willen befolgt.““ — Lauter Beweise, Don Felipe, wie gleichgültig ihm Donna Sol war, deren Uebermuth auf ihre Schönheit eigentlich bloß eine gerechte Strafe fand.“

„Ihr geht in der That hierin zu weit,“ entgegnete der mitleidige Zwerg; „der Erzherzog hat allerdings Geschmack und ein lebhaftes Temperament; aber wer möchte in seiner ritterlichen Handlung etwas Arges finden? Und wenn ich dann weiter bedenke, wie die Erzherzogin, dem Wunsche ihres Gemahls Trotz bietend, das arme Fräulein nachträglich behandelte, wie sie es noch an demselben Abend vor den Augen des ganzen Hofstaates schimpflich züchtigen ließ, — soll ich Alles das Harte sagen, was der tugendhaften Dame widerfuhr . . .“

„Still! Still!“ unterbrach ihn Aurora, welche ihre Schadenfreude unter dem Schein verletzten weiblichen Zartgefühls und ihr Lächeln hinter dem Fächer verbarg.

„Das arme Fräulein erkrankte und starb darüber,“ fuhr der Zwerg, von Mitleid hingerissen, fort; „noch sind es keine zwei Monden, daß wir der Leiche folgten. Ihre reine Seele steht jetzt vor Gott und bittet gewiß, daß Er alles Leiden, das sie unverschuldet ertrug, die Urheberin desselben nicht entgelten lassen möge. Ach, und welches unglückselige Aufsehn hat die Sache gemacht!“...

„Verdächtig genug,“ unterbrach ihn Aurora, „daß der Erzherzog seine durchlauchtige Gemahlin wie ein Kind, das den rechten Gebrauch seiner Vernunft noch nicht hat, plötzlich vor den Blicken der Welt verschloß. Eine Prinzessin von Aragon und Castilien — die Gefangene eines Deutschen . . .“

„Um Gotteswillen still! Kein Wort über den Erzherzog!“ flüsterte der Zwerg erschrocken. „Wenn er jetzt käme! Ein hochedler, vortrefflicher Herr, — wenngleich heftig, — das ist wahr; aber wer bliebe auch bei solchen Scenen gleichgültig? Nach meinem Bedünken war er übrigens in seinem Rechte, und wollte durch jene Maßregel gewiß nur größeres Unheil verhüten. Wäre wenigstens die Nachricht von Donna Sol's Schicksal nicht nach Spanien gedrungen! Hätten es die Verwandten des Fräuleins und die erhabenen Majestäten von Aragon und Castilien nicht erfahren! San Jago! Möchte doch das Gerücht alles Grundes entbehren, welches die glorreichen Majestäten vor Schrecken über jene Nachricht plötzlich krank werden ließ! Gott verhüte es!“

„Ich glaube auch nicht daran,“ erwiederte Aurora, „obwohl

allerdings Depeschen, welche das Gerücht bestätigen, kürzlich aus Spanien angekommen sein sollen. Man will übrigens wissen, daß sich der König von Aragon bereits vollkommen wieder erholt hat. Doch lassen wir das! Wißt Ihr schon die neueste Mode am französischen Hofe, Señor Felipe?"

„Nein, in der That noch nicht, edles Fräulein. Ihr macht mich sehr begierig und würdet mich durch Mittheilung der Neuigkeit sehr verbinden," sprach der Zwerg, indem er plötzlich, wie von einer Tarantel gestochen, mit einem kühnen Sprung seinen weichen Sitz verließ, und, die eine Hand am Schwertknopfe, die andere zur Betheuerung an sein Herz gepreßt, vor dem Fräulein niederknieete.

„Mein Gott, was wollt Ihr, Señor Felipe?" fragte Aurora lachend, „was fährt Euch so urplötzlich durch den Sinn?"

„Mein Blut und Leben für Euch!" rief der Zwerg mit einem Feuer, welches die Dame nicht wenig überraschte, und obwohl ihr die Stellung ihres kleinen Ritters sehr drollig vorkam, so konnte sie doch nicht umhin, den Ausdruck seiner Zärtlichkeit wohlwollend hinzunehmen; war er doch, wenn gleich der Kleinste, doch zugleich der Erste seines Geschlechts, der durch eine so feurige Erklärung die Eisrinde der Verbitterung schmolz, welche sich um ihr Herz im Verlaufe so mancher Jahre angesetzt hatte. Dessenungeachtet besaß sie zu hohe Begriffe von den Gesetzen des weiblichen Anstandes, als daß sie dem galanten Señor Felipe sogleich ihre angenehme Empfindung mitzutheilen für passend gefunden hätte. „Steht auf!" sprach sie leise, „ich bitte Euch, Señor, zu bedenken, an welchem Orte und in welchem Auftrage wir uns hier befinden."

Verdrießlich erhob sich der Zwerg, um mit starken Schritten im Gemach auf und nieder zu gehen. „O daß Ihr mich," begann er, plötzlich vor der Dame seines Herzens stehen bleibend, „an die Pflicht erinnern müßt, da alle meine Gedanken bloß voll von Liebe sind! Wie glücklich ist der liebende Schäfer, welchen kein Fürstendienst bindet! Wie schön waren jene Zeiten, als der Ritter noch ein freier Mann sein konnte und sich um keine lästige Fessel des Hofes zu kümmern brauchte, sobald er einmal die Farbe seiner Dame tragen durfte! Wie unglücklich bin ich, ein spanischer Edelmann aus uraltem, unvermischtem christlichem Geblüt, dessen Born bis zu Pelayo hinaufreicht, daß ich auf Befehl der Erzherzogin jetzt dies Gemach bewahren muß, bis es einer verwünschten Zigeunerin beliebt, zu der Fürstin zu kommen; und dann, — — und dann noch Wache stehen wie ein gemeiner deutscher Landsknecht, damit mein edler Herr, der Erzherzog, wenn er käme, nicht unangemeldet zu der Prinzessin eindringe . . ."

Lächelnd blickte Aurora den Unmuthigen an, schlug ihm mit dem Fächer auf den Scheitel, und sprach freundlich und doch in einem Tone, der wie der eines leisen Vorwurfs klang: „Betrachtet Ihr den Dienst bloß von dieser Seite, Señor? Auch ich habe ja denselben Auftrag, und noch selten habe ich die wunderlichen Launen der Erzherzogin mit größerem Vergnügen ertragen."

„Verzeiht!" versetzte der verliebte Zwerg etwas verwirrt; „ich preise eigentlich den Auftrag, oder vielmehr das Schicksal, dessen Fingerzeig ich hierin erkenne. Und dennoch . . . wäre dieser Palast eine Hütte, dieses Schwert ein Schäferstab . . ." Er stieß es in der Verlegenheit auf den Boden, traf jedoch dabei das

Windspiel, welches heulend emporfuhr und nach ihm biß. Erschrocken versuchte er, wiewohl vergeblich, sein Schwert aus der Scheide zu ziehen und flüchtete sich vor dem Hunde, während ihm die Dame seines Herzens, über die Mißhandlung ihres Lieblings außer sich gerathend, zurief: „Abscheulich, abscheulich!“ Sie lockte den Hund, der sich jedoch nicht abhalten ließ, den Anbeter zu verfolgen und in immer größere Angst zu versetzen.

„San Jago! Er ist toll!“ schrie der Zwerg.

„Ihr selbst seid es,“ fügte das alte Fräulein hinzu; „Unwürdiger, Gefühlloser! Ihr, Ihr . . .“

„Rettet mich um Gotteswillen,“ schrie der Zwerg, — „der Henker hole den bissigen Köder.“

Diese Beleidigung des Lieblings zerriß jedes zärtliche Gefühl in Aurora's Brust. „Ihr, — Ihr — Knirps von einem Menschen!“ rief sie, blaß vor Zorn. In diesem Augenblicke schmiegte sich das Windspiel besänftigt zu ihren Füßen. Der Zwerg aber, eben dadurch um so muthiger geworden, seiner Entrüstung Worte zu leihen, trat dicht vor sie, blickte trotzig zu ihr empor und sprach: „So mußte ich Euer Gemüth kennen lernen! Nichts von Liebe mehr! Ihr habt das treueste Herz zertreten, und aus dem Staube, in den Ihr es getreten, richtet sich nun mein Haß empor. Mich so zu nennen, so! gerade so! Gebt acht: ich werde mich rächen. Ich schwöre es Euch bei diesem Degen.“

„Den Ihr nicht aus der Scheide ziehen könnt,“ spottete Aurora.

„Nicht aus der Scheide?“ rief er grimmig, „hahaha! Laßt doch sehn!“

Und in der That steckte die Klinge, obwohl er sich alle erdenkliche Mühe gab, wie festgezaubert in der Scheide. Aurora sank, dem Reiz zum Lachen sich überlassend, in den Stuhl zurück; das Windspiel stellte sich und bellte den kleinen Liebhaber auf's Neue an; dieser zog sich eilig gegen die Thüre zurück, als sich dieselbe plötzlich öffnete und die Zigeunerin, welche von der Erzherzogin erwartet wurde, hereintrat. Eine hohe, finstere Gestalt! Ohne den ärgerlichen und erschrockenen kleinen Ritter und die lachende Dame irgendwie zu beachten, durchschritt sie langsam und sicher das Gemach und ging, als wäre sie im Schlosse bekannt, der Thüre zu, welche zu den Gemächern der Erzherzogin führte.

---

Johanna, Gemahlin des Erzherzogs Philipp des Schönen von Oesterreich, die Tochter Ferdinand's des Katholischen von Aragon und Isabellen's von Castilien, knieete in ihrem Schlafgemache vor einem zierlichen Hausaltare, der mit den kostbarsten und feinsten Malereien und Schnitzarbeiten geschmückt war. Das Mittelbild stellte den heiligen Gereon mit seinen Rittern dar, und der Heilige trug nicht blos die Züge des Erzherzogs, sondern auch sein vollständiges Costüm, er war als Ritter des goldenen Vließes abgebildet. Zu ihm betete die Erzherzogin; der Heilige und der Erzherzog verschmolzen vor ihrer Seele in Eins. Und doch hörte der Heilige jeden Zweifel, den Johanna an der Treue des Gatten hegte, jede Entschuldigung für diesen Letzteren. Sie ging so weit, dem Ersteren die vermeintliche Untreue des Letzteren zuzumessen, während sie bei dem Letzteren um Fürbitte für ihre

Zweifel hat. Ein Weib, so unklar über ihren Gatten, über Gott und alle Welt, weil über sich selbst! So unglückselig! — Die Zigeunerin trat ein. Die Erzherzogin, in ihre Gedanken versenkt, bemerkte sie nicht sogleich. Die Zigeunerin heftete ihre Blicke starr auf das Mittelbild des Hausaltares, auf den heiligen Gereon. „Sehr wohl getroffen!“ sprach sie leise vor sich hin.

So leise dies gesprochen war, Johanna hatte es gehört. Sie fuhr zusammen, wandte sich um und erblickte jetzt die Zigeunerin. „Was meintest Du?“ fragte sie, und die eisige Ruhe des hohen, braunen Weibes, welches sie so starr anblickte, machte sie schaudern.

„Den Erzherzog,“ versetzte die Zigeunerin, „dort auf dem Altarbilde, als heiligen Gereon.“

„Kennst Du ihn?“ fragte Johanna.

„Ich habe ihn gesehen.“

„Wo? Wann?“

„Erst vorgestern, als er auf die Jagd ritt.“

„Es ist gut. Dein Name?“

„Monimeta!“

„Deine Heimat?“

Die Zigeunerin lachte, statt der Antwort, so grell, daß die Erzherzogin schaudernd zusammenfuhr. „Deine Heimat?“ wiederholte sie.

„Ueberall und nirgends, — die Erde; die rechte Heimat, die unser Aller, — das Grab!“

„Ich habe Dich rufen lassen.“

„Hier bin ich.“

„Ich habe von Deiner besonderen Wissenschaft vernommen.“

„Prüfet sie!“

„Bedarf's einer Vorbereitung?“

Die Zigeunerin schwieg eine Weile, blickte die Erzherzogin durchdringend an, lächelte dann und sprach: „Eine Kleinigkeit: Euer Blut!“ Johanna schrack aufs Neue zusammen, reichte aber alsobald entschlossen ihren Arm hin.

Die Zigeunerin erfaßte denselben, zog einen Dolch aus dem Busen und blickte, während sie ihn in der Hand hielt, die Erzherzogin mit einem furchtbaren Ausdrucke an, als schwanke sie, ob sie ihr nicht lieber den Dolch ins Herz stoßen solle, statt ihr blos eine Ader damit zu öffnen. Vielleicht entwaffnete sie blos die Furchtlosigkeit der Prinzessin. „Wozu bedarfst Du meines Blutes?“ fragte sie. Doch gleich darauf sprach sie: „Ich will's nicht wissen. Ich habe mich in Deine Hand gegeben und Du hältst nicht die eines feigen Weibes darin.“

„Meine Zeit ist gemessen,“ sprach die Zigeunerin, „was wollt Ihr durch mich erfahren?“

„Ob der Erzherzog, mein Gemahl, außer mir nie ein anderes Weib geliebt hat, ob er nicht jetzt noch vielleicht ein anderes liebt, ob ich seine Liebe nie theilen muß.“

„Ihr fragt viel auf einmal! Fragt nicht; hört meine Warnung!“

„Antworte! Bei meinem Zorne: Du sollst, Du mußt mir antworten!“

„Nun denn, wenn Ihr es wollt! Aber zuvor Euer Blut, Fürstin!“ Sie ritzte ihr den Arm. Johanna hatte sich in einen Armstuhl niedergelassen und sah todtenbleich, aber reizend aus.

„Der Erzherzog," fuhr die Zigeunerin fort, indem sie auf die Blutstropfen starrte, die sie in einer Krystallschale aufgefangen hatte; — — sie stockte. „Der Erzherzog," fuhr sie fort, „hat einst ein Weib geliebt, ich seh's wie im Spiegel, ein armes, unglückseliges Weib!" Wie rasend fuhr Johanna empor; gewaltsam drückte die Zigeunerin sie auf den Armstuhl nieder und verband ihr den Arm. „Ein unglückseliges Weib," fuhr sie fort. „Seid ruhig, Prinzessin, sonst zerrinnt der Zauber."

„Ich will sie tödten!" schrie Johanna, wie von Sinnen.

„Sie ist todt!" versetzte die Zigeunerin mit Eiseskälte. „Er hat sie bethört, er hat sie verstoßen, — sie ist todt, auch wenn sie lebt; aber die Todten wandeln zuweilen wie Lebendige umher. Was wollt Ihr noch ferner wissen?"

„Nichts, nichts!" stöhnte Johanna schaudernd, indem sie die Hand vor die Augen preßte und in den Lehnstuhl zurücksank.

Die Zigeunerin betrachtete sie lange schweigend und unterdrückte einen Seufzer; — war's das Mitleid, oder was war's sonst, das ihr den Seufzer ausgepreßt? Endlich sprach sie, indem sie sich auf die hohe Lehne des Stuhles stützte und zu der Erzherzogin niederneigte: „Ich will Euch noch etwas anvertrauen, Prinzessin! Eure Mutter ist gestorben!"

Langsam erhob Johanna, wie im Traume, das Haupt und blickte der Zigeunerin schweigend in die Augen.

„Eure Mutter," wiederholte diese ruhig, „Donna Isabella, weiland Königin von Castilien."

Johanna lächelte wie eine Wahnsinnige. Tieferschüttert

wandte sich die Zigeunerin, welche das Furchtbare dieser Ruhe nicht ertragen konnte, von ihr ab.

„Isabella?“ fragte Johanna leise, wie im Schlafe; „gestorben? Woran?“

„An Euch! Denkt an Donna Sol!“

Die Erzherzogin stieß bei Erwähnung dieses Namens einen unartikulirten Schrei aus. Nach einer langen Pause erhob sie sich, faßte die Zigeunerin an der Hand, blickte sie durchdringend an und fragte: „Todt? Wirklich todt? Meine Mutter — todt?“

Schweigend nickte die Zigeunerin. Da lachte die Erzherzogin plötzlich laut auf und rief: „Du lügst! All' Dein Reden und Prophezeih'n und Schau'n ist nichts als Lüge. Meine Mutter Isabella ist nicht todt! Weißt Du denn nicht, daß eine Mutter, daß ein Vater nicht sterben kann? Weißt Du's denn nicht, Du dummes Ding? Du hast nie ein Kind gehabt. Aber ich habe Kinder und einen Vater meiner Kinder! Und unsere Kinder haben Aeltern, die nicht sterben können! Du Betrügerin, Du elende Lügnerin! Fort, fort, fort! Eine Mutter kann nicht sterben! Meine Mutter ist nicht todt!“

„Sie ist's!“ sprach ihr Gemahl, der Erzherzog Philipp der Schöne von Oesterreich, der, eben eingetreten, auf der Schwelle stand.

„Philipp!“ schrie sie, eilte auf ihn zu und umschlang ihn so fest und inbrünstig, als stünde der Tod hinter ihm, um ihn ihr zu entreißen. „O Philipp, Du bist mein! Ich gönne Dich Niemand, Du bist mein; Gott selbst trennt Dich nicht von mir.“

Er blickte finster auf sie und sprach: „Deine Mutter Isabella ist todt.“

„Nein!“ schrie sie.

„Der Gram hat sie getödtet!“ versetzte er dumpf; — „jener unselige Wahn, — Du weißt's, — wegen Donna Sol, — sie nahm sich's zu Herzen, sie glaubte…“

„Nichts soll sie glauben!“ unterbrach ihn Johanna ungestüm, indem sie den geliebten Gatten an sich preßte. „Was kümmert mich das Urtheil der ganzen Welt, was kümmert mich die Mutter! Ich habe Dich; Du bist mein, Du lebst!“

Der Erzherzog erwiederte die leidenschaftliche Zärtlichkeit seiner Gemahlin nicht. Eine Weile starrte er, in Gedanken verloren, vor sich hin, dann erblickte er plötzlich die Zigeunerin und fragte, rauh und herrisch: „Was soll dies Weib hier?“

Johanna schwieg verlegen.

„Was soll die Zigeunerin?“ fragte Philipp der Schöne noch heftiger; „ich will es wissen!“

Johanna sank ihm demüthig zu Füßen und erwiederte: „O zürne mir nicht! O Gott, nicht diese finstre Wolke auf Deiner Stirne. Es ist mein Tod, wenn ich nicht in Deine Liebe wie in das helle Auge des Tages blicken kann. Was willst Du? Was ereiferst Du Dich? Ein armes Weib, das ich auf der Straße sah, das mich dauerte und das ich zu mir kommen ließ, um ihm eine Gabe zu spenden.“

Die Zigeunerin kreuzte, sich tief zur Erde neigend, die gefalteten Hände über der Brust. Wer sah es, daß ihre Finger sich krampfhaft schlossen? Wer bemerkte, daß sie nicht aus Ehrfurcht zu Boden sank, sondern weil die furchtbarste Aufregung aller Sinne sie niederwarf?

„Du lügst!“ versetzte der Erzherzog zu seiner Gemahlin streng; „glaubst Du, mich täuschen zu können? Du wolltest Dir wahrsagen lassen! Wozu sonst diese ängstliche Vorbereitung, wozu jene Wache draußen in Deinen Gemächern? Ich kenne Deinen Aberglauben, und Du solltest wohl endlich wissen, wie verhaßt er mir ist. Bekenne mir die Wahrheit! Was wolltest Du Dir prophezeihen lassen?“

„Den Bestand Deiner Liebe und unseres Glücks!“ flüsterte ihm Johanna ins Ohr. Er wandte sich ab und sprach mißmuthig: „Du weißt es ja; weßhalb quälst Du mich so? Mich und Dich, Johanna! Ein unseliges Leben! Du träumst wachend und alles Wirkliche ist für Dich nicht da, während Deine Traumwelt sich furchtbar und immer furchtbarer ausbreitet. O, Deine Träume sind entsetzlich, Johanna! es ist ein Zauber darin, der ansteckt. Du träumst den Tod als Leben und das Leben als Tod; das schwimmt in einander und ein betäubender Duft schwebt drüber, der die beste Thatkraft einschläfert. O, Deine Träume zeugen eine Wirklichkeit, die nicht schlimmer sein könnte, als sie ist. Deine Mutter ist todt, Deine Mutter war Königin von Castilien; weißt Du Alles zu ermessen, was sich an diesen Umstand knüpft? — Du weißt es nicht! Du bist ein Kind, mein holdes, süßes Kind bist Du, Johanna; ich streichle und kose Dich wie ein Kind; ich erzähle Dir Mährchen, wenn ich Dir sage, was um uns vorgeht, und was wir beginnen. Komm, meine Johanna, sei mild und schmiegsam; wir müssen nach Spanien reisen. Es sind Dinge vorgefallen, . . . . ich fürchte: Dein Vater hat weniger väterlich gehandelt, als er sollte . . . Aber was will das Weib noch hier? Fort mit der Landstreicherin!“

Die Zigeunerin erwiederte keine Sylbe, wie leblos lag sie ausgestreckt am Boden, das Gesicht auf den Estrich gedrückt. Der Erzherzog trat näher und berührte sie mit der Ferse. Jetzt zuckte sie zusammen und langsam erhob sie sich. Aber noch immer verrieth keine Miene die rasende Erregung ihres ganzen Seins, den furchtbaren Schmerz ihrer Seele. In einer demüthigen Stellung, mit dem Oberkörper fast zur Erde geneigt, die Arme noch über der Brust verkreuzt blieb sie vor dem fürstlichen Paare stehen, während die Erzherzogin, ihrem Aberglauben nachgebend, ihrem Gemahl zuflüsterte: „Mißhandle sie nicht! Sie weiß viel!"

„Weiß sie auch, daß ich nicht übel Lust habe, sie durch den Büttel aus der Stadt peitschen zu lassen?" rief der Erzherzog.

Jetzt richtete sich die Zigeunerin plötzlich hoch empor, ihre Augen funkelten. „Philipp!" rief sie in einem Tone, der dem Erzherzog ins tiefste Mark drang; er klang wie aus dem Abgrund aller Schmerzen herauf, wie der letzte Schrei um Mitleid, wie die letzte Warnung eines Sterbenden; leise, tonlos fügte sie hinzu: „Du gehst — nach Spanien!?"

Der Erzherzog ermannte sich hiebei wieder und überbot sich an Trotz, seine eben gefühlte Erschütterung zu verwischen. „Fort mit dem Bettelweib!" rief er, „hinweg mit der Betrügerin!"

Da trat die Zigeunerin dicht vor ihn und blickte ihm in die Augen mit einem Stolz und Hohn, den er nicht ertragen konnte. Ihr Busen wogte in der furchtbarsten Aufregung, ihre Stimme zitterte, indem sie halb lachend, halb drohend, wie eine Rasende oder Verzückte sprach: „Nach Spanien!! Reise! Philipp, Erzherzog von Oesterreich, bald König! Reise ohne Ruh und Rast!

O länger todt als lebendig reise in Deinem Reiche! Keine Ruhe Dir, weder lebend noch todt, Dir, o Dir . . .“ Die Stimme versagte ihr, nur ihre glühenden Blicke redeten noch, ihre ganze Gestalt schien höher gestreckt, ihr Arm war wie zum Fluch gehoben. Wie ein Gespenst stand sie da und war verschwunden, bevor er sich fassen, bevor er sie festhalten konnte.

Die Erzherzogin war schaudernd auf den Stuhl gesunken und verhüllte das Antlitz in die beiden Hände. Ihr Gatte stand vor ihr und maß sie mit finsteren Blicken, schweigend, eine geraume Weile. Plötzlich sprang Johanna empor und rief voll wilder, unheimlicher Freude: „Es lebt kein Weib auf Erden, das so reich wäre wie ich, so stolz auf diesen Reichthum, so glücklich durch Beides! Philipp der Schöne mein! Jede Kreatur jauchzt: „der Schöne!“ Die Sonne strahlt heller, die Sterne scheinen klarer, reiner ist das Firmament, milder das Meer, süßer duftet die Blume, wo Du bist, und all der Schimmer, und all die Milde, und all der Duft ist nicht bloß Huldigung für Dich, Wetteifer ist's, es Deinem Wesen gleich zu thun; Alles freut sich und sonnt sich an Dir. Und ich! Und ich!“ Die Freude verklärte ihr Antlitz, aber im nächsten Augenblick war es auch schon wieder verdüstert und die Schatten auf ihrer Stirne verkündeten bloß die wirren Blitze, welche ihre Seele durchzuckten. „Der Schöne!“ rief sie auf einmal, gräßlich auflachend. „Alle Welt grüßt Dich so! Sie sollens nicht. Ich wills nicht. O, ich sehe es schon, wie sie bloß trachten, Dich mir zu rauben. Meine Seele und Seligkeit habe ich hingegeben, um Dich zu besitzen, und soll Deinen Besitz theilen?“

Unmuthig unterbrach sie ihr Gatte, welcher wohl bemerkte, daß ihre heftige Leidenschaft für ihn eben wieder auf dem Punkte der Seelenstörung angelangt, wie dies öfter der Fall war. In solchen Momenten glaubte er mit Strenge durchgreifen zu müssen. Wie ein Herr vor der Sclavin, stand er vor ihr und sprach: „Thorheit! Lasse mich davon nichts weiter hören! Der Augenblick drängt zum Handeln. Du liebst mich, Johanna, so sagst Du stets; beweise es jetzt!" — Er entfaltete ein Papier, zeigte es seiner Gemahlin und fuhr bitter lächelnd fort: „Eine Abschrift des Testaments Deiner Mutter! Ich weiß: man liebt mich in Spanien nicht; der deutsche Kaisersohn ist dem stolzen Adel dieser Nation zu gering, — Deinem Vater selbst ... Genug, wozu der Worte! Dennoch bin ich dort nicht ganz schlecht bedient, man achtet dort, bei allem Gold, das die neue Welt nach Spanien sendet, das alte deutsche Silber noch immer hinlänglich. — Das Testament Deiner Mutter, Johanna," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wovon ich eine getreue Abschrift hier in der Hand halte, wurde in Gegenwart Deines Vaters, des Königs Ferdinand von Aragon, des klugen Ximenes, der hochwürdigen Erzbischöfe von Saragossa und Valencia und der edlen Herren Antonio Fonseca und Juan de Velasco, so wie der Mehrzahl von den Granden Castiliens und Aragons zu Toro eröffnet, wohin sie dem König von Aragon folgten, der sich nunmehr zwar nicht König von Castilien, wohl aber — Regent dieses Reiches nennt. Staunst Du? Warum staunst Du? Weil Du die Erbin von Castilien bist? Weil dieses Reich von Rechtswegen nunmehr Dir und mir gehört? Von Rechtswegen! sage ich. Castilien war von Aragon getrennt,

als Deine Mutter durch das heilige Band des Sakramentes mit Deinem Vater vereinigt war. Welcher Grund ist nun zur Vereinigung der Reiche? Das Testament, bei Gott, es ist erschlichen; ich durchschaue alle diese Pläne und Ränke, und noch fühl' ich so viel deutsches Blut in meinen Adern rollen, so viel Lebensfülle in meinem ganzen Wesen, daß ich mich unterstehen will, Trotz zu bieten."

„Um des Himmels Willen," rief Johanna, indem sie sich ängstlich an ihren Gatten schmiegte.

Zürnend entwand er sich ihr und fuhr fort: „Höre selbst; oder willst Du die Schmach mit eignen Augen lesen? Hier steht sie schwarz auf weiß, die meinige, die Deinige; der Beweis, daß das Testament erschlichen ist. Hier steht es in klaren, bündigen Worten: „„Für den Fall, daß die Infantin Johanna die Regierung der Reiche Castilien, Leon, Toledo und Granada nicht führen will oder kann"" — oder kann, hörst Du auch wohl, Johanna?"

„Ich höre," erwiederte sie, zitternd und athemlos vor Scheu.

„„Soll König Ferdinand von Aragon,"" fuhr der Erzherzog im Lesen fort, „„die Regentschaft und Verwaltung so lange führen, bis sein Enkel, der Infant Carlos, das Alter von zwanzig Jahren erreicht hat."" Es scheint, Deine Mutter vergaß den Vater ihres Enkels, sie vergaß, daß der Gemahl ihrer Tochter noch lebt. Kein Wort von mir im ganzen Testament! — O bei Gott!" rief er, sich selbst unterbrechend, „mich reizt nicht der Besitz von Castilien und der neuen Welt mit allen ihren Schätzen; reich genug bin ich durch das burgundische Erbe meiner Mutter

Maria, durch diese herrlichen Provinzen, voll eines freien, fleißigen, biederen Volkes. Was mich reizt, mein Recht zu behaupten, ist die Ehre meines Hauses. Habsburg-Oesterreich! Soll der Aragonese, der Castilier denken: solche Söhne erzeugt dies Haus, die sich einschüchtern, die sich abschrecken lassen, ihr gutes Recht zu behaupten? „Qui volet!" „Komm, wen gelüstet, ich bin gerüstet," — mein Wahlspruch. Ich weiche nicht, und bei'm lebendigen Gott: die Flagge Oesterreichs soll wehen auf allen Meeren, das Wappen Oesterreichs soll mit dem Kreuze aufgerichtet stehen an allen Marken der neuen Welt. „Plus ultra!" soll der Spruch sein, den mein Erstgeborner höre, wenn er den jungen Tag begrüßt. Laß ihn zwischen den Säulen des Herkules hinausblicken auf den Ocean, daß er sich gewöhne zu wissen: in Habsburgs Reichen geht die Sonne nicht unter, und ich will ihn die rechte Deutung jenes A. E. I. O. U. seines Urgroßvaters lehren: „Austriae est imperare orbi universo." Bei'm Himmel, ich will diesem König von Aragon und Regenten von Castilien zeigen, daß ich ...."

„Was willst Du beginnen?" unterbrach ihn Johanna beklommen; „ich beschwöre Dich: sprich! Doch nicht das Schwert gegen meinen Vater erheben? O sieh mich auf meinen Knieen. Lasse ab. Es ist Frevel. Mir graut..." Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie blickte ihn anfangs unsicher, dann plötzlich voll freudigen Stolzes an und rief: „Voran, mein stolzer königlicher Held! Hier bin ich, bereit, Dir zu folgen, wohin Du willst. Es gibt keinen Frevel. Ich lache darüber. Ich habe keine Aeltern. Ich habe keine Kinder..."

„Johanna!“ rief Philipp, von Grausen erfüllt.

„Ich habe nur Dich. Was soll geschehen?“ fuhr sie fort. „Lassen wir Messen lesen, für die Seele Isabella's, für unsere eigenen. Tausend Messen. Wir sind reich genug dazu; wir haben die neue Welt. Ich muß lachen, denk' ich daran, daß wir sterben könnten! Wir können's nicht; das ist das Vorrecht unserer Liebe. O es ist was Entsetzliches — eine Leiche! Denk' ich mir die Mutter so, lang ausgestreckt, schneeweiß, starr, die Augen offen, mich anstarrend, das Kruzifix auf der Brust, die Krone auf dem Haupte, die Perlen und Karfunkel auf den Schuhen .... Luft, Luft! Ich vergehe!“

„Du schwärmst!“ versetzte der Erzherzog; „sammle Dich! Es ist geschehen und nicht zu ändern; die Lehre, daß wir Fürsten so gut wie der geringste Bauer von Adam und Eva stammen! Gib Dich Deinem Schmerze nicht mehr hin, als es mit Deiner Liebe für mich und für unsere Kinder vereinbar ist. Ich beschwöre Dich, Johanna, verliere unsere hohe Stellung nicht aus dem Auge und vergiß nicht, wie wir uns als Fürsten dem Volke gegenüber zeigen müssen. Die Obsequien sind bereits angeordnet in der St. Gudulakirche; wir werden dem traurigen Amte beiwohnen und ich habe Anstalten getroffen ....“

„Sie ist nicht todt? Nicht wahr?“ fragte ihn plötzlich Johanna, wie aus Träumen emporfahrend; „es war blos ein Irrthum, rasch und kurz, und Alles hat sich jetzt schon wieder aufgeklärt. Man hat Beispiele ... gewiß ... was siehst Du mich so starr an? ... daß Menschen, die schon todt gesagt worden, sich wieder aufrichten und erwachen, und lange, o noch lange in Fülle

von Freuden und Gesundheit fortleben, und herzlich darüber lachen, daß sie einst im Sarge gelegen haben... Wenn Du... ich würde es nicht glauben, ich würde meinem Gott vertrauen, ich wüßte gewiß, aus der tiefsten Seele rief' ich's mit so vollkommner Ueberzeugung, als ich weiß, daß Du jetzt vor mir stehst, daß ich Dich fasse und küsse, riefe ich: Du lebst!" Und dabei umschlang sie ihren Gatten wieder inbrünstig.

„Welche kindische Gedanken!" sprach der Erzherzog abbrechend, begütigend, einschmeichelnd; — „warum willst Du Dich und mich damit quälen!? Komm, meine theure Gemahlin, lasse Dich morgen zum Trauergottesdienste passend und aufs Sorgfältigste kleiden. Die Obsequien sind für morgen früh um neun Uhr bestellt; Alles ist bereitet. Ich habe diese ganze Nacht hindurch Geschäfte von wichtiger Art und komme morgen, um Dich in die Kathedrale abzuholen. Und dann, Johanna, — dann nach Spanien! Es bedarf unserer Anwesenheit in Castilien, damit man dort wisse — und wir müssen's zeigen — wer König von Castilien ist, Ferdinand von Aragon, oder Philipp von Oesterreich...."

„Philipp der Schöne!" rief Johanna jauchzend an seiner Brust. „Ich will Dich nicht anders genannt hören. Der Schöne — Herr zweier Welten!"

„Vergiß nicht, Deine Damen zu rufen und Dich kleiden zu lassen!" sprach der Erzherzog, indem er sich zum Abgehen wandte; „und so lebe wohl!" Er küßte seine Gemahlin auf die Stirne und verließ dann das Gemach. Johanna's Herz war noch zu voll von allen jenen widersprechenden Eindrücken, die sie in so

kurzer Frist hintereinander überrascht hatten. Das trauliche Gemach war ihr zu eng, die behagliche Wärme darin drückte sie bis zum Ersticken, sie riß das Fenster auf und sog begierig die eisige Januarluft ein. Nun erst begann sie ihre Gedanken allmählig zu sammeln; nun erst erinnerte sie sich lebhafter an dieses und jenes Wort, welches im Gespräche gefallen war. „Mein Vater — nicht König von Castilien," wiederholte sie sich im Geiste, „und doch Regent. Warum soll Philipp nicht Regent sein, da er doch das Königthum erbte? Eine Mißachtung, eine Geringschätzung! O so beleidigen sie mich, indem sie Philipp kränken. Mich? Halt, wie klang es? Mich dünkt...: ganz recht: „„nicht will oder nicht kann."" Nicht kann! O Gott, mein Gott! sie halten mich für wahnsinnig — sie thaten's ja schon — meine Liebe für Wahnsinn. Ja, ja, ich weiß, ich durchschaue es jetzt ganz vollkommen. Abscheulich! Aber ich will es meinem Vater, ich will es diesem Herzog Friedrich von Alba, allen Feinden Philipp's in Spanien will ich's beweisen, daß meine Liebe klar genug bei Sinnen ist, um keine Kränkung Philipp's zu dulden. Ich erkläre das Testament meiner Mutter für ungültig; ich, die Infantin, die rechtmäßige Erbin von Castilien, erkenne den Artikel, die Regentschaft meines Vaters betreffend, nicht an, und wehe dem, der mir zu widersprechen wagt!"

Sie klingelte, um einer von ihren Damen Auftrag für die Trauerkleidung zu geben, und indem sie sich selbst hiebei im Traueranzug bereits sah, brach plötzlich ihr Schmerz ungehindert, maßlos und wild hervor. Sie warf sich vor dem Hausaltar auf die Kniee und rief, trotzig in ihrem Jammer, aus: „Ich will

nicht klagen, all ihr Engel und Heiligen; ich will nicht beten, ich fordere meine Mutter von euch zurück. Nichts von Fügung; ich will mich nicht drunter beugen. Sind wir Menschen bloß die Sclaven? Müssen wir alles Das leiden, was über uns verhängt wird? Haben wir gar kein Recht?" —

So tobte sie, von einem Gedanken zum andern überspringend, als Donna Aurora hereintrat und schweigend die Befehle der Herrin erwartete. Johanna hatte es bereits vergessen, daß sie das Fräulein berufen und rief demselben unwillig entgegen: „Was wollt Ihr hier? Was soll Eure Anwesenheit? Ha, wie Ihr so hoffärtig dasteht, geputzt, gefallsüchtig! . . . Ich hasse das. Ich will nicht, daß sich meine Damen so lächerlich herausputzen; die stille Abgeschiedenheit eines Klosters wäre für Euer Seelenheil wohlthätiger. Geht, geht! Was steht Ihr noch hier und beleidigt mich durch den Anblick Eurer Hoffart?"

„Ew. Hoheit hat die Schelle gezogen," versetzte Aurora, ohne aus der Fassung zu kommen, da sie solche Aeußerungen eigenthümlicher Seelenstimmung bei ihrer Herrin gewohnt war.

„Ich?" fragte die Erzherzogin verwundert; sie besann sich, empfand einige Beschämung und erwiederte, mit der Hand über die Stirne fahrend: „ganz recht, ich war etwas zerstreut. Was wollte ich sagen?! Ja so, den Anzug für morgen . . ."

„Den Traueranzug?"

„Du weißt?" rief Johanna erschrocken, „was weißt Du? Gestehe!"

„Nichts, als daß alle Anstalten zu dem Trauergottesdienste in St. Gudula getroffen sind."

„Und der Erzherzog?“

„Wie? Was meinen Ew. Hoheit?“

„Der König! der König! So wollt' ich sagen. Vergiß es nicht: die Krone will ich morgen tragen, — für ihn! Widerstrebst Du? Was soll dies Zaudern? Was blickst Du mich fragend an?“

„Der Himmel segne Ew. Hoheit!“ versetzte Aurora, indem sie sich vor der Erzherzogin auf ein Knie niederließ; „der Himmel segne unser schönes Vaterland Spanien, und verleihe ihm alles Heil durch Ew. Hoheit.“

„Was willst Du? Du willst etwas!“ sprach die Erzherzogin rasch, indem sie die Knieende mit einem durchbohrenden Blicke lauernden Argwohns ansah.

„Ew. Hoheit kann nichts entgehen,“ erwiederte das kluge Fräulein; „Ew. Hoheit wußte, daß ich Etwas zu bitten habe, bevor ich bat. Und dennoch wage ich nicht zu bitten, weil ich fürchte, daß Ew. Hoheit mich nicht hören will.“

„Ein Widerspruch? Ich hasse Widerspruch! Ich will wissen, was es ist. Sprich!“

„Ein Bote Eures Vaters, Hoheit, Señor Conchillo . . .“

„Meines Vaters? Ist mein Vater nicht gestorben? . . . Laß, laß! Ich muß mich besinnen . . . Warum steht er nicht vor mir?“

„Ew. Hoheit wollte die Zeit über keinen Spanier vor sich lassen.“

„Ganz recht. Philipp wollte es nicht. Doch es ist anders geworden, gute Aurora. Wir sind jetzt Könige von Castilien.

Wo ist er? Ich will ihn sehn. Wer hält ihn von mir zurück? Oder bin ich schon wieder gefangen? Ich bitte Dich: sag' mir nur, ob ich's bin. Ich will nicht murren, denn es geschieht auf Philipps Befehl, und Philipp weiß stets, warum er mich gefangen hält . . ."

„Ihr seid nicht gefangen, Hoheit. Und Señor Conchillo, der Bote Eures Vaters, ist ganz in der Nähe. Wenn Ihr befehlt . . ."

„Laß ihn eintreten, rasch, gleich! Wann kam er an?"

„Vor kaum einer halben Stunde!"

„Sah er meine Mutter im Sarge? Todt, todt, Aurora! Denke Dir's! Kannst Du den Gedanken fassen, kannst Du ermessen, was es heißt: Todt? Ausgestreckt im Sarge, die Augen sind offen und sehen nicht, die Hände halten das Cruzifix und erwiedern keinen Druck mehr. Alles sieht aus wie das Leben und ists nicht. Das ist das Schauderhafte. Es ist nichts, sage ich Dir, und dies Nichts übt doch einen Zauber aus, dem sich nicht entrinnen läßt. Ich denke oft, Aurora: der Tod ist doch nur eine Lüge, und hinter seinem furchtbaren Schein steckt das ganze blühende Leben und lacht allen Jammer und Gram der Hinterlassenen aus. Glaubst Du nicht, daß z. B. ein Betrug stattfinden könnte? Ich habe zuweilen meine eigenen Gedanken darüber. Zum Beispiel: Du hättest einen Gemahl, den Du unsäglich liebtest, und er würde Dir untreu. Denke Dir das so recht vollkommen, Aurora. Nun kann er doch das heilige Band der Kirche nicht lösen, das löst nur der Tod und sonst nichts. Da stirbt er; das heißt, Du glaubst: er sei gestorben, und alle Welt glaubts mit Dir; Du bejammerst ihn, und alle Welt beklagt Dich. Er

liegt vor Dir mit gebrochenen Augen. Wärs nicht möglich, daß er dich bloß betrogen hätte? Glaubst Du nicht, daß die Seele, durch andere Liebe belebt, noch im Körper wohne, während das Herz nicht schlägt und kein Puls schlägt? Glaubst Du das nicht?“

Statt der Antwort fragte Aurora, welche ihre Gebieterin hinlänglich kannte: „Ew. Hoheit befiehlt also, daß Señor Conchillo nicht komme?“

„Wer sagte das?“ rief die Erzherzogin heftig; „er soll kommen, augenblicklich soll er vor mir stehen.“ Und während sich Aurora entfernte, um den Spanier, mit dem sie kurz vorher bereits vertrauliche Absprache genommen, einzulassen, fuhr Johanna noch immer eifernd fort: „Wie Alles hier meinen Wünschen zuwider ist! Wie mich Alles täuscht, meine Geburt, meinen Rang, meine Rechte durch trotzigen Widerspruch verhöhnt, als wäre ich ein Kind! Ich ertrage es nicht länger. Bin ich jetzt nicht Königin? Jetzt will ich endlich selbst den Scepter führen und die Zügel fassen; jetzt will ich beweisen, wie unrecht man thut, mich bevormunden zu wollen. Und meine ganze Gewalt will ich anwenden, um Philipp's Herrlichkeit auszubreiten; so soll er sich doch endlich vom Vollmaaß meiner Liebe überzeugen, und wehe Dem, der mir hier in den Weg treten will!“

Conchillo, der Abgesandte ihres Vaters, des Königs von Aragon, stand vor ihr. Er war mit Fineira gekommen, um in Auftrag Ferdinand's den Erzherzog zu bewegen, auf die Regentschaft Castiliens zu verzichten. Kurz bevor Philipp zu seiner Gemahlin kam, hatte die Audienz der beiden Gesandten bei ihm statt gefunden und war vergeblich gewesen; denn, unbeugsam

beharrte Philipp auf seinem Rechte. Der schlaue Ferdinand hatte dies vorausgesehen und für diesen Fall seinem gewandten Diener Conchillo noch einen anderen geheimen Auftrag ertheilt, dessen sich derselbe jetzt entledigen wollte. Der Anfang war gemacht; ungeachtet des strengen Verbots Seitens des Erzherzogs, die Infantin zu sprechen, war es Conchillo durch Bestechung Aurora's gelungen, sich den Zutritt zu der Fürstin zu verschaffen, und da er einmal das Haupthinderniß glücklich besiegt hatte, so zweifelte er nicht, daß ihm nun auch die Erfüllung seines Auftrages überhaupt gelingen werde.

„Was bringt Ihr, Señor Conchillo?“ fragte die Erzherzogin den Gesandten ihres Vaters, indem sie sich Mühe gab ihre träumerisch schweifenden Gedanken zu sammeln und in einem Brennpunkte zu erhalten. „Ich kenne Euch,“ fuhr sie fort, „Ihr kommt . . .“

„Von Medina del Campo,“ versetzte Conchillo, als sie plötzlich abbrach und sich in Sinnen verlor, „woselbst die Majestät Ew. Hoheit und den Erzherzog feierlich als Könige von Castilien ausrufen ließ.“

„Wie geht es meiner Mutter?“ fragte die Erzherzogin plötzlich; „gedenkt sie meiner noch? O sie liebte mich stets.“

„Ich bin gewiß: sie betet bei Gott für Ew. Hoheit,“ erwiederte Conchillo, der nicht aus der Fassung kam. Johanna erinnerte sich jetzt erst wieder daran, daß ihre Mutter gestorben war; aber schon im nächsten Augenblick sprangen ihre Gedanken davon auf's Neue ab, das Bild ihres Gatten erfüllte nun ihre ganze Seele, und die verschiedenartigsten Besorgnisse um ihn begannen

sie unsäglich zu ängstigen. „Ihr kennt die Stimmung in Spanien,“ sprach sie zu Conchillo; — „ich weiß: der Erzherzog hat Feinde in Aragon; wenn wir hinreisen, wird man ihm nicht nach dem Leben streben? Sagt, auf Euer Gewissen, Señor, sprecht, ich beschwöre Euch!“

Lächelnd versetzte Conchillo: „Ich glaube nicht, daß man dies thun werde, obwohl ich nicht läugnen kann, daß ihm Viele in Spanien nicht hold sind.“

„Mein Vater selbst? nicht wahr?“ frug Johanna hochaufathmend.

Schweigend bestätigte Conchillo durch ein Neigen des Hauptes und einen bedeutungsvollen Blick diesen Argwohn, dann trat er näher zu der Fürstin und sprach leise: „So wohl begründet diese Besorgnisse sind, so liegt doch der Talisman, welcher das Leben des Königs Philipp von Castilien schützt, in Eurer Hand, durchlauchtigste Infantin . . .“

„In meiner Hand?“

„Nur eines Federzuges bedarf es von Eurer Hand, und Philipp der Schöne wandelt in ganz Aragon und Castilien, in allen Reichen, Herrschaften und Landen, welche diesen Kronen unterthan sind, so sicher und gefahrlos, als schwebte ein Cherub über ihm, der ihn mit seinen Schwingen deckte.“

„Erklärt, sprecht, ich beschwöre Euch!“

„Nur ein Federzug von Eurer Hand!“ wiederholte Conchillo, indem er, vorsichtig horchend, ob sich keine Schritte von Kommenden vernehmen ließen, ein zusammengefaltetes Pergament aus

dem Busen zog. „Ihr unterschreibt den Inhalt dieser Urkunde," fuhr er, noch leiser redend, fort. . . .

„Gib!" unterbrach sie mit wilder Heftigkeit; plötzlich aber brach sie ab und blickte ihn argwöhnisch an, indem sie die nach dem Pergament schon ausgestreckte Hand zurückzog.

Conchillo war darauf gefaßt und begegnete ihr mit der vollkommensten Ruhe. „Erlaubt, Hoheit," sprach er, „daß ich Euch, bevor Ihr diese Schrift unterzeichnet, mit dem Inhalt derselben bekannt mache und dadurch von der Zweckmäßigkeit und von dem Nutzen meines wohlgemeinten Rathes überzeuge. Ihr kennet ja den ganzen Grund der Eifersucht und Feindschaft zwischen der Majestät von Aragon und dem durchlauchtigen Erzherzog, die Irrung nämlich in Betreff der Regentschaft über Castilien. Ew. Hoheit und der Erzherzog sind durch das Recht der Erbfolge unbestritten Könige dieses Reiches, und die Majestät von Aragon selbst hat dies Recht zu Medina del Campo feierlich anerkannt. Nun aber kann das Reich Castilien, wie die Zeitläufte jetzt sind, der kräftigen Hand, die es verwalte, nicht entbehren; wogegen der König-Erzherzog durch Abstammung und Neigung an den Aufenthalt in seinen deutschen und niederländischen Erblanden gewohnt ist, und nur geringe Lust zu haben scheint, ihn gegen die mühselige und unruhevolle Verwaltung der spanischen Reiche und Herrschaften zu vertauschen. Ew. Hoheit selbst könnte allerdings diese Verwaltung übernehmen und mit kühnem Geiste führen . . ."

„Und Philipp verlassen? Nimmermehr!" unterbrach ihn die Erzherzogin.

„Dasselbe dachte ich auch, und eben so denkt die Majestät

von Aragon," bemerkte Conchillo ruhig, — „Ew. Hoheit würde den Erzherzog Philipp, benannt den Schönen, nicht in Deutschland oder Niederland zurücklassen, um sich mit der Verwaltung Castiliens zu belasten. Zumal da der Ausweg so einfach ist. Ew. Hoheit und der Erzherzog behalten den Besitz, den Titel und das Recht über die Krone und das Reich von Castilien, und überlassen die Mühe der Verwaltung der Majestät von Aragon, die sich ohnehin ja einst der Mühe unterzog, Granada für die Krone Castilien zu erobern."

„Ihr scheint mir in der That nicht Unrecht zu haben, Señor Conchillo," versetzte Johanna, „die Sache ist klar und der Ausweg, den Ihr vorschlagt, der beste, ja der einzige, der sich treffen läßt! Und dennoch . . . laßt mich nachdenken . . . Es überfliegt meine Erinnerung wie ein Schatten."

Conchillo ließ die unglückliche Fürstin nicht zur vollen Klarheit der Erinnerung kommen. „Ihr zögert, durchlauchtigste Infantin!" sprach er eifrig, „Ihr zögert, wo die Ehre Eures königlichen Vaters nicht bloß, sondern auch die Eures Gatten, die Ehre Beider vor dem Urtheil der Welt auf dem Spiele steht? Wird man nicht alle Schuld auf den Erzherzog, als den Jüngeren wälzen? Wird nicht der Schein in der That auch gegen ihn sein? Wird man dann nicht an allen Höfen der Christenheit üble Reden führen: Philipp der Schöne liebt seine Gemahlin so wenig, daß er den letzten Willen ihrer glorreichen Mutter umstößt? Und Ihr, durchlauchtigste Infantin, könntet diese Makel auf seiner Ehre dulden, da es bloß an Euch liegt, durch einen einzigen Federzug den Namen Eures Gatten, der Mißgunst, der

ganzen Welt zum Trotz, rein und unbefleckt zu erhalten? Ihr braucht ja bloß Euren Namen unter diese Schrift zu setzen, — worin Ihr Euren Willen erklärt, daß das Testament Eurer hochseligen Mutter in allen Punkten getreulich vollzogen werde. Doch ich bitte Ew. Hoheit, die Schrift selbst einzusehen. Sie ist bündig und klar, — hier die Stelle, die Regentschaft bis zur Großjährigkeit des Prinzen Carlos betreffend, hier Eure Uebereinstimmung, daß Euer Vater bis solange .... Doch weßhalb wage ich es, Ew. Hoheit hiermit noch länger zu belästigen. . . ."

„Die Feder!" gebot Johanna mit leidenschaftlicher Hast, und Conchillo beeilte sich, ihr dieselbe mit gebeugtem Kniee zu überreichen. „So stellt Euer Name den Frieden zwischen Gatten und Vater her," flüsterte er, während sie unterschrieb. „So fessele er mir Philipp's Treue!" sprach sie, unheimlich lächelnd, in sich. Conchillo verbarg das kostbare Dokument sorgfältig an der Brust, und nahm eilig Urlaub, um es in Sicherheit zu bringen.

Im Vorgemach fand er Donna Aurora, durch deren Gunst er den Zutritt erlangt hatte, und näherte sich ihr, um ihr auf eine galante Weise seinen Dank auszudrücken, wobei er nicht unterließ, ihr die Aussicht auf eine noch glänzendere Belohnung durch den König von Aragon anzudeuten, wenn sie fortwährend nicht unterlassen wolle, zu dessen Gunsten die günstige Gelegenheit zu benutzen, welche ihr die Nähe der Infantin darbot, um diese für seine Interessen zu stimmen. Der gewandte Agent, noch voll von der Freude über das Gelingen seines Auftrages, war nicht wenig betroffen, als ihn Aurora mit einem Blicke voll Geringschätzung maß und ihm kalt erwiederte: „Spart Eure Worte und

Verheißungen, Señor, und meldet dem König von Aragon: er möge die Geschenke sparen, welche er mir zugedacht. Glaubt, daß ich das wahre Interesse der Infantin hinlänglich klar erkenne, als daß ich nicht einsehen sollte, wie der König von Aragon es bloß zum Vorwande nimmt, um seine selbstsüchtigen Zwecke damit zu beschönigen. Der Himmel bewahre Euch, Señor Conchillo, und ich bitte Euch, indem Ihr scheidet, die Ueberzeugung mitzunehmen, daß alle Eure Bemühungen an meiner uneigennützigen Treue scheitern werden." Mit diesen Worten verließ sie ihn, einer Thüre zuschreitend, die zu den inneren Gemächern der Erzherzogin führte.

„Was ist das?" rief Conchillo, der seinen Ohren nicht traute; „vor einer Stunde noch so ganz uns ergeben, und jetzt... Was ist hier vorgefallen? Ich ahne nichts Gutes; gebe Gott, daß es anders sei!" Den verschiedenartigsten Vermuthungen nachhängend verließ er langsam das Gemach und den Palast, um seiner Herberge zuzuschreiten, als er sich plötzlich auf der Straße am Mantel festgehalten fühlte. Es war so dunkel, daß er die Person nicht erkennen konnte: „Nehmt Euch in Acht, Señor Conchillo," flüsterte eine feine Stimme ihm zu. Conchillo griff nach dem Degen und that ein paar Schritte weiter nach der Straßenecke zu, wo eine Lampe vor einem Heiligenbilde brannte, das in einer Nische des Eckhauses aufgestellt war. Beim Schimmer der Lampe erkannte er jetzt den Zwerg und rief erheitert: „Sieh da, Ihr seid's, mein edler Freund?"

„Um Gotteswillen!" flüsterte der Zwerg, „laßt uns leise reden, wenn wir nicht verloren sein wollen."

„Wie, Señor Felipe? Ich fürchte nichts. Welcher Feind könnte uns hier am Hoflager des Erzherzogs bedrohen?“

„Die hassenswertheste und undankbarste Person, welche die Erde trägt, die schlimmste Schlange in Frauengestalt, — Donna Aurora!“

Conchillo stutzte, wollte aber von seiner Begegnung mit ihr nichts verlauten lassen und erwiederte scherzend: „Ei, mein edler Freund, ich glaube fast, Ihr wollt mich zum besten haben. Wie? mit so viel Jugend und Schönheit, wie Donna Aurora sie besitzt, sollte so viel Falschheit und Bosheit verbunden sein? Unmöglich!“

„So wahr mein Geschlecht bis in die Zeiten Pelayo's zurückreicht!“ betheuerte der Zwerg äußerst ernsthaft, — „ich spreche die Wahrheit, und es ist bekannt, daß in meinem Wesen eher ein Uebermaaß von Galanterie für Damen, als ein Mangel daran zu finden ist. Auf mein Ritterwort, Señor! Es scheint mir, als führe man nichts Gutes wider Euch im Schilde....“

„Aber welchen Grund könnte Donna Aurora haben...?“ forschte Conchillo.

„Welchen Grund?“ sprach der Zwerg, der nun voll Eifer seine ganze Redseligkeit wiederfand; „das Fräulein ist eine Schlange. Ich habe ihr meine zärtliche Neigung bekannt, sie hat sie anfangs holdselig aufgenommen und mich dann tödtlich beleidigt. Einen Knirps hat sie mich geheißen; wißt Ihr, Señor, was das heißt? Einen Knirps von einem Menschen! Und warum? Weil ich mich gegen den bissigen Köter, ihr Windspiel, vertheidigte. Einen Knirps! Nicht genug, daß sie mich beleidigt,

verhöhnt, — o nein, Señor, sie hat sich mit einem Andern *verlobt*; ich belauschte es, die Liebe überwand bei mir noch einmal jede andere Empfindung, ich stürzte aus meinem Versteck hervor, ich sank ihr zu Füßen, ich rief ihr zu: Alles sei vergeben und vergessen. Umsonst! Sie lachte mich aus, und er, der ihre Hand tändelnd in der seinigen hielt, sah auf mich herab, wie auf einen Sclaven, wie auf einen elenden Morisken, und sprach ..."

„Wer, mein edler Freund, ich bitte Euch, wer war es, der diesem vierzigjährigen Fräulein Hand und Herz aubieten konnte?"

„Wer anders, als Don Juan Emanuel!"

„Don Juan Emanuel?" wiederholte Conchillo, vor dessen Scharfblick plötzlich Alles klar wurde. Um sich seiner Sache zu vergewissern, sprach er, anscheinend gleichgültig und scherzend: „Ihr habt Euch vielleicht geirrt, mein sehr edler Freund!"

„Wie sollte ich!" versetzte der Zwerg. „Ich werde doch Don Juan Emanuel kennen, den Günstling, den Vertrauten des Erzherzogs."

„O, vielleicht einst dessen Statthalter in Castilien," fügte Conchillo hinzu; „wer weiß, was der Erzherzog, der nunmehr König von Castilien ist, mit ihm noch vorhat."

„Gleichviel! Ich hasse ihn, ich hasse seine Verlobte; ich will und muß mich an Beiden rächen, so wahr ich ein Edelmann von uraltem, rein-christlichem Geblüte bin. O, Don Juan Emanuel's Stolz war mir schon längst unerträglich. Stets hat er mich mit Geringschätzung behandelt, weil sein Haus von den alten Königen Leon's abzustammen vorgibt. Ich glaube es nicht, Und wenn auch, das meinige ist älter. Ist er nicht ein Flüchtling,

ein Verräther an dem Könige von Aragon, ein Ueberläufer? Gebt mir die Hand, Señor, wir müssen ihn verderben, ihn und die falsche, treulose Donna Aurora."

„Gut! Ihr habt recht!" versetzte Conchillo, dessen Gedanken und Besorgnisse weit über den engen Gesichtskreis des Zwerges hinausreichten. Er mußte weiter forschen; denn die plötzliche Vereinigung Don Juan Emanuel's mit der vertrautesten Dame der Erzherzogin schien ihm bloß ein Mittel, das der Gegner angewandt, um einen wichtigen Zweck zu erreichen; die Verschiedenheit des Alters, des Charakters und der Stellung zwischen Beiden war zu groß, als daß er eine Aufrichtigkeit von Seiten Juan Emanuel's hätte annehmen können. Er wußte den redseligen Zwerg durch verschiedenartige, leicht und wie absichtslos hingeworfene Fragen geschickt auszuhohlen und überzeugte sich bald, daß Juan Emanuel ihn von dem ersten Auftreten in Brüssel an genau beobachtet hatte, daß Jener von seiner geheimen Audienz bei der Erzherzogin wußte. Es war ihm nun völlig klar, daß Juan Emanuel, die erfolgte Entscheidung ahnend, blos deßwegen dem alten Fräulein seine Hand geboten hatte, um sich durch dasselbe in den Besitz des Geheimnisses zu setzen, und mit ironischer Zuversicht tröstete er den armen Zwerg: „Traut meinem Worte und lasset ruhig eine kurze Zeit verfließen. Ihr werdet sehen: die Verbindung zwischen Donna Aurora und Don Juan Emanuel wird noch rückgängig. Ich wette, was Ihr wollt, es kommt dahin, daß sie noch lieber Euch zum Manne wählt, als ..."

„Als?" fragte der Zwerg neugierig.

„Wir sprechen morgen darüber ausführlicher," versetzte Conchillo, rasch abbrechend. „Und somit: schlaft wohl!"

Als Conchillo nach Hause kam, fand er daselbst — zu seiner nicht geringen Ueberraschung — eine Zigeunerin, welche seiner harrte. Sein Diener berichtete ihm, daß sie vor einer Stunde gekommen sei und sich durchaus nicht habe abweisen lassen. Nun bat sie eben so dringend um ein Gehör ohne Zeugen. Conchillo hieß seinen Diener sich entfernen, und sprach dann rauh zu ihr: „Spar' Deine Künste, die mich nicht berücken, und heische ohne Umschweife. Was willst Du?" Er griff hierbei nach seiner Börse.

„Laßt das!" erwiederte sie in einem eisigen Tone. „Ich bedarf der Spende nicht und meine Bitte ist anderer Art. Ihr werdet, so dünkt mich, wohl bald nach Spanien zurückkehren und ich möchte Euch bitten, ein Pfand, welches ich Euch übergeben würde, dahin mitzunehmen."

„Eine wunderliche Zumuthung! Was für ein Pfand?"

„Ein lebendiges, ein Kind des Erzherzogs!" versetzte die Zigeunerin.

Ueberrascht trat Conchillo dicht auf sie zu und fragte leise: „Was willst Du damit sagen?"

„Ihr seid der Agent Ferdinand's des Katholischen," versetzte die Zigeunerin, „und der Umstand, daß Euer Gebieter dem Erzherzog seine Tochter, die Infantin, zur Gattin gegeben, hindert ihn nicht, dessen Feind zu sein. Ich will Eurer Sache dienen, nicht aus Liebe und Treue für die Majestät von Aragon, sondern aus Haß gegen den Erzherzog; fragt nicht um den Grund dieses

Hasses! Genug, ich gebe Euch Philipp's Kind, ein Kind der Liebe, als Werkzeug des Hasses; so toll ist der Lauf der Welt, daß Haß und Liebe sich in einander verwandeln und eins völlig das Wesen des andern annimmt."

„Weib!" rief Conchillo, von Staunen übermannt. „Weib, dies Pfand hat Werth. Dies Werkzeug kann nützen. Ich schwöre Dir, ich will für das Leben des Kindes sorgen, als wär's mein eigenes; bei Gott, diese Fackel soll mir nicht erlöschen, die den Brand zwischen Aragon und Oesterreich immer aufs Neue wieder entzünden kann. Du sollst königlich belohnt werden, wenn Du gleich meine Gabe zurückgewiesen hast. Nun aber gestehe auch — ich sichere Dir bei meiner Ehre Bewahrung des Geheimnisses zu — sprich: wer ist die Mutter, der Du das Kind stahlst?"

„Ich stahl es mir selbst!" versetzte sie.

„Du lügst! Es ist unmöglich, denn es ist unnatürlich!"

„Es ist so!" entgegnete sie mit einer furchtbaren Bestimmtheit. „Fragt nicht weiter."

„Und dennoch kann ich's nicht glauben, nicht fassen."

„So wollt Ihr das Kind nicht nach Spanien mitnehmen?"

„Doch, doch! Aber wie beweisest Du, daß der Erzherzog des Kindes Vater ist?"

Sie sah mit einem Blicke, der den Himmel anklagte, gen Himmel, und sprach mit einem Lächeln der Verzweiflung: „Wenn Ihr je den Erzherzog gesehen, so wird Euer eigenes Auge entscheiden, ob der Knabe, den ich Euch morgen zuführen will, dessen Sohn ist oder nicht!"

„Gut!" bemerkte Conchillo nach einer längern Pause des

Nachsinnens; „ich erwarte Dich morgen nach Beendigung des Trauergottesdienstes hier. Noch am Abend reise ich ab, ohne Urlaub und in aller Stille...." Er betrachtete die Zigeunerin mit durchdringenden Blicken und neue Zweifel stiegen dabei in ihm auf. „Wer bürgt mir für Deine Aufrichtigkeit?" fragte er.

„Mein Jammer," erwiederte sie leise, kaum hörbar, in sich, und verließ ihn.

---

Am Morgen des darauffolgenden Tages — es war der 14. Jannar 1505 — füllte die Bevölkerung von ganz Brüssel in ungemein lebhafter Erwartung die Straßen. In der herrlichen Kathedrale zu Sancta Gudula war zum Gedächtniß der verstorbenen Königin Isabella von Castilien ein prächtiger Katafalk errichtet, Kronen, Scepter und Reichsschwert bedeckten ihn, zahllose Kerzen erhellten in dem schwarz verhangenen, hohen Chore die Wappen von Castilien, Leon, Toledo, Granada, Aragon, Neapel, Sicilien u. s. w., jene sprechenden Symbole des Thurmes mit drei Zinnen und des aufgerichteten Löwen, jene halb offene Granate im weißen Felde, die goldenen Lilien Neapels und die Adler Siciliens; stolz ragte der flammensprühende Greif Aragons mit der wallenden Kreuzesfahne als Schildhalter. Wachen des Erzherzogs hatten die Zugänge zur Kathedrale besetzt und standen an den Pfeilern des Chores vertheilt. Vor dem Hochaltare waren, mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, die Betstühle für Philipp und Johanna bereit, zu beiden Seiten die Chorstühle für die Geistlichkeit, für den Adel und für die Gesandten des Reiches Castilien sowohl, als auch des Königs von Aragon; über diesen

Stühlen sah man die Fahnen mit den Wappen von Oesterreich, Burgund und den niederländischen Provinzen aufgehangen. Unter dumpfem Schalle der Glocken begab sich der fürstliche Trauerzug durch das Hauptthor ins Innere der Kathedrale, zwischen den Reihen des dichtgedrängten Volkes in den hohen Chor. Voran schritt der Ehrenhold des Erzherzogs, ihm folgte das fürstliche Paar in Trauergewändern von den kostbarsten Stoffen, wie sie das kunstreiche Niederland erzeugte; dann schritten abermals Ehrenholde, Hofdiener und Trompeter, sämmtlich in die Farben des erzherzoglichen Wappens gekleidet, hierauf kamen die Gesandten von Castilien und Aragon, gefolgt von ihren Dienern, und der hohe Adel aus den niederländischen Provinzen, welcher durch die Zahl und prachtvolle Bekleidung seiner Dienerschaft seinen Reichthum vor den Augen der Spanier zur Schau stellte. Der Ehrenhold des Erzherzogs wies dem fürstlichen Paare die Betstühle an und stellte sich dann mit seinem Stabe an einen zur Seite errichteten Thronhimmel, wo auch der Hofkanzler seinen Platz nahm, nachdem er ein bloßes Schwert auf dem Hochaltare niedergelegt hatte. Der Erzherzog sah finster vor sich hin, der Ausdruck seines männlich-schönen Antlitzes verkündete eine lebhafte Bewegung seines Inneren, welche er nur mit Mühe zu verbergen suchte; man merkte der gemessenen, feierlichen Ruhe, mit welcher er auftrat, das Erzwungene an. Seine Gemahlin sah bleicher als gewöhnlich aus; aber ihre Züge trugen den Wiederschein eines beseligenden Friedens, der ihr Gemüth erfüllte. Sie dachte in diesem Augenblicke, Angesichts des Katafalkes und des Wappens von Castilien, nicht an ihre verstorbene Mutter, sie freute sich bloß

wie ein Kind darüber, daß es ihr, wie sie meinte, durch Unterzeichnung der ihr vorgelegten Urkunde gelungen sei, ihren Gatten an sich zu fesseln. Er knieete neben ihr und sah während des Trauergottesdienstes öfters von dem mit den kunstreichsten Miniaturen geschmückten Gebetbuche nach Johanna, mit einer Aufmerksamkeit, die weniger aus Liebe, als aus der ängstlichen Besorgniß entsprang: sie möchte, durch den Ernst der Feierlichkeit allzusehr ergriffen, irgend etwas Auffallendes beginnen, wodurch die Heiligkeit des Ortes beleidigt, oder die fürstliche Würde vor den Augen des versammelten Adels und Volkes beeinträchtigt werden könnte. Seine Besorgniß war um so größer, da er an die religiöse Feierlichkeit noch eine politische knüpfen wollte. Doch der Trauergottesdienst ging ohne Störung zu Ende.

Kaum war der fromme Gesang der Geistlichkeit, der letzte Orgelklang verhallt, als plötzlich die Trompeter des Erzherzogs eine Fanfare bliesen. Johanna schrack zusammen, ihr Gatte neigte sich rasch zu ihr, flüsterte ihr einige Worte zu und bot ihr die Hand. Das fürstliche Paar erhob sich von den Knieen, verließ den Betstuhl und schritt nach dem für dasselbe bereit stehenden Throne zu, welchen ein mit den Wappen von Oesterreich und Burgund geschmückter Baldachin überwölbte. In demselben Augenblicke trat der Ehrenhold mit dem Stabe in die Mitte des Chores und rief dreimal mit lauter Stimme: „Die sehr erlauchte und sehr mächtige Frau Isabella, Königin von Castilien, Leon, Toledo und Granada ist verschieden. Gott sei ihrer Seele gnädig!“ Nach dem dritten Ausrufe warf er den Heroldsstab zur Erde, schritt dann wieder zu dem Throne vor den Erzherzog hin, verneigte sich

dreimal vor demselben und rief abermals dreimal: „Es leben die sehr erlauchten und sehr mächtigen Fürsten, Philipp und Johanna, König und Königin zu Castilien, Leon, Toledo und Granada, Infanten von Aragon, Prinzen von Neapel und Sicilien. Gott schenke ihnen Gnade und langes Leben!" Hierauf redete er den Erzherzog insbesondere also an: „Durchlauchtigster Herr! Nach Gewohnheit der Kaiser und Könige, wird Euch hiermit angedeutet, daß Ihr den Herzogshut sollet ablegen; denn Euch, da Ihr nun ein König seid, gebühret es nicht, denselben forthin zu tragen." Während der Ehrenhold dies sprach, trat der Hofkanzler zu dem Erzherzog und nahm ihm den Fürstenhut vom Haupte. Der Ehrenhold aber holte das Schwert vom Altare, trug es an der Spitze, hob es empor und trat damit vor Philipp, mit den Worten: „Durchlauchtigster Herr! Dieses Schwert wird Euch übergeben, daß Ihr ein Schutzherr sein sollt der Gerechtigkeit, und Eure Königreiche, Länder und Unterthanen beschirmet, aber nicht unterdrücket."

Da nahm Philipp das Schwert am Heft, schritt damit zum Hochaltare, knieete nieder, betete, es in den Händen haltend, erhob sich dann, erhob auch das Schwert, die Spitze nach oben gekehrt, und sprach mit lauter Stimme: „Ich will dies Schwert heben und schwingen, als ein getreuer Schutzherr der Gerechtigkeit, für meine Königreiche, Länder und Unterthanen; das will ich, so wahr mir Gott helfe, und spreche dies in meinem Namen und in dem Namen der durchlauchtigsten Fürstin Johanna, meiner geliebten Gemahlin. Und wiewohl wir König und Königin über besagte Reiche geworden, nach göttlichem und menschlichem Rechte,

und wiewohl wir den Fürstenhut abgethan, so wollen wir doch auch getreue Fürsten bleiben allem unserm Volke in deutschen und burgundischen Landen, fortan und immerdar wie bisher." Kaum hatte Philipp diese Worte gesprochen, als das ganze in der Kathedrale versammelte Volk in den Ruf ausbrach: „Heil unserm Herrn, dem Herzog, Erzherzog und König! Heil ihm und Ruhm und langes Leben!" Zu gleicher Zeit bliesen die Trompeter abermals eine Fanfare und mit Staunen und Mißvergnügen sahen die Gesandten Ferdinand's von Aragon, mit Freude die des Reiches Castilien, daß sämmtliche Ehrenholde und Hofdiener des Erzherzogs, ja selbst die Trompeter, wie durch Zauberei plötzlich umgewandelt, nicht mehr in die Farben von Oesterreich und Burgund, sondern in die von Castilien gekleidet dastanden. Da wurde auf der Orgel der Ambrosianische Lobgesang angestimmt, der hohe Geistliche, welcher den Trauergottesdienst abgehalten hatte, trat in einem neuen, glänzenden Pallium wieder zum Altare hinan und ertheilte dem Königspaare den Segen, worauf der Zug in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, die Kathedrale wieder verließ. Der jauchzende Zuruf des Volkes scholl hinter dem jungen König von Castilien her, dessen Blick hell, dessen Stirne heiter geworden waren; hatte er doch seine Absicht erreicht und durch einen öffentlichen Akt kundgegeben, daß er mit seiner Gattin kraft des Erbrechts, allen Gegenplänen und Gegenvorschlägen zum Trotz, von der Krone Castilien Besitz genommen.

Während dieses Alles in der Kathedrale vorging, knieete in der ärmlichen, kalten Kammer eines abgelegenen Hauses ein blasses, aber wunderbar schönes Weib vor einem neunjährigen Knaben.

Es war die Mutter des Kindes. Sie betrachtete den Knaben, als wolle sie sich noch einmal jedes Merkmal seiner Züge, jedes Haar auf seinem Haupte tief in die Seele einprägen. Sie weinte nicht, aber ihre Seele schrie in Verzweiflung. „Geh hinein!" sprach sie zu dem Knaben, „nur ein paar Minuten, mein theurer Carlos; ich hole Dich gleich; nur ein paar Minuten laß mich allein." Und dabei küßte sie ihn und wollte selbst ihn nicht von sich lassen. Endlich war er in der Nebenkammer. Da warf sie sich zu Boden und betete. Das Gebet stieg aus dem tiefsten Abgrund ihrer geängsteten Seele. „O Herr, mein Gott," betete sie, „ich kann ja nicht länger mehr leben! O, Du weißt es, Du wirst auch für mich, für mich arme Verrathene und Verlassene, Barmherzigkeit haben, Du weißt es, warum ich das Aeußerste ergriff. Nur diesen Schritt konnte ich thun, — ja ich hasse, aber ich liebe auch, — ich hasse den Vater und liebe das Kind! O Herr, mein Gott, vergib mir, daß ich meinen wirklichen Haß zur Maske nehme, um meiner Liebe, meiner Mutterliebe zu genügen. Nur so, ach gewiß nur so fand ich einen sicheren Ausweg für ihn, daß er wohlbetreut, sorgsam erzogen zum Jüngling, zum Manne heranwachse. O Herr, barmherziger Gott, bestelle Du, was nachher folgen soll, und wenn Rache Sünde ist, Du ewiger Vergelter, so richte mich; aber nur von meines Kindes Haupt wende, um seiner Unschuld willen, die Blitze Deines Strafgerichtes ab. Du allein weißt, was ich gelitten! Du allein weißt, was ich noch, was ich jetzt leide, das Furchtbarste, das Unerträgliche, woraus nur ein rascher Sprung rettet; — die Gewißheit des Hasses, die Nothwendigkeit zu hassen, und dennoch

die süße einschmeichelnde Stimme der Erinnerung an jene volle, innige, heilige Liebe, in der ich mich einst dem flüchtigen Drang des Augenblickes ergab! Ein Trug, ich weiß es, nichts gewesen zu sein, als das Spielzeug für eine Stunde und dennoch immer an eine Möglichkeit denken müssen ... Ich will's, ich darfs nicht länger. Herr, richte mich, wenn es Frevel ist, daß mich solch ein Schwanken ärger als der Tod dünkt ... Ich habe gebetet," sprach sie zu sich selbst, indem sie sich erhob; „aber welch ein Gebet! War's nicht Gotteslästerung? Ich bin so arm und schwach wie zuvor. Ach, auch mein Gott hat mich verlassen und nichts bleibt mir als ich selbst. Was kann noch Aergeres kommen? Mein Entschluß steht fest." —

„Komm heraus, mein Carlos!" rief sie jetzt in die Nebenkammer, — „wir wollen gehen."

„Du bist heute so seltsam, liebe Mutter," sprach der Knabe ängstlich, „wohin wollen wir denn gehen?"

„Dem Glück entgegen," versetzte sie, indem sie mit ihm das Haus verließ, „ich will Dir unterwegs eine Geschichte erzählen. Es war einmal ein Mann, der hatte gehört, es sei eine verzauberte Prinzessin, die heiße „Glück," und sei überall und nirgends."

„Ei Mutter!" unterbrach sie der Knabe, „das ist ja bloß ein Mährchen. Ich, Mutter, ich mag die einfältigen Mährchen nicht leiden; man meint immer: nun sei der Ausgang glücklich da, und man hätte all das Gold und Edelgestein, und säße hoch zu Roß und wäre Kaiser oder König, und — dann ists auf einmal nichts, als ein Traum."

„So ging mir's selbst, Carlos," erwiederte die Mutter.

„O, Du mein herzallerliebstes Kind, denke stets daran! Was auch je an Dich kommen möge von Glück und Freude, denk' immer: Du hörtest ein Mährchen, wie Deine arme Mutter Dir so viele erzählte und — selbst ein's erlebte; ach, wenn Du all' den Glanz und all die Herrlichkeit schon zu fassen wähnst, dann denke meiner, dann denke: In der nächsten Sekunde ist alles dahin, es war nur ein Mährchen. O Gott, denk' ich selbst nicht: ich müßte Dich immer haben? Denk' ich nicht, dacht' ich nicht, wie das Alles anders kommen würde! . . . Nichts, Nichts! Man hat mir auch ein Mährchen erzählt, lieber Carlos!"

Unter diesen Wechselreden waren sie an Conchillo's Herberge gekommen und schritten die Treppe hinan, welche zu den Gemächern des Aragonesischen Agenten führte. Conchillo war überrascht, als er die Mutter mit dem Kinde sah. „Ja, dieser Knabe trägt Philipp's Züge," sprach's in ihm, und jeder Zweifel, den er gegen die Zigeunerin geäußert hatte, war verschwunden; er ließ den Knaben etwas abseite treten und fragte nun die schöne, blasse Frau: „Ihr seid wohl die Mutter dieses Kindes?"

Sie bejahte schweigend.

„Es war gestern," fuhr er fort, „eine Zigeunerin bei mir, die mir bereits von dem Knaben sprach und ihn meiner Obhut empfahl; und wenn Ihr seine Mutter seid, so nehmt mein Wort, daß ich ihn Zeit meines Lebens wie den Apfel meines Auges betreuen werde. Die Zigeunerin — sie versprach mir, um diese Stunde zu kommen — wollte mich glauben machen, was ich jetzt am allerwenigsten glauben kann, sie selbst sei die Mutter eines Kindes, dessen Vater der Erzherzog Philipp ist. Ich bin

überzeugt, sie sagte dies bloß deßhalb, um ihre Preisforderung steigern zu können; man kennt ja dies gewinnsüchtige Volk, dem nicht ein wahres Wort aus dem Munde geht; nun bin ich in der That sehr froh, die wirkliche Mutter von Philipp's Sohn jetzt kennen zu lernen . . . Señora, was soll ich sagen? . . . ich bin wirklich überrascht, sie in Euch zu finden, statt in der Zigeunerin."

„Die Zigeunerin bin ich selbst! war die Antwort, die er darauf erhielt, „und dieser Knabe ist mein Sohn, mein Carlos."

Nun erkannte Conchillo ihre Stimme, nun blickte er sie schärfer an und erkannte das Uebereinstimmende ihrer Züge mit jenen der Zigeunerin. Er fragte sie jetzt um ihren Namen und ihre Abkunft. Sie erwiederte ihm auf Spanisch, er erkannte die Landsmännin und war bald über Alles im Klaren, bis auf die näheren Umstände des Verhältnisses dieser wunderlichen Frau zu Philipp, worüber sie ihm durchaus keine nähere Auskunft geben wollte. Sie beschränkte sich lediglich darauf, von ihrem Hasse gegen denselben zu sprechen und ihren Sohn als Werkzeug einer einstigen Rache ihm auf's Dringendste und auf's Rührendste zu empfehlen, so daß ihre Mutterliebe stets wieder den Haß der Verrathenen überwältigte. „Denkt," sprach sie zu Conchillo, „Ihr wäret ein Geistlicher, und ich eine Sterbende, die Euch den letzten Willen anbeföhle. Ich habe nichts auf der Welt als dies Kind; es ist mein Hab und Gut, ich vertraue es Euch an, Gott wird es dereinst von Euch zurückfordern, — Gott, sag' ich, nicht ich; wer weiß, ob ich zu Gott komme, ob Gott mich barmherzig aufnimmt, wenn ich in seine Arme stürzen will, um mich darein zu retten . . ."

„Wovor?“ fragte Conchillo, dem das ganze Wesen dieses Weibes imponirte.

„Vor mir selbst!“ versetzte sie, indem sie graß vor sich hinblickte. Nun rief sie den Knaben herbei, liebkos'te ihn, unterdrückte ihre Thränen und sprach: „Sieh, mein Carlos, zu welchem edlen Herren ich Dich brachte! Er wird Dich zu einem noch höheren Herren bringen, so Gott will. Weiter kann ich Dir jetzt nichts sagen als: Gott segne Dich viel tausendmal; ich bete jetzt nicht zu Gott; nur Dich, mein Kind, bitt' ich: Vergiß, wo Du auch seist, Deiner Mutter nicht, bete für sie. Sie braucht es. — Und: O mein Kind! Mein Kind!“ so machte sich das Muttergefühl plötzlich Luft, indem ihr die heißen Thränen aus den Augen stürzten; sie umschlang ihren Knaben, küßte ihn und wollte ihn nicht von sich lassen.

Da pochte es an der Thüre.

„Wer kann das sein?“ fragte sich Conchillo; „doch nicht der lästige Zwerg? Er käme mir jetzt in der That ungelegen. Herein, wer es auch sei!“ Hiermit trat er zur Thüre und öffnete sie. Vor ihm stand Don Juan Emanuel, umgeben von einer Schaar von Söldnern, und sprach: „Im Namen des Königs Philipp von Castilien: Ihr seid mein Gefangener,“ und forderte ihn auf sich zu ergeben.

„Wagt es der Erzherzog, das Völkerrecht zu verletzen?“ rief Conchillo, indem er nach dem Schwerte griff, entschlossen, sich auf's Aeußerste zu vertheidigen; „achtet er die unverletzliche Person eines Gesandten nicht, des Gesandten der Majestät von Aragon?“

„Das Geschäft mit dem Gesandten," versetzte Don Juan Emanuel höhnisch, „war bereits beendigt, als sich Señor Conchillo zu der Rolle eines Agenten herabließ, um der Königin von Castilien eine Unterschrift abzulisten, für welche der König von Aragon gern die schönste Grafschaft gäbe. . . ."

„Es steht dem Sprößling der alten Könige von Leon wohl an," rief Conchillo, „den Gesandten der Majestät von Aragon der Herablassung zu zeihen, während Don Juan Emanuel es nicht verschmäht, der Heirathslust eines häßlichen, alten Hoffräuleins seine Hand in Aussicht zu stellen, um es zu bewegen, ihm die Geheimnisse der Gebieterin zu verrathen, einer Fürstin, deren Willensfreiheit kein König der Welt antasten darf."

Don Juan Emanuel erröthete und erblaßte abwechselnd vor Grimm; denn er fühlte die Wahrheit dieses Vorwurfs, und da er sich dagegen nicht zu vertheidigen vermochte, sprach er kurz ab: „Zwingt mich nicht, Hand an Euch legen zu lassen!" Auf einen Wink von ihm traten die Söldner heran, umringten Conchillo und entwaffneten ihn, bevor er noch Zeit fand, sich zur Wehre zu setzen. „Wehe über Philipp!" rief der Gefangene, als er fortgeführt wurde, „Schande über ihn, der das Völkerrecht verhöhnt. Er mag mich tödten, aber noch mit dem letzten Athemzuge protestire ich gegen diese Handlung." Seine letzten Worte verhallten unten im Hausflur, während Juan Emanuel den Knaben aufmerksam betrachtete, der sich ängstlich an seine Mutter schmiegte. Die Aehnlichkeit der Züge des Kindes mit jenen des Erzherzogs überraschte ihn.

„Wer seid Ihr? Was wolltet Ihr hier bei dem Verräther?"

ließ er die blasse Frau mit Härte an; „gesteht die Wahrheit, oder bei San Jago . . .“

Ruhig versetzte sie: „So wahr mir Gott helfe, ich kam hierher . . .“ Sie trat näher zu dem Günstling Philipp's und flüsterte ihm in's Ohr, daß es der Knabe nicht vernehme, — „ich kam hierher, weil ich gehört hatte, daß Señor Conchillo noch diesen Abend nach Spanien zurückreisen würde. Der Knabe ist mein Kind, — er heißt Carlos, Señor, wie der Sohn des Königs-Erzherzogs, und mich dünkt: ich hätte in Euren Blicken gelesen, daß Euch die Aehnlichkeit der Züge des Kindes mit denen Eures Gebieters überraschte . . . Ich bitte Euch, erspart mir ein näheres Bekenntniß, durch welches Ihr nicht mehr erfahren könntet, als was Ihr bereits auf diesem Kindesangesicht gelesen. Ich wollte den Knaben aus der Nähe des Erzherzogs entfernen, und wo schien mir ein besserer Zufluchtsort für mein Kind als in Aragon? Señor Conchillo sollte ihn mitnehmen. Thut nun, was Euch gut dünkt, edler Herr; aber ich beschwöre Euch: lasset mein armes Kind nicht wissen, daß es sich von mir trennen soll.“

„Und was gedenkt Ihr selbst zu beginnen?“ fragte Don Juan Emanuel.

Leise erwiederte sie: „Forscht nicht! Gott wird mir gnädig sein.“

Don Juan Emanuel besann sich eine Weile, ob er den Worten der Frau Glauben schenken sollte; endlich schien es ihm das Beste, sich ihres Kindes jedenfalls zu versichern; auch sie beruhigte sich über die unerwartete Wendung durch den Gedanken, daß es im Interesse des Günstlings liege, den Sohn seines Gebieters sorg-

fältig zu erziehen und ihm eine Bildung angedeihen zu lassen, wie sie ihm unter ihrer eigenen Pflege nicht zu Theil werden konnte. Die Sorge für die gesicherte Zukunft ihres Kindes siegte in ihr über den Drang nach Rache, und überdem war ihr Entschluß gefaßt, ihrem Kinde unerkannt, wieder als Zigeunerin, zu folgen.

Während dieses in Conchillo's Wohnung vorging, war das Gemach Johanna's der Schauplatz eines ähnlichen Auftrittes.

Johanna lag nach der heftigsten Aufregung erschöpft auf dem Bette und Donna Aurora bemühte sich, ihre Gebieterin von den pressenden Staatskleidern zu entledigen. „Ich will erheitert sein," rief Johanna aufstöhnend; „ich will dies Bild nicht länger vor meinen Augen haben. O Gott, was für ein entsetzlicher Traum! Wie die Kronen sich immer höher hoben, wie das Schwert frei über mir zu schweben begann und das Scepter zu einem zweiten Schwerte ward, und beide sich kreuzten und die Funken aus dieser Begegnung stoben, als wären's wehende Funken von Leichenfackeln! Wie die Wappen lebendig wurden, — weißt Du's noch? — der flammensprühende Löwe die blutigen Pranken erhob, nach Philipp zu! Und dann wie die Granate zu bluten anfing, und die Thürme mit Donnerhall zusammenschütterten. Dann schollen die Posaunen, aber eine lustige Weise wie einen Brautreigen, — um so grausenhafter, je lustiger, Aurora!"

„Laßt Euch dies auf eine heitere Weise deuten," entgegnete das Fräulein, „Ew. Hoheit wisse, daß die hochzeitliche Deutung auf mich selbst paßt. Die Krone war mir ein Brautkranz für mein Haupt, und der Löwe, der ritterliche Löwe — mein edler

Bräutigam, der vom Blut der alten Löwenkönige stammt. Denn in der That, Hoheit, ich habe die Ehre, mich Euch als Braut vorzustellen."

„Wie?" rief Johanna überrascht und zerstreut. „Erzähle mir . . ."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der Erzherzog Philipp, nunmehr König von Castilien, trat herein, Zornröthe auf Stirn und Wangen; zwei alte Mönche eines strengen Ordens folgten ihm; vor der Thüre standen Wachen und lauschte der Zwerg.

Philipp der Schöne trat zunächst zu Donna Aurora, und mit Schrecken erkannte Diese, wie er den Zorn, womit er eingetreten, plötzlich in ein boshaftes Lächeln zu kleiden suchte. Sie wich erbleichend vor ihm zurück und schmiegte sich zu den Füßen der Erzherzogin, vor einer geahnten Gefahr Schutz suchend.

„Ist es wahr, daß Ihr Brautgeschenke annahmt?" fragte er das Fräulein in einem schneidenden Tone; „man erzählt davon am Hofe. — Ihr wißt vielleicht davon noch nichts, meine königliche Gemahlin" — so wandte er sich an Johanna, — „diese schöne, junge Dame ist Braut, und Ihr könntet in der That bei ihr ebenso Brautführerin werden, wie einst bei Donna Sol."

„Donna Sol!" schrie die Erzherzogin, indem sie plötzlich zu neuer Nervenanspannung erwacht vom Bette aufsprang.

„Eine seltsame Werbung!" fuhr der Erzherzog fort; „denkt nur: Señor Conchillo, — Ihr kennt ja den Gesandten Eures Vaters — warb um Donna Aurora für Don Juan Emanuel, und dieser freite um sie bloß im Namen des Himmels. Conchillo

brachte das Geschenk, Juan Emanuel... Wie bleich Ihr seid, Donna Aurora! — Was lange Worte! Donna Aurora will der falschen Welt Lebewohl sagen und sich in ein Kloster zurückziehen, um gänzlich ungestört ihrem himmlischen Bräutigam zu leben. Seht diese frommen Väter, welche ich mitgebracht. Sie werden Euch in das Brautgemach begleiten, und Ihr, meine königliche Gemahlin — warum starret Ihr mich so an? — Glaubt Ihr: ich scherze? Bei Gott, es ist mein Ernst: Donna Aurora wird Nonne, und Ihr, meine königliche Gemahlin, seid freundlich eingeladen, am Verlobungstage nicht zu fehlen, wenn die Himmelsbraut vor den Altar tritt und die Locken, diese giftigen Schlangen, zur Erde niederfallen; Ihr streift sie ab, Ihr setzt Euren Fuß darauf. — Fort! keine Widerrede! — Folgt den frommen Vätern, ehrwürdige Schwester!"

Aurora erkannte ihr Schicksal und ergab sich vernichtet darein. Juan Emanuel hatte bloß sein Spiel mit ihr getrieben und sie verrathen; so mußte sie die Gefälligkeit büßen, welche sie dem Agenten Ferdinand's von Aragon erwiesen hatte. Sie war einer Ohnmacht nah. Die beiden Mönche führten oder trugen sie vielmehr fort. Schadenfroh grüßte sie der Zwerg, als sie an ihm vorbeischwankte.

„Johanna!" sprach Philipp der Schöne zu seiner Gemahlin, als er mit ihr allein war, in dem strengen Ton eines Richters, der keine Einrede gelten läßt, keine Vertheidigung mehr hört, weil er sich von der Schuld des Angeklagten unumstößlich fest überzeugt hat; und ganz wie eine Schuldige, demüthig, als drücke sie das volle Bewußtsein ihrer Schuld zu Boden, und doch

auch liebevoll wie ein Kind, das selbst im strengen Vater noch immer den Vater ehrt, sank ihm seine Gemahlin zu Füßen. „Du hast schwer gefehlt!" sprach Philipp, „und ich will glauben, daß Du nicht ahntest, welche unselige Folgen Deine kindische Leichtgläubigkeit haben kann. Weißt Du, was Du gethan? Soll ich es Dir sagen? Verrathen hast Du mich . . ."

„Nein! bei der ewigen Barmherzigkeit: Nein!" rief sie, indem sie sich plötzlich erhob und ihn mit der vollen Glut ihrer verzehrenden Leidenschaft umschlang. — „ich Dich verrathen, Dich, den ich heißer liebe als Vater und Mutter, den ich mehr verehre als alle Engel und Heiligen im Himmel, ich Dich verrathen?"

„Du hast es gethan! Du unterzeichnetest eine Schrift, welche Conchillo Dir vorlegte. . ."

„Conchillo? Eine Schrift? . . . Laß mich nachsinnen! Ja, ich erinnere mich. Aber diese Schrift war ja zu Deinem Vortheil. Sie sollte ja unser Glück befestigen."

„Sie bestätigte das Testament Deiner Mutter, welches Dein Vater diktirt hatte; sie nahm mir die Frucht aller meiner Beharrlichkeit, sie nahm mir mein Recht auf Castilien, und mit dem Recht meine Ehre und die Deinige. Weißt Du, was Du unterschriebst? Deine Unfähigkeit, die Regentschaft zu führen, die Erklärung, daß Du meiner Liebe, meiner Kraft, meinen wohlbegründeten Ansprüchen Trotz bietest, daß Du sie für Null hältst. Den Triumph meiner Feinde in Spanien unterschriebst Du."

„Das Alles hätte ich gethan?" fragte sie, lächelnd wie ein Kind. „O, was für ein böser Traum! Komm, wir wollen erwachen, und uns Mühe geben, wach zu bleiben."

„Ja, das wollen wir," versetzte Philipp mit Nachdruck; lebewohl, mein Kind! und gräme Dich nicht über Dinge, welche die Nothwendigkeit gebietet. Es kommt eine Zeit, daß Du wieder klar siehst und daß wir über diese Vorfälle heiter und unbefangen plaudern. Für jetzt muß ich sicher sein, daß Deine allzugroße Liebe für mich meinen Plänen und Anstalten nicht abermals unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, indem sie mir zu dienen und zu nützen glaubt." Mit diesen Worten verließ er sie.

„Philipp, mein Philipp!" rief sie und eilte ihm nach; doch schon war er über die Schwelle getreten, und als sie ihm folgen wollte, verwehrten es ihr die draußen vor der Thüre aufgestellten Wachen. „Was ist das?" rief sie, „gebt Raum, Eurer Fürstin gebt Raum!" Die Wachen hielten ihr schweigend die gekreuzten Hellebarden vor und der Zwerg flüsterte ihr zu, indem er den Kopf unter denselben durchsteckte: „Ich will es Euch nur vertrauen: Ihr seid eine Gefangene. Und wißt Ihr, wem Ihr's zu verdanken habt? Sowahr mein Stamm in die Zeiten Pelayo's hinaufreicht: Niemandem anders als dem falschen, treulosen Fräulein, das seine Strafe bereits gefunden!"

Er wollte eben zwischen den Hellebarden durch zu der Fürstin schlüpfen, als ihn der Hauptmann der Wache am Mantelkragen faßte und zurückzog. Der Zwerg ließ sich jedoch dadurch nicht beirren, der Erzherzogin noch zuzurufen: „Ich selbst hatte ihr meine Zärtlichkeit geweiht, und sollt Ihr es denken? o ich will's nicht wieder sagen: der Köter, das Windspiel! Um des Köters willen verrieth sie mich, Euch, Señor Conchillo, und unsere liebe Frau von Montserrat noch dazu, wenn's sein müßte." Da

schleuderte der Hauptmann, ein großer, kräftiger Mann, den geschwätzigen Kleinen wie einen Fangball in das nächste Gemach.

„Gefangen!“ mit diesem Ausruf stürzte Johanna, das Bewußtsein verlierend, zu Boden.

Eine Stunde später trat Don Juan Emanuel mit dem Knaben Carlos zu Philipp dem Schönen. Dieser, noch ganz erfüllt von den Eindrücken des Vorfalls mit seiner Gemahlin, trat seinem Günstling rasch entgegen und rief ihm zu: „Unselig war die Stunde, in welcher ich Dein schönes Vaterland betrat, um die Königstochter zum Altare zu führen. Ihre Leidenschaft wird noch mich und sie selbst verderben. Da steh' ich, in der Fülle meiner Kraft, voll der Freude an allen Reizen des Daseins und voll Begierde nach dem Höchsten, nach der That; — ach, und bei jedem Schritt, den ich beginnen will und der über die engen Gränzen meines ehelichen Schlafgemaches hinausreicht, umspinnt mich diese Unselige mit dem bösen Zauber einer Eifersucht, die mich aufreibt, und was noch schlimmer ist, mich zum Gelächter aller Fürsten in der Christenheit macht. Mir graut vor dieser dämonischen Liebe, die meinen Schlaf belauscht und an meine Seufzer, wenn ich träume, den oder jenen Namen eines weiblichen Wesens, das ich nie gesehen, knüpft. Ich lasse sie bewachen, und bin selbst ein Gefangener. Wie glücklich könnt' ich sein, hätte ich ein Weib gefunden, das mir nicht aus Liebe, sondern bloß aus höfischem Zwang, in Unterwürfigkeit gegen den älterlichen Willen, die Hand gereicht. Das reiche, blühende Leben mit allen seinen Hoffnungen wäre mein, und ich könnte drin schwelgen, nicht wie ein loser Fant, der jede Blüte bricht, nein, wie ein

Mann, der nur insofern an sie denkt, als sie sich zum Kranze des Ruhmes eignen. Doch was quäle ich auch noch Dich, Juan, mit diesen Klagen! Und was für ein ernstes Gesicht zeigst auch Du mir! Sei heiter! Du hast mir durch Dein kluges Erspähen einen großen Dienst erwiesen, aber ich glaube ihn wettgemacht zu haben; denn ich habe Dich von Donna Aurora befreit; sie wird Nonne, noch bevor wir Niederland verlassen, mein Wort zum Pfand!"

„Und wann reisen wir?" fragte Juan Emanuel sehr ernst.

„Ich bin noch unentschlossen," versetzte Philipp, „ob ich dem Drang meiner Neigung folgen und die Abreise beschleunigen, oder ob ich abwarten soll, bis der Gemüthszustand meiner Gattin wieder insoweit zum Bessern hergestellt ist, daß sie mich begleiten kann. Ich möchte dies gerne vermeiden, und doch fürchte ich, daß ich es unter den jetzigen Umständen, da ich von meinen Reichen Besitz ergreifen will, nicht kann."

„Ich fürchte ohnehin," erwiederte der Günstling, „daß die Nachricht von der Gefangennehmung Conchillo's und der Königin die Gemüther nicht blos in Aragon, sondern auch in Castilien gegen Euch erbittern wird, so nothwendig auch diese Maßregel war. Ich selbst bin Spanier und weiß, was spanischer Stolz ist. Der Aragonese haßt den Castilier, dieser den Aragonesen; aber wenn der Fremde den Einen antastet, so vereinigen sich Beide durch gemeinsamen Haß. Hört meinen Rath, und treibt die Strenge nicht bis zum Aeußersten! Laßt die Gefangenschaft der Königin und Conchillo's nur von kurzer Dauer sein; denn sonst befürchte ich, daß Ihr nicht blos den König von Aragon zum offenen

Bruche treibt, sondern auch Eure eigene Parthei in Castilien von Euch abwendig macht."

„Du scheinst mir Recht zu haben," bemerkte Philipp, „ich will mir Deinen Rath überlegen; weiß ich doch, daß es die lauterste Treue ist, die ihn Dir eingibt. Doch sieh da, was für ein liebes, holdes Kind hast Du mit Dir gebracht?"

„Gefällt Euch der Knabe? Er heißt Carlos, wie Euer Aeltester! Seine Mutter vertraute ihn mir an, und wenn Ihr erlaubt, so behalte ich ihn an Sohnes statt und erziehe ihn, wie Ihr es anzuordnen für gut findet."

„Was habe ich hier zu befehlen, zu erlauben und anzuordnen? Seltsame Frage!"

Don Juan Emanuel führte den Knaben in das Nebengemach und eröffnete dann seinem Gebieter den Zusammenhang.

„Heiliger Gott!" rief Philipp der Schöne, „Juanita! Ich beschwöre Dich, mein Freund, sag' mir: wo ist sie? Weißt Du Näheres über sie?"

Der Günstling zuckte schweigend die Achseln.

„Du weißt Näheres!" fuhr Philipp im vollen Ausbruch der heftigsten Leidenschaft fort; „ich beschwöre Dich, enthalte mir nichts vor! O Gott! Ich habe sie gesehen, bevor ich Johanna sah; ich habe sie geliebt und hätte lieber eine Hütte mit ihr, als mit Johanna den Thron von Castilien getheilt. O mein Freund, warum mußte diese Liebe ein Herz brechen, ein Herz so trefflich, so ganz mir hingegeben, so rein aus Gottes Hand gegangen, und jetzt...! Verdamme mich nicht! Frage nicht bei dem, was ihr Sitte nennt, an, ob ich Unrecht gethan, als ich den Augenblick

als Ewigkeit durchfühlte. O Gott, und dennoch ist es mir nun mit einemmale klar, daß das Unglück, das mir die furchtbare Liebe des Weibes bereitet, an welches ich unauflöslich gefesselt bin, daß es nichts als Vergeltung ist. Ich beschwöre Dich, bei allem, was Dir heilig ist, schaffe mir die Mutter des Kindes, ich verpfände Dir mein Fürstenwort, daß ich meine Ehre und die meiner Gemahlin heilig halten werde. Spare kein Gold; Castilien bringt mir die Schätze der neuen Welt, besolde Späher und laß sie fordern, was sie wollen. Nur Juanita's Spur, und das goldne Vließ ist Dein!"

Der Günstling besann sich einige Sekunden und sprach dann: „Sollte Conchillo darum wissen? Denn bei ihm traf ich sie!"

„Conchillo, sagst Du? Seine Freilassung sei der Preis dafür!"

„Seine Freilassung? Wohl! Ihr sollt, Ihr müßt ihn baldigst freilassen; aber er darf es nicht ahnen, welcher Beweggrund dabei im Spiele ist, sonst hat er die schärfste Waffe gegen Euch in der Hand. Ihr willigt also in seine Freilassung ein?"

„In Alles, was zum Zwecke führt! Aber eile, ich beschwöre Dich! Der Knabe gilt als Dein Pflegling, als solcher bleibt er in meiner Nähe. Gerechter Gott! Ich habe ein schweres Unrecht gutzumachen, und mich dünkt: all was ich beginne, ist ohne Segen, wenn mir die Sühne nicht zuvor gelingt."

---

Conchillo wurde freigelassen. Juanita war jedoch, ungeachtet der sorgfältigsten Nachforschungen, welche angestellt wurden, nirgends aufzufinden.

Johanna's Zustand verschlimmerte sich noch in Folge der Gefangenschaft und ihre Seelenstörung steigerte sich bis zu Ausbrüchen des Wahnsinns. Gleichwohl sah Philipp der Schöne die dringende Nothwendigkeit ein, die Abreise nach Spanien zur Besitzergreifung seiner dortigen Herrschaft nicht länger aufzuschieben, und dieselbe in Begleitung seiner Gemahlin anzutreten.

In der That stand für ihn der Besitz der Herrschaft selbst auf dem Spiele. Denn Ferdinand der Katholische hatte, durch die Nachricht von Conchillo's und Johanna's Gefangennehmung auf's Aeußerste erbittert, Maßregeln getroffen, welche seinen Schwiegersohn von allen Seiten gefährlich bedrohten. Philipp's Hoffnung war sein Bund mit Frankreich gewesen; diese Hoffnung hatte nun Ferdinand vereitelt, indem er selbst zu Blois eine Verbindung mit Ludwig **XII.** von Frankreich geschlossen und sich mit dessen Schwestertochter, Germaine von Foix, verlobt hatte; die Folge davon war, daß nun Ludwig **XII.** auf die Seite Ferdinand's von Aragon gegen seinen alten Bundesgenossen, Philipp den Schönen, trat und auch dessen kriegerischen Nachbar, den Herzog Karl von Geldern, heimlich unterstützte. Unerschrocken war Philipp der Schöne an der Spitze eines zahlreichen, tüchtigen Heeres in Geldern eingefallen, Grave und mehrere kleinere Städte hatten ihm die Thore geöffnet, Nymwegen wurde belagert. Da bequemte sich Karl von Geldern zur Friedensunterhandlung, welche am 29. Juli 1505 endlich abgeschlossen wurde, wobei sich Karl verband, den König mit einer stattlichen Gefolgschaft nach Spanien zu begleiten.

Nachdem sich so Philipp's des Schönen Verhältnisse günstiger gestaltet hatten, trug zwei Monate später ein Familienereigniß

dazu bei, Ferdinand versöhnlicher für seinen Eidam zu stimmen. Johanna schenkte nämlich am 17. September 1505 ihrem Gemahl eine Tochter, welche in der Taufe den Namen Maria erhielt. Als Ferdinand davon Nachricht bekam, schickte er seiner Tochter ein Beglückwünschungsschreiben und bot seinem Eidam die Summe von 50,000 Dukaten an, wenn er ihm die Regierung von Castilien für die Dauer seines Lebens überlassen wolle. Wiewohl nun Philipp diesen Vorschlag entschieden ablehnte, weil er es für unvereinbarlich mit seiner Ehre erklärte, für irgend einen, und wenn auch noch so hohen Preis auf sein Recht zu verzichten, so wurde er doch auf der anderen Seite auch wieder zur Nachgiebigkeit gestimmt, durch die Besorgniß nämlich, daß, wenn er mit seinem Schwiegervater gänzlich breche, für den Fall einer Nachkommenschaft desselben von Germaine von Foix, leicht jede Hoffnung auf den Besitz Castiliens für immer verloren gehen möchte. Aus dieser Rücksicht willigte er denn in einen Vertrag, der am 24. December 1505 zu Salamanca abgeschlossen wurde und demzufolge beide Könige sowie Johanna in Castilien zugleich regieren, die Einkünfte unter einander theilen und sich wechselseits mit bewaffneter Hand gegen jeden Feind unterstützen sollten; nur das Recht, die drei hohen Orden von S. Jago, von Calatrava und von Alcantara zu verleihen, behielt sich Ferdinand der Katholische ausschließlich vor. Beide Theile betrachteten indessen diesen Vertrag nur als ein vorläufiges Abkommen, als eine Komödie, wobei keiner von beiden Theilen an die Aufrichtigkeit des anderen glaubte. Philipp der Schöne wollte durch den Vertrag gleichsam nur festen Fuß in Spanien fassen, um, wenn er persönlich dort erscheine,

dann so leichteres Spiel zu finden, Alles nach seinem Willen zu lenken. Ferdinand der Katholische glaubte nichts weniger, als daß sein Eidam die Absicht habe, den Vertrag zu erfüllen, und wünschte keineswegs dessen Ankunft in Spanien, gleichwohl versicherte er nicht blos seine Freude über dessen Reiseplan, sondern sandte ihm auch noch eine kleine Flotte zu diesem Behufe nach Seeland. Bei allen diesen Verhandlungen hatte Don Juan Emanuel eifrig die Hand im Spiele; klug und gewandt schlang er die Fäden im Interesse seines Gebieters, und dieser lohnte ihm mit dem Orden des goldnen Vließes, als er vor seiner Einschiffung nach Spanien am 17. December 1505 in der uralten Prämonstratenser Abtei von unserer lieben Frauen zu Middelburg in Seeland eine Ritterversammlung hielt, das siebenzehnte Kapitel seit der Stiftung des Ordens durch Herzog Philipp den Guten von Burgund.

Nur in einem Stücke konnte Don Juan Emanuel den steten und dringenden Wünschen und Aufforderungen seines Gebieters nicht entsprechen, in Bezug auf Juanita, und vergeblich suchte Philipp den Eifer seines getreuen Günstlings durch die Aussicht auf die Würde des Gouverneurs von Burgos noch mehr anzuspornen. Jede Spur Juanita's war verschwunden. Und dennoch war diese stets in der Nähe; — aber wieder als Zigeunerin, das Antlitz gebräunt und voll häßlicher Mäler, die Haltung gebückt, der Schritt langsam und wie an den Boden geheftet, die Sprache eine Mischung von Spanisch und Flämisch, die Tracht phantastisch. So fand sie Juan Emanuel eines Tages in Middelburg am Wege sitzen. So ein heller, weltmännischer Kopf er auch war, konnte

er dennoch einer Versuchung des Aberglaubens sich nicht erwehren. Er warf ihr ein paar Goldstücke in den Schooß, ließ sich von ihr prophezeihen, und hoffte so vielleicht auch die Spur der Vermißten zu erfahren.

„Ihr seid ein sehr edler und mächtiger Herr!" sprach sie, „Euere Zeichen stehen günstig. Hier diese Linien bilden ein Schiff, es ist Euer Glücksschiff und trägt Euch aus diesem feuchten Nebellande nach einem schönen, wo die Sonne heller scheint und der Himmel wolkenlos ist. Laßt weiter sehen: Das ist eine Stadt. Ha, eine Wiege, und drin ein Schwert ..."

„Die Wiege des Cid," rief Don Juan Emanuel überrascht, — „Burgos, so wahr ich lebe! Sprich weiter, Gitana! Was siehst Du noch sonst? Sprich ohne Scheu, sei es Gutes oder Schlimmes!"

„Hier das Schwert der Gewalt, den Abglanz königlicher Ehre. Ihr seid der Nächste am Ersten, und der Erste über Viele."

„Weib!" unterbrach sie der Fragende, fast erschrocken über das Zutreffen dieser Prophezeihung mit Philipp's Versprechen. Er war überzeugt, daß außer Philipp und ihm selbst Niemand darum wußte; konnte er auch ahnen, daß der König in einer traulichen Stunde mit seiner Gemahlin davon gesprochen? Denn seit der Geburt der Prinzessin waren Johanna's Geist und Gemüth von jenen Störungen vollkommen hergestellt; das Verhältniß zwischen beiden Gatten war fast ganz wieder das frühere geworden und schon die Politik gebot es Philipp, seiner Gemahlin mit aller jener Aufmerksamkeit zu begegnen, daß die Offenkundigkeit ihrer Liebe seine Gegner in Spanien verstummen machen mußte. So weihte denn Philipp seine Gemahlin in manche

Geheimnisse von geringerer Wichtigkeit ein und sie wußte diese Beweise seines Vertrauens hoch genug anzuschlagen, wenn gleich nicht vollkommen zu erwiedern. So verbarg sie es ihrem Gatten, daß sie die Zigeunerin zuweilen heimlich zu sich kommen ließ. Sie fühlte sich nun einmal mächtig an dieselbe gefesselt, in allem heitern Glück der Gegenwart blickte sie dennoch mit unheimlichen Gefühlen in die Zukunft, daß sie nach geheimen Mitteln strebte, sich der Fortdauer ihres Glückes zu versichern, und scheute sie ohnehin die Abneigung Philipp's gegen alle Künste des Aberglaubens, so wurde sie durch die Erinnerung an jenen Auftritt, da Philipp die Zigeunerin bei ihr überraschte, nur noch mehr in ihrer Vorsicht bestärkt, Alles aufzubieten, damit er den erneuerten Umgang mit jenem Weibe nicht bemerke.

„Ich bin begierig, ob Deine Prophezeihung eintrifft!“ sprach Juan Emanuel, indem er der Zigeunerin noch ein paar Goldstücke zuwarf und einige Schritte weiter ging. „Halt!“ rief er dann, als ob er sich plötzlich besänne, und kehrte langsam zurück. „Du verstehst Dich darauf, die Schicksale der Menschen vorher zu sagen, und kommst wohl weit genug auf Erden umher. Ich kannte einst ein Weib, — ich liebte es, und verlor dessen Spur. Ich fühle es, daß ich Unrecht an der Armen begangen, an ihr und an dem Kinde, das sie mir gebar; ja ich fürchte, daß meine Treulosigkeit sie von mir getrieben in Noth und Verzweiflung. Eifrig such' ich sie nun auf, aber alle meine Nachforschungen waren vergebens. Ihr Name ist Juanita, und Carlos heißt der Knabe. Bei'm Himmel, wenn Du sie je gesehen hast und ihre Spur wiederfinden kannst, sei's auf natürliche Weise oder durch

was immer für eine von Deinen geheimen Künsten, so schwöre ich Dir, Du sollst des Goldes eine solche Fülle Dein eigen nennen, daß Du nimmermehr wie der Wandervogel von Ort zu Ort ziehen wirst."

„Juanita, Carlos, sagt Ihr?" versetzte die Zigeunerin sehr ernst, die Blicke auf den feuchten Sandboden geheftet, in welchem sie mit ihrem Krückstock verschiedene durcheinanderlaufende Linien zeichnete und wieder verwischte. Mit gespannter Erwartung lauschte Juan Emanuel lange Zeit auf ihre Antwort und wagte nicht ihr Schweigen zu unterbrechen. Sie rang mit sich selbst, um den Sturm ihrer Gefühle nicht zu verrathen und die Maske der theilnahmlosen Zigeunerin zu behaupten. Endlich sprach sie: „Seltsam, edler Herr! Ihr verlangt von mir, daß ich Euch wahrsage, und Ihr selbst sprecht doch die Wahrheit nicht! Doch verzeiht: Ich sehe gar wohl ein, daß Ihr mich bloß auf die Probe stellen und Euern Scherz mit mir treiben wolltet."

„Wie? was meinst Du?" rief Juan Emanuel verwirrt, die Worte der Zigeunerin hatten ihm imponirt und ihn im Glauben an ihre Weissagungsgabe nur noch um so mehr bekräftigt.

„Der Knabe Carlos, von dem Ihr spracht," versetzte die Zigeunerin, „ist nicht Euer Sohn . . ."

„Und wessen denn? . . ."

„Eines noch höheren und mächtigeren Herren, als Ihr seid."

„Nenne ihn!" drängte Juan Emanuel.

„Spräche ich den Namen aus, so wär's eine Beleidigung der Majestät. Aber das ist mir klar: nie kanntet Ihr, nie liebtet Ihr jene Juanita, wie Ihr sagtet."

Betroffen verstummte Juan Emanuel und fuhr nach einer Pause endlich fort: „Und werde ich ihre Spur nie finden?"

„Das Meer ist tief," war die Antwort, „der Himmel ist weit."

„Wenn Du lügst?" rief Juan Emanuel drohend, wiewohl ihm innerlich graute.

„So tödtet mich!" versetzte sie, „was liegt an dem Leben einer Zigeunerin?"

Er wandte sich ab und ging. Die Zigeunerin faltete krampfhaft die Hände zum Gebet.

Eine Woche später, am 9. Januar des Jahres 1506, lichtete die Flotte, mit welcher Philipp und Johanna nach Spanien segelten, die Anker. Auf einem der Schiffe war die Zigeunerin.

---

Die Irrung zwischen den beiden Königen Ferdinand von Aragon und Philipp von Castilien kam auf spanischem Boden zur Entscheidung.

In einem Eichwalde beim Flecken Zanabria auf den Landesgränzen von Castilien und Leon traten beide zur Zwiesprach zusammen; Philipp der Schöne kam umgeben von seinem ganzen prachtvollen Hofstaat und mit einem Gefolge von tausend Kriegsleuten zu Fuß und einem stattlichen Reitergeschwader, der greise König von Aragon unbewaffnet mit nur ein paar hundert Begleitern. Als Schwiegervater und Eidam einander ansichtig wurden, begrüßten sie und umarmten sich, des Gefolges wegen, mit dem Anschein herzlicher Vertraulichkeit, worauf sie Hand in Hand in eine Einsiedlerkapelle traten; Don Juan Emanuel folgte seinem

Gebieter, der Erzbischof von Toledo, der weise Ximenes, dem König von Aragon.

Mißtrauisch blickte Ximenes auf den Rathgeber Philipp's des Schönen, von dessen großem Einfluß auf den Gebieter er befürchtete, daß eine Versöhnung dadurch vereitelt werden möchte. Rasch besonnen faßte er Don Juan Emanuel an der Hand und sprach: „Señor Manuel, die Könige wollen frei und vertraulich miteinander sich unterhalten. Laßt sie uns allein lassen,“ und schritt, ihn mit sich ziehend, aus der Kapelle.

Juan Emanuel war überrascht; die geistige Oberhoheit des Erzbischofs imponirte ihm mächtig.

Draußen setzte sich Ximenes auf die Schwelle und sprach zu dem Groß-Schatzmeister von Castilien (zu dieser Würde hatte Philipp seinen Günstling erhoben): „Nehmt neben mir Platz, Señor, wenn es Euch beliebt. Doch was Ihr auch thun möget, wisset, daß ich immerdar das Thor meines Königs behüte, und so bin ich auch jetzt sein Pförtner und bleib's, getreu bis in den Tod.“

„Wähnet Ihr mich *meinem* Herrn minder treu?“ fragte Juan Emanuel, der sich jetzt erst von seiner Ueberraschung erholte, finster.

Ximenes erwiederte ihm nichts, sondern faltete die Hände und betete leise vor sich hin: „O sende einen Strahl Deiner Liebe in ihre Herzen, Du König der Könige, und durch Liebe entscheide ihren Streit, Du höchster Richter im Himmel und auf Erden! Erfülle sie mit Deiner Klarheit, auf daß alle Schatten des Hasses, welche sich zwischen beide gedrängt, davor schwinden,

und auf daß die irdischen Reiche ein Abglanz des himmlischen werden, in aller Kraft und Herrlichkeit! Amen."

Auf sein Schwert gestützt hörte Juan Emanuel dem Gebete des Erzbischofs zu, unwillkührlich entblößte er das Haupt und sprach das „Amen" mit.

Nach zwei Stunden traten die beide Könige aus der Siedlerkapelle, finsterer als sie hineingegangen waren; stumm reichten sie einander die Hände, und schweigend schritt jeder seines Weges, Ferdinand gefolgt von Ximenes, Philipp begleitet von Juan Emanuel. Es war im Juni, die Natur in voller Pracht, im reichsten Drange der schaffenden Lebenskraft; Friede und Jauchzen auf allen Zweigen, unter deren breiten Dächern sie gingen; nur diese beiden Naturen konnten sich nicht verstehen und zusammenfinden. Weder der Greis noch der junge König hatte Johanna's erwähnt. Die Unselige befand sich zu Benevent, und ihr Gatte hatte es für nöthig befunden, sie auf's Neue als Gefangene zu behandeln, damit der traurige Zustand ihres Geistes und Gemüthes der Welt verborgen bliebe und nicht zu den gehässigsten Vermuthungen Anlaß gebe.

Mehr als je erfüllte sie nämlich die furchtbarste Eifersucht. Sie hatte bemerkt, wie lebhaft sich ihr Gemahl um den Knaben Carlos bekümmerte, der allerdings als Pflegesohn Juan Emanuel's galt. Eben der Umstand, daß Philipp's vertrauter Günstling das Kind angenommen, bestätigte sie in ihrem diesmal nicht grundlosen Argwohn; noch mehr aber die auffallende, sprechende Aehnlichkeit der Züge. Die Heftigkeit ihrer Leidenschaft überschritt alle Gränzen, und ihr Wahnsinn bedrohte nicht bloß das Leben des

Knaben, sondern auch das Ansehen ihres Gemahls in ganz Castilien und Aragon. Sie wußte, daß die Zigeunerin ihr aus den Niederlanden gefolgt war, sie berief sie zu sich. Und obwohl Philipp die strengsten Befehle ertheilt hatte, daß Niemand zu seiner unglücklichen Gemahlin gelassen werde, die Zigeunerin fand dennoch Zutritt.

Als sie zu der Königin kam, lag diese auf der Erde ausgestreckt, das aufgelös'te lange Haar wallte über sie hin und bedeckte sie fast ganz. Gerade auf der Stelle, wo sie lag, bildete das Getäfel des Fußbodens ein Kreuz; die Arme darüber hin ausgebreitet, als umschlinge sie ein Kruzifix, sprach die wahnsinnige Königin: „All' Deine Qualen fühl' ich, o Du mein gekreuzigter Heiland! Es waren Qualen der Liebe, sie sind es noch. Aus Liebe für die Menschheit ließest Du Dich an das Kreuz schlagen! O weißt Du denn nicht, daß sie Dir treulos ward, so falsch und treulos wie Er mir? Du hast Dein Leben für sie hingegeben, und was ist Dein Lohn? Sie achtet Deiner nicht, sie verhöhnt Dich mit tausendfältigem Hohn jeden Tag; Du gibst ihr die Rosen Deines Blutes, und sie wirft sie stündlich an Buhlerinnen weg! Deine Thränen — wer lacht sie nicht weg? Deine offnen Wunden, — die Welt lacht hinein! O Du mein Heiland, Du allein weißt, was der Liebe Qual und Elend ist!"

In diesem Augenblicke trat die Zigeunerin ein. Sie hatte die letzten Worte gehört und lächelte grausenhaft in sich hinein, und in ihr schrie's: „O, auch ich weiß es!"

Die arme Königin hatte ihr Kommen nicht bemerkt. Die Zigeunerin mußte sich erst zu ihr niederneigen und sie anfassen.

Da stand Johanna auf, strich sich die verwirrten Haare zurück, blickte sie lange an und besann sich. „Die ganze Welt sagt gewiß noch: ich sei nicht recht bei Verstande," sprach sie dann zu ihr, „glaubst Du's auch? Du siehst mich ja. Ich habe gebetet. Können denn Wahnsinnige auch beten? Von Kindheit auf hörte ich: „Gott sei ein Gott der Liebe," und sieh': zu Dem eben habe ich gebetet, zu keinem andern. O wie froh bin ich, daß ein menschliches Wesen bei mir ist, daß ich nicht allein sein muß. Es ist entsetzlich, nichts als Liebe zu denken und allein zu sein. Denn: wär' man nur auch allein, ganz allein! Aber da kommt immer noch etwas Anderes . . . Fasse mich an, . . . so, . . . fest um den Leib und fest um die Schultern; nicht wahr, Du bist eine Gitana und weißt alle Heimlichkeiten? Hast Du nie gehört, daß die Juden Christenkinder schlachten, das heißt: opfern, wollte ich sagen!? Und weißt Du nicht, warum sie's thun? Es muß eine staunenswerthe Kraft in solch einem blutigen Opfer sein. Blut für Blut, und Blut sühnt Blut; nicht wahr? Frisches Blut lindert die heftigsten Schmerzen, mich dünkt: ich hätte einmal gehört, es verjünge sogar."

Die Zigeunerin schauerte am ganzen Körper zusammen. „Davon weiß ich nichts," sagte sie.

„Doch! Du weißt's, aber Du willst es nur nicht sagen," versetzte ihr die Königin; „Du fürchtest Dich vor der irdischen Gerechtigkeit. Ich weiß es. Es ist zum Lachen. Fürchte Dich nicht. Ich habe ja ihr Schwert in der Hand, und wofür wäre ein Schwert, als um Blut zu vergießen?"

„Was wollt Ihr von mir?" fragte die Zigeunerin.

„Rath und That," war die Antwort; „es ist hier ein Kind, — Carlos nennen sie's, — der Groß-Schatzmeister erzieht es als seinen Pflegling." Sie lachte laut auf. „Bin ich denn wahnsinnig," fuhr sie fort, „daß man mir zutrauen kann: ich sähe nicht mehr? Ich sehe so gut wie Du, so scharf, wie Ihr Alle sehe ich, so scharf wie Gott im Himmel; und so scharf als meine Sehkraft soll das Schwert sein, welches das Opfer schlachtet. Du weißt viele Heimlichkeiten, Monimeta, du weißt die Bräuche, die zu einem Opfer nöthig sind, damit es die Bedeutung eines solchen erfülle."

„Was soll ich thun?" schrie die Zigeunerin entsetzt.

Die wahnsinnige Königin zog sie dicht an sich und flüsterte: „Mach ein Wachsbild, Gitana! Stich hinein, aber triff das Herz! Hörst Du? . . . Halt, halt! Ich will dabei sein; ich will selber zielen, und ich werde treffen. Bin ich ja doch getroffen, ich unglückseligste Frau!"

Schaudernd wandte sich die Zigeunerin von ihr ab.

„Du willst nicht? Du bist bestochen!"

„Nein!" sprach die Zigeunerin, „das bin ich nicht. Und bei Gott: eher wollte ich Euch selbst das Herz durchbohren, als dem Bilde des Knaben." Mit diesen Worten entfernte sie sich, und die Königin blieb rathlos allein, ihrem finsteren Hinbrüten überlassen. Fest hatte der Gedanke in ihr Wurzel geschlagen, daß nur das Blut des Kindes, welches sie für das ihres Gatten hielt, die Treue des letzteren unauflöslich an sie ketten könne. Dieser Gedanke verließ sie weder bei Tag noch bei Nacht, und unablässig sann sie über dessen Verwirklichung nach.

Die gräßlichste Angst folterte die Mutter des Kindes. Was sollte sie thun, um ihren Carlos vor der wahnsinnigen Königin zu retten? Sie benützte jede Gelegenheit, sich derselben zu nähern und dem Gang ihrer Gedanken eine andere, unblutige Richtung zu geben. Doch Alles war vergebens, und bald überzeugte sie sich, daß bei ihrem fortwährenden Weigern gegen das Verlangen der Königin ihre eigene Sicherheit gefährdet sei. Der letzte Ausweg, das einzige noch übrige Mittel schien ihr: sich dem Groß-Schatzmeister Juan Emanuel zu entdecken und seinen Schutz für den Knaben anzuflehen.

---

Mittlerweile hatte durch Vermittlung von Ximenes eine zweite Zwiesprache zwischen Ferdinand dem Katholischen und seinem Eidam in der Sakristei der Kirche zu Remedo, nicht weit von Valladolid, statt gefunden. Sie dauerte anderthalb Stunden und hatte den Abschluß eines schon früher in Vorschlag gebrachten Vertrages zur Folge, kraft dessen Ferdinand die Krone Castiliens seinem Eidam abtrat und auf die Regentschaft verzichtete, dagegen das Königreich Neapel, wiewohl es zum Theil mit castilianischem Volk und Geld erworben worden, zu seinen anderen Reichen und Herrschaften erhielt. Er versprach, sich aus Castilien nach Aragon zurückzuziehen, und verließ wirklich gleich nach jener Zusammenkunft in Remedo mit seiner jungen Gemahlin Germaine von Foix seine spanischen Reiche, um sich nach Neapel zu begeben. Seine unglückliche Tochter Johanna hatte er nicht gesehen.

Kurze Zeit nach seiner Entfernung zog Philipp mit seiner

Gemahlin in königlichem Pomp von Stadt zu Stadt; sein Gefolge von Deutschen und Niederländern war zahlreich, prachtvoll gekleidet, prunkte mit den edelsten Rossen und war, so wollte es Philipp, freigebig bis zur Verschwendung. Die Trabanten zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, lauter auserlesene Gesellen, die schönsten und größten aus aller Herren Ländern; ein herrlicher Anblick, wenn sie, in den Farben des Königs, die langen Hellebarden und Feuerbüchsen auf der Schulter, die breiten, mächtigen Schlachtschwerter an der Seite, langwallende Federn auf Mützen und Helmen, mit Sang und Klang vor dem Königspaare, demselben zur Seite und hinter ihm her, durch die Thore und Straßen so trutzig dahinschritten. Aber all' die Pracht des Gefolges und der Geleitschaft diente nur dazu, die männliche Schönheit des stattlichen jungen Königs noch mehr in's Licht zu stellen; alle Herzen flogen ihm zu, wo er sich auf seinem feurigen Rosse zeigte, mit kräftiger Hand es meisternd, und dabei überall hin freundliche Blicke sandte und dem Geringsten wie dem Höchsten gleich mild zuwinkte. Es war, als zöge der Frühling selbst, wie ein siegreicher Held, zum ersten Mal in Castilien ein; so zaubergleich wirkte die Erscheinung des jungen Königs, der aus der fernen Fremde gekommen, auf alle Hoffnungen des Volkes. Aber wie eine geschmückte Leiche war die bleiche Königin, die auf ihrem milchweißen Zelter ihm zur Seite ritt, anzuschauen; dem König, welcher die trostlose Nacht ihrer Seele kannte, graute es, wenn er daran dachte, wie er sie mit sich gleichsam zur Schau umherführe. Sie selbst war theilnahmlos für den Jubel des Volkes; starr blickte sie vor sich, in ein furchtbares Brüten verloren, in

Nacht versunken, aus welcher nur zuweilen immer wieder ein und derselbe Gedanke, an das Blut des Kindes, aufblitzte.

Zu Valladolid wurde die Krönung Philipp's und Isabellen's, nachdem sie dem Reiche den üblichen Eid der Treue geschworen, mit der größten Pracht begangen und ihr ältester Sohn Carlos feierlich als Prinz der Krone Castilien ausgerufen und anerkannt.

Von Valladolid begab sich der König nach Burgos, der Hauptstadt von Alt-Castilien, wo er seinen Liebling Juan Emanuel zum Gouverneur ernannt hatte. Juan Emanuel dachte, als er seine neue Würde antrat, an die Weissagung der Zigeunerin, als diese, welche sich durch alle Wachen im Palaste Platz gemacht hatte, plötzlich in sein Gemach stürzte und vor ihm hinknieete. Freudig überrascht erkannte er sie und gern gab er ihrer Bitte Gehör, als sie ihn mit athemloser Hast um die Gnade anflehte, ihn ohne Zeugen sprechen zu dürfen.

„Was wünschest Du von mir, Gitana?“ fragte er sie freundlich; „sprich frei und offen; doch rasch, denn ich habe dem Könige ein großes Fest bereitet, und die Stunde naht, in welcher er selbst hier als mein Gast erscheint.“

„Rettet Euren Pflegling Carlos vor der Königin!“ sprach sie hastig in ihrer Angst, „von Stadt zu Stadt folgte ich Euren Spuren, bis es mir endlich heute erst gelang, Euch zu sprechen. O kein Verzug, keine Stunde Verzug; der Wahnsinn der Königin ist gräßlich, er mordet das Kind!“

„Um des Himmels willen!“ rief Juan Emanuel erschrocken. „Sprichst Du die Wahrheit? Gib Beweise . . .“

„Fordert keinen Beweis! Rettet das Kind! Die Königin

wähnt: nur das Blut des Kindes sichre ihr die Liebe ihres Gatten für Zeit und Ewigkeit."

In Juan Emanuel wurde allgemach ein Argwohn rege: „Ich weiß wohl," begann er nach einigem Besinnen, „es schleichen hier Menschen umher, denen die allgemeine Freude verhaßt ist, und die kein Mittel scheuen, um das wechselseitige Vertrauen zwischen Herrscher und Volk zu untergraben, die den Castilianer auf den Brabanter, diesen auf jenen eifersüchtig machen, die das Verhältniß des königlichen Paares zu verdächtigen suchen. Ich kenne die Beweggründe; ich sehe die Miene Ferdinand's des Katholischen beim Abschied noch lebhaft genug, sie war so fröhlich, daß die Hoffnung eines baldigen Wiederkommens deutlich darin zu lesen stand. Weib, wie soll ich Dir glauben?"

„Ich bin die Mutter des Kindes, bin Juanita!"

Juan Emanuel trat überrascht zurück. Sie richtete sich empor und sprach in reinster Castilianischer Sprache: „Diese Farbe, diese Mäler auf meinem Antlitz sind eine Lüge. Erinnert Ihr Euch dieses Tones wieder? Wehe mir, daß ich je diese Maske wählte. Wehe dem Menschen, der mit seiner eigenen Willenskraft das Schicksal schaffen zu können wähnt! Wehe dem, der den Gedanken der Rache in sich aufsäugen kann, und dabei noch einen stillen, heimlichen Platz im Herzen als Asyl für die Liebe aufbewahren will. Philipp hat mich geliebt, Philipp hat mich betrogen; ich dachte daran, mich einst an ihm durch sein Kind zu rächen! Damals vergaß ich einen Augenblick lang, daß es auch mein Kind! Die Liebe hat den Haß besiegt, aber nun rächt sich der Haß, daß ich ihn aufgegeben. Verloren, unglückselig,

wohin ich blicke! Was ist alle Qual der Liebe gegen der Liebe Lust! Ich hatte das Kind! Ich lasse es nicht! Ich hab's Euch anvertraut; so, dachte ich, wächst es sicher heran, schön und herrlich, und kein Haar auf dem Haupte wird ihm je gekrümmt. Vergeblich, vergeblich! Die Aehnlichkeit war's, was den Argwohn der Königin weckte. Beim Erbarmer im Himmel, rettet mein Kind, oder ich vollbringe an der Königin selbst, was sie durch die Zigeunerin am Kinde vollbracht wissen will."

Juan Emanuel war tief erschüttert und erwog reiflich, was nun geschehen sollte. Endlich fiel ihm eine passende Auskunft bei: „Beruhiget Euch, Juanita," sprach er mild zu ihr; „mich dünkt: das Beste wäre, wenn Carlos nach Deutschland zu seinem Großvater Maximilian gebracht würde. Ein edler, ritterlicher Herr, der ihn trefflich erziehen wird! Bei ihm ist das Kind vor jeder Nachstellung der unglücklichen Königin sicher; Ihr reiset mit ihm, und ich will Euch — mein Wort zum Pfand — eine Geleitschaft von auserlesenen, treu-erprobten und tapfern Männern mitgeben. Vertrauet mir ganz, verscheuchet jede Sorge und lasset frische Hoffnung, neuen Lebensmuth in Eurer Seele einkehren."

„Das lohne Euch Gott, edler Herr!" rief Juanita aus der vollen Inbrunst ihres Herzens. „Aber ich beschwöre Euch," fuhr sie alsogleich, aufs Neue beunruhigt, fort, „wenn Eure Gnade vollen Werth haben soll, so laßt die Anstalten zur Abreise noch heute treffen, noch in dieser Stunde."

„Das ist nicht möglich! Ich erwarte jetzt in jeder Minute den König, wie Ihr wißt . . ."

„Und ich in jeder Sekunde eine entsetzliche That der Königin.

O, Ihr kennt sie nicht. Der Gedanke, den sie einmal gefaßt, ist ihr böser Geist, der sie so lange foltert, bis sie ihm ein Opfer gebracht. Ich klage sie nicht an, o Gott, es jammert mich ihrer. Aber es ist so, wie ich sagte. Drum keinen Aufschub, edler Herr! Im Namen der Unschuld, bei Eurer Treue zum König, o, um des Königs willen fleh' ich zu Euch: keinen Aufschub!"

Da klangen von ferne Trompetenfanfaren. — „Der König!" rief Juan Emanuel. Schon ließen sie sich näher vernehmen. „Ich bitte Euch," drängte der Gouverneur.

„Ich weiche nicht!" sprach Juanita. „Mag der König mich finden! Fußfällig erbettle ich die letzte Gnade von ihm. Er ist König, er muß jedem zum Recht helfen, und wo ist ein Recht, heiliger als das meinige und das meines, seines Kindes!"

„Nein, er darf Euch jetzt nicht sehen! Wenn seine Leidenschaft wieder erwachte."

„O Herr, dieser Anblick erweckt sie nicht! Und wüsche ich auch die braune Maske von meinem Antlitz, — Gram und Sorgen haben es längst gefurcht!"

„Nun denn..." Der Gouverneur schellte. Ein Hauptmann trat herein. „Esteban!" rief ihm der Gouverneur hastig entgegen, wies ihm Juanita und ertheilte ihm den gemessenen Befehl: „Noch heute! Bei Eurer Ehre: noch heute!"

„Noch in dieser Stunde," fügte Juanita hinzu, und eilte fort, ihren Knaben zu holen.

---

Am Morgen des anderen Tages bewegte sich ein kleiner Reisezug in einem anmuthigen Thale, das ein brausender Bergstrom

durchschlang. Im Vordergrunde dessen steile Felsenufer, weiterhin eine hohe Brücke, über welche der Weg führte, dann ein breiter Wiesengrund im saftigen Grün, worauf der Herbstsonnenschein in voller Pracht lag; im Hintergrunde höher emporsteigende Berge, deren sanfte Conturen sich scharf aus dem Horizont hervorhoben. Juanita ritt auf einem stattlich aufgeschmückten Maulthiere; den kleinen Carlos hatte Esteban, ein freundlicher, alter Kriegsmann, zu sich aufs Pferd genommen, er zeigte dem Kinde die Handgriffe, plauderte traulich mit ihm und ergötzte sich an dessen klugen Fragen und Antworten. Zwanzig treffliche Kriegsgesellen folgten zu Roß.

„Der Kaiser," sprach Esteban zu dem Kleinen, . . . „aber seht nur, wie der Junge den Griff schon vollkommen los hat; das gibt einen Reiter wie St. Georg!... Was ich sagen wollte: der Kaiser (gekrönt ist er eigentlich noch nicht), der ist das beste Vorbild, das Du finden wirst. Er ist in allen Landen dafür bekannt. Rosse tummeln, Falken baizen, Gemsen jagen, — er sucht seines Gleichen in solchen Künsten und an Verwegenheit ist er der Erste. Es sind Berge in Deutschland, hört' ich sagen, steil wie ein Kirchthurm, aber der Gemsenjäger klimmt sie hinan. Es ließe sich ein ganzes Buch voll schreiben von allen den Fährlichkeiten, die er ebenso tollkühn aufgesucht, als glücklich überstanden hat."

Sie näherten sich jetzt der Brücke, die sich im hohen Bogen von einem jähen Felsufer des schäumenden Waldstromes zum andern schwang.

„Antonio!" rief der Hauptmann einem seiner Reiter zu,

„sprenge zu der Dame heran, reite an der gefährlichen Stelle neben ihr und fasse den Zügel des Maulthiers. Vorsicht schadet nie!“

Sie hatten die Brücke erreicht, und kaum waren jene Worte gesprochen, als Esteban's Pferd einen Fehltritt machte und stürzte. Unmuthig riß es der Reiter empor und gab ihm, nicht achtend, daß er den Knaben bei sich im Sattel hatte, ein paar so gewaltige Spornstöße in die Seite, daß es plötzlich hoch emporsprang.

„Jesus Maria!“ schrie Juanita, sprang in ihrer Angst vom Maulthiere herab und eilte voran, um kühn dem Pferde in die Zügel zu greifen. Da scheute dies vor ihr, vergeblich rief ihr der Reiter zornig zu: „Zurück, zurück!“ Die Angst um ihr Kind verscheuchte ihr jeden Gedanken an die eigene Gefahr. „Seid Ihr besessen?“ schrie Esteban, der sich alle mögliche Mühe gab, sein Roß zu beruhigen, und es bald streichelte, bald die Zügel nachgab, bald sie wieder fester anzog. Vergebens, das scheue Roß hob sich mächtig, — ein Satz über das niedere Geländer der Brücke, und drunten im Waldstrom lagen Roß und Reiter. Juanita stieß einen unartikulirten Schrei aus und wollte ihrem Kinde nachspringen; Antonio faßte sie noch im rechten Augenblicke und hielt sie, so sehr sie auch mit ihm rang, zurück. Ohnmächtig sank sie in den Armen des Reiters zu Boden, während die andern rasch zu beiden Seiten fortsprengten, um Esteban und den Knaben zu retten. Es war umsonst. Nur das Roß war, wie durch ein Wunder, unversehrt. Esteban war zerschmettert, die Flut hatte ihn an einen gewaltigen Felsblock getrieben; an dem Knaben, den er an sich gebunden, war keine Verletzung zu sehen; aber er war eine Leiche.

---

Philipp der Schöne fühlte sich am Tage nach jenem Feste, welches Juan Emanuel ihm zu Ehren veranstaltet hatte, unwohl. Er hatte mehrere muthige Pferde getummelt, sich hierauf ziemlich lange mit Ballspiel erlustigt und, als er dadurch sehr erhitzt war, rasch einige Becher Eiswasser, gemischt mit würzigen Essenzen, hinabgestürzt. Soviel wußte man als Ursache seines Uebelbefindens, welches die herbeigerufenen Aerzte als ein Fieber, jedoch als ein ungefährliches, erklärten. Zu dem Fieber gesellte sich auch noch Seitenstechen.

Auf die erste Nachricht von seinem Uebelbefinden eilte Johanna zu ihm, und ihre ganze Leidenschaftlichkeit machte sich Luft, als sie ihn auf dem Krankenbette liegen fand. Sie sah ihrer baldigen Niederkunft entgegen, ein Umstand, der ihren Gatten milder gegen sie stimmte, als er es sonst war, ermüdet durch die jahrelange Qual, die er von ihrer Liebe und Eifersucht zu erdulden hatte.

„Du darfst, Du sollst mir nicht krank sein," sprach sie, indem sie vor ihm niederknieete und seine heißen Hände in den ihrigen faßte; „Du bist mir wie Dir die Sonne in Deinen Reichen. Die Thoren, die da sagen: sie gehe ihnen unter, während sie den Völkern in Deinen andern Reichen überm Ocean erst aufgeht! Sie scheint immerfort und nur wir Menschen wähnen eine Zeit lang trostlos das Gegentheil... Fort, ihr Gedanken an Nacht! In mir ists fort und fort heller Tag; da leuchtet und funkelt Alles, und sprüht tausend Flammen."

„Ich freue mich, Dich in solcher Stimmung zu wissen," erwiederte ihr Philipp; „wie viel heilsamer ist sie für Dich selbst,

als jenes Versenken in Dämmerung und Nacht, wie es Dir manchmal eigen, und wie glücklich könntest Du mich durch eine solche Helle machen! Wie hold könnten unsere beiden Naturen dann im steten Einklang zusammentreffen, — und weithin zögen süße Friedenslieder über unseren Reichen."

Während er noch so sprach, zuckte plötzlich der Gedanke an das Kind seiner Liebe durch Johanna's Seele, und statt des heiteren Sonnenscheines flammte die Glut der Hölle darin. Der Wahnsinn überwältigte sie und lieh ihr so viel Verstellung, daß sie ihre Zärtlichkeit verdoppelte, während sie nach Blut dürstete, daß sie sanfter, hingebender als je erschien. Sie neigte ihr Haupt an die Brust des Gatten und sprach in einem einschmeichelnden Tone: „Sieh, so umschling' ich Dich, wie ein zartes, geliebtes Kind, so ganz in meiner Gewalt hab' ich Dich, und Dein Herz soll mir, wenn ich mir eine Gunst von Dir erflehe, so wenig Widerstand leisten, als diese Lippen, die ich küsse, als diese Hände, die ich fest in den meinigen halte."

„Was verlangst Du von mir, süßes Weib!"

„Versprich mir zuvor die Gewährung ..."

„Wie kann ich! Weiß ich doch nicht, ob sie, bei meinem besten Wollen, in meiner Macht steht!"

„Würde ich Dich wohl darum bitten, wenn ich dies nicht im Voraus wüßte? Auf diese Gefahr hin fasse ich Dich am Worte. O versprich mir's immer, zu gewähren, denn Du kannst es."

„Nun denn, so nimm mein Wort, und sag' mir, was Du wünschest."

„Schwöre mir's!"

„Wie Du drängst! Seltsam!“

„Schwöre mir's, Philipp! bei allem, was Dir theuer ist, bei meinem Leben, bei dem unserer Kinder schwöre mir's zu!“

„Ich schwöre es,“ stammelte er, seine Pulse flogen, seine Stirne berührte brennend die ihrige. das Fieber steigerte sich bei ihm bis zu einem furchtbaren Grade.

Johanna, einzig und allein von dem Gedanken an ihr Verlangen erfüllt. beachtete den Zustand ihres Gatten nicht und sprach, indem sie, von dem Instinkt des Wahnsinns geleitet, ihre wilde Freude unter erkünstelter Sanftmuth schlau verbarg: „Gib mir Deinen Sohn Carlos, das erstgeborene Kind Deiner Liebe. Du zürnest mir oft, daß ich Dich durch meine Eifersucht quäle. Ich will Dir zeigen, daß ich nicht eifersüchtig bin. Ich will Dein Kind von Juanita. Ich betrachte es als Dein Blut, und so soll es die Liebe des Vaters mir treu erhalten . . . Du schweigst, Philipp? Ha!“ rief sie mit losbrechender Wildheit, indem sie seine Hände plötzlich fahren ließ, aufsprang und ihn anstarrte: „Wie Du erröthest! Dein ganzes Antlitz Flamme! Wähnst Du: Du hättest mich die ganze Zeit über getäuscht? Ich hätte mit dem Auge der Liebe nicht durch all' diese Schleier hindurchgesehen, mit denen Don Juan Emanuel . . .“

Der Gouverneur trat in demselben Moment in das Gemach, als die Königin seinen Namen nannte. Er war im höchsten Grade bestürzt, sie bei dem König zu finden, aber diese Bestürzung ging in Grausen über, als Johanna im maßlosen Grimm auf ihn zutrat und hastig sprach: „Ich habe Philipp's Wort; er schwur mir bei dem Theuersten und Heiligsten, Juanita's Kind

soll mir überantwortet werden. Keine Weigerung! Keine Ausflucht! Keine Säumniß. Hochverräther nenn' ich Euch; — Euer Haupt auf den Block, wenn Ihr widerstrebt. Ich gebiete, ich, die Königin, — schaffe das Kind in meine Hände."

„Das Kind Juanita's?" fragte Juan Emanuel dumpf, zu Boden starrend. „Sprecht leiser, Königin!" fuhr er gebieterisch fort, „der König ist sehr krank. Nennt mich Hochverräther," setzte er mit einem entsetzlichen Lächeln leise hinzu, „ja, starret mich nur recht an, der Mord sieht aus Euren Augen; wollt Ihr jenes Kind, damit Ihr verzweifelt? Der Tod ist dem Morde zuvorgekommen. Steine könnten darüber weinen; Eure Thränen versteinern. Bete, bete, Du unglückselige Königin; oder willst Du mit Gott rechten, daß er Dir in den Arm gegriffen?"

Die wahnsinnige Königin war durch diese Worte Juan Emanuel's, durch die geistige Hoheit des Mannes überwältiget und wie festgebannt; willenlos wie ein Kind blickte sie scheu zu ihm hinan. Er faßte sie an der Hand und führte sie schweigend an's Fenster, das die Aussicht nach dem Hofe des Palastes hatte, wo eine Thüre zu der Kapelle führte... Sie blickte hinab, schrie verzweiflungsvoll: „Mein Carlos!" und wollte zu dem kranken König, ihn vom Lager emporzureißen. Sie hatte die Leiche des kleinen Carlos gesehen, welche im offnen Sarge in den Hof des Palastes gebracht und jetzt vor der Kapelle niedergesetzt worden war. Die Aehnlichkeit des Kindes mit ihrem Gatten, mit ihrem eigenen Kinde hatte sie getäuscht. „Es ist der Sohn Juanita's!" sprach Juan Emanuel, „Euer Carlos lebt. Aber betet, betet Königin!"

Statt der Antwort lachte sie ihm in's Antlitz. Er verhüllte sich die Augen mit beiden Händen, schritt dann rasch und leise zum Bette des Königs, und erkannte mit neuen Schrecken, daß das Fieber im steten Steigen begriffen war, ohne daß irgend ein Diener einzutreten wagte, weil Johanna bei ihrem Kommen es streng verboten hatte. Er eilte in die Vorgemächer, gebot, die Königin hinwegzubringen, und benachrichtigte die ungeduldig harrenden Aerzte von dem gefährlichen Zustande, in welchem er den kranken König gefunden zu haben glaubte. Dann näherte er sich der Königin, um sie gleichfalls davon zu unterrichten, und sie aufzufordern, daß sie, sich selbst bedenkend, sich entfernen möchte.

„Fort, Verräther!“ rief sie wild, „Dein ist alle Schuld; Du hast das Kind gepflegt, das mir und meinen Kindern Philipp's Liebe stahl. Ich hasse Dich, ich verachte Dich, ich verabscheue Dich. O Du Schlauer, ob ich Dich wohl durchschaue? Eine Lüge: der Bastard sei todt! Er lebt. Es gibt keinen Tod; denn gäb's einen . . .“ dabei starrte sie plötzlich wieder vor sich hin, und nach einer langen Pause fuhr sie bebend fort: „müßte dann nicht auch Philipp sterben?“

Die Aerzte, die Diener, und die Frauen der Königin traten herein. Die Aerzte erklärten den Zustand des Königs für so gefährlich, daß sie fast keine Hoffnung gaben. Die Frauen bemühten sich vergeblich, ihre Gebieterin vom Krankenbette zu entfernen. „Ich will nicht fort. Wer wagt es, Hand an die Königin zu legen?“ rief sie. „Gottes Fluch über Den, der es wagt!“

Inzwischen war die Leiche des kleinen Carlos in die Kapelle getragen worden und Juanita war, unkundig der mittlerweile

stattgefundenen Vorfälle, in das Gemach getreten. Rasch hatte sie den Zusammenhang erkundet und die letzten Worte der Königin vernommen. Juanita war ruhig, königlicher als die Königin. So trat sie zu Johanna, im höchsten Trotz der Menschennatur und eines Mutterherzens, und sprach: „Ich wage es; hab' ich doch Gottes Fluch nicht mehr zu fürchten! Getroffen hat mich, was ihr seinen Fluch nennt. Frevelt nicht! Sagt: „Strafe," statt „Fluch;" sagt: Gerechtigkeit! Ich fühle die Hand des Allmächtigen. Gott hat mir nur Eins gegeben, aber damit Alles; er hat es mir genommen, und damit allen Haß. Anbetend in Verzweiflung sag' ich: Herr, Dein Name sei gelobt. Hinweg, Königin! Du hast noch andere Pflichten. Ich bin Juanita. Folge mir."

Mit ängstlicher Spannung blickten Juan Emanuel und alle Anwesenden auf die Königin. Gehorsam wie ein Kind folgte sie der Mutter, die ihr einziges Kind verloren hatte und die sie in ihre Gemächer führte.

Juanita blieb Tag und Nacht bei ihr, um zu verhüten, daß sie zu *ihrem* Gatten eile. Juanita fand in der Erfüllung dieser Pflicht gegen die Nebenbuhlerin eine moralische Erhebung, durch welche sie ihren Verlust leichter ertragen konnte.

Die Leiche wurde am vierten Tage nach Philipp's Erkrankung feierlich bestattet und Juan Emanuel vertrat, seinem Gebieter getreu, auch bei diesem Ereignisse die Rolle eines Vaters. Der Vater selbst ahnte nichts davon, daß der holde Knabe gestorben; Philipp der Schöne schien sich zu erholen, als sich Johanna die Entfernung Juanita's (aus Veranlassung des Begräbnisses) zu

Nutzen machte, um zu dem geliebten Gatten zu eilen. So heiß sie ihn liebte, so verrieth doch der Wahnsinn die furchtbarste Qual ihrer Seele, die Eifersucht, noch immer. Einmal plötzlich entfesselt, tobte ihre Leidenschaft, sie und ihn verzehrend; und als sie ihn wieder sah, war ihr erster Zuruf, statt jeden Grußes, statt jeder Frage: „Dein Carlos ist todt."

Er schlug die Augen auf und blickte sie groß an. „Carlos?"

„Dein Carlos! Nicht unser Carlos! Nicht der unsre! Ich danke Gott!" Und sie betete in der That aus voller Inbrunst, Gott dankend, daß dieser todte Carlos nur das Kind der Feindin war. „Es ist kein Frevel vor Gott; Gott begreift, was uns Menschen unbegreiflich ist; Gott versteht's." Philipp traf dieses Triumphjauchzen tödtlich. „Johanna!" rief er auf einmal während einer langen Pause, in der sich beide Gatten Aug' in Aug', Hand in Hand, Herz an Herz geruht. „Gott erbarme sich Deiner und meiner!" fügte er leise, mit brechender Stimme hinzu. Und immer leiser bat er sie mit einer rührenden Innigkeit: „Hasse die arme Juanita nicht! Hasse mich. Aber so wahr ich bald vor Gott zu stehen hoffe, glaube mir, Johanna, wenn Du auch meine erste Liebe nicht warst, so liebte ich Dich doch und liebe Dich noch aus voller Seele. Vergib, o vergib mir, wenn ich jemals hart gegen Dich war. O ich habe der Liebe Qual, aber auch der Liebe Seligkeit in so vollem Maaße empfunden! Süß schlummre ich ein, da die Schwingen der Liebe über mir säuseln, des Cherubs, — wie kühlt es! Wie lächelt der Knabe! Der todte Carlos lebt. Zweifle nicht, Johanna! Alle Schönheit, Lebensfülle, Kraft und Herrlichkeit, die dem Todten beschieden war,

lebt für den Lebenden und lebt in ihm. Mein ganzes Selbst, mit aller Thatkraft, mit allen Hoffnungen dazu, lebt in ihm schöner und mächtiger; und so sei getrost! Bin ich auch aller Welt todt, Dir sterb' ich nicht!"

„Nein!" rief Johanna jauchzend in ihrem Wahnsinn, „mir stirbst Du nicht, nennte Dich auch alle Welt todt! Mir nicht! Nun und nimmer! Das wußte ich lange, und nun, da Du selbst es sagst, ist mir, als hätte ich Gottes Stimme vernommen. Ja, das hab' ich! Die Narren von Aerzten, die vom Sterben sprechen! Du stirbst nicht! Nie bist Du todt! Mein ganzer Glaube, meine ganze Religion hängt daran. Du hast es gesagt; es ist wahr."

Leiser fuhr er fort: „Mißversteh' mich nicht, meine Johanna!... Ich beschwöre Dich . . . Unsere Kinder! . . ." Seine Stimme brach, sein Bewußtsein schwand. Er fing an, wild und verworren zu phantasiren von Schlachten und Siegen, von Mauren und Türken; bald stand er an der Seite seines Vaters, des Kaisers Maximilian, als erwählter römischer König und focht, das Reichspanner entrollt, gegen den Löwen von San Marco, bald war er in Tunis, die Kreuzesfahne aufpflanzend, und Tausende von befreiten Christensklaven knieeten um ihn, ein Tedeum anstimmend; bald sprach er zu ihr, wie zu Juanita, — er hatte sie zum ersten Male gesehen, er erzählte ihr, daß er die Tochter Ferdinand's und Isabellen's, die schöne Johanna zum Altare führen müsse, und versprach seiner Juanita: er werde sie nie vergessen; dann erzählte er wieder seiner Johanna, er habe einen wunderlichen Traum gehabt, worin er sie in einer anderen Gestalt gesehen und geliebt, sie selbst sei es gewesen und doch nicht ganz,

sie habe ihm einen Carlos geboren, und doch sei es ein schönerer Carlos; sie müsse ihm verzeihen, sie müsse ihn lieben, denn es sei derselbe Carlos, der Lebende sei todt, aber der Todte sei doppelt lebendig.

Johanna lauschte auf diese Fieberphantasieen, als lese ihr ein Priester aus dem Wort Gottes vor, und sie versenkte sich darein so ganz und gar, so Stunde für Stunde, so Tag für Tag und Nacht für Nacht, daß sie am siebenten Tage seiner Krankheit, am Morgen des 25. September 1506, nicht wußte, daß er unter ihren Küssen gestorben war. „Weckt ihn nicht!“ sprach sie zu den Aerzten, welche ihr dies bedeuten und sie von ihm entfernen wollten, — „seht ihr denn nicht, wie süß er eben schläft? O dieser Schlummer ist der sicherste Vorbote seiner Genesung. O, ich weiß, ihr gönnt sie ihm nicht. Ihr Alle, wie ihr da seid, ihr seid von meinem Vater bestochen, der ihn haßt. Haß! Haß! Es ist zum Lachen! Setz' ich denn nicht meine volle Liebe dagegen ein? Und wiegt ein Atom Liebe denn nicht alle Last des Hasses auf? Häufet, wenn ihr könnt, den Haß von Hunderttausenden zusammen, — o wie leicht, wie winzig leicht gegen die Liebe eines einzigen Herzens, das ihn ganz geliebt, wie ich!“

„Wie ich!“ Johanna hörte ein Echo. Juanita stand neben ihr; sie hatte die Worte der armen, wahnsinnigen Königin wiederholt; und flehend wie eine Bettlerin kniete sie jetzt vor diese und vor die Leiche Philipp's des Schönen hin und sprach die Bitte: „Ich habe schon mehr gelitten als Du, laß mich nun dies Letzte mit Dir leiden!“

„Du?!“ rief Johanna in voller Raserei; „Du, Du, Hin-

weg! Was störst Du seinen Schlummer! Ich durchschaue Dich, Du heuchelst Mitleid, Du willst mir seine Liebe stehlen, Du willst mir sagen: er sei todt, damit er als Todter ganz nur Dein sei! Nein, nein! sag' ich drauf. Er ist mein, ich lasse ihn nicht, und wenn Du sagst: er sei todt, so lügst Du, Verworfene!"

Juanita erwiederte darauf nichts; betend, das Antlitz von heißen Thränen überströmt, knieete sie vor Philipp's des Schönen Leiche und preßte dessen erkaltete Hände an ihre Lippen. Schweigend standen die Aerzte ringsum, in Schmerz versenkt Juan Emanuel und die ganze Dienerschaft, welche den Verlust des edlen ritterlichen Gebieters aus tiefster Brust betrauerten.

Als Johanna die arme Juanita sah, wie diese die Hände Philipp's des Schönen küßte, erwachte ihre ganze Eifersucht. „Verrätherin!" schrie sie, indem sie auf die Wittwe ohne Gatten, auf die Mutter ohne Kind losstürzte und sie mit der vollen Kraft des Wahnsinns fortschleuderte; „hinweg! Gott verdamme Dich tausendfach, daß Du mir die Liebe des Gatten stehlen willst, da er schläft! Den süßen, heiligen Schlummer entweihen! Hier bin ich im Recht, ich allein und sonst Niemand!"

Vergeblich bemühten sich die Aerzte, ihr auf eine schonende Weise die Gewißheit vom Tode ihres Gatten beizubringen. „Lüge!" rief sie lachend im Tone einer siegreichen, besseren Ueberzeugung. „Alles ist wider mich verschworen; aber wie die Sonne durch alle, alle Nebel, so bricht meine Liebe durch alle diese Ränke. Todt?! Todt, sagt ihr? Ich lache des Todes. Noch einmal und zum tausendsten Male: Es gibt keinen Tod! Seht ihr denn nicht, daß mein Philipp bloß schläft?"

„Wir treten morgen unsre Reise an, Philipp und ich, König und Königin, eine Rundreise, unseren Triumphzug durch unsre Reiche. Herbei, ihr edlen Herren von Castilien, sorgt dafür, daß es nirgends an Huldigung für meinen Gatten gebreche, daß jede Stadt, jedes Dorf, daß Reich und Arm, Mann und Weib, Greis und Kind sich schmücke, ihn würdig als König, als Unsterblichen zu empfangen, als ewigen Fürsten der Jugend! Daß überall Blütenkränze, daß überall Festgeläute! Ich will's, ich, die Königin; ich mache euch dafür verantwortlich. Aber daß kein Weib ihm begegne, befehl' ich, — hört ihr? kein Weib! Bei eurem Leben!"

Mit diesen Worten sank die arme Königin erschöpft und bewußtlos vor der Leiche ihres Gatten zu Boden.

Einige Wochen später genas sie glücklich von einer Tochter, der Infantin Katharina; die Nacht ihres Geistes erhellte sich nicht.

---

Es war in der Nacht vom Allerheiligentage zum Allerseelentage, als an der Pforte der Karthause Miraflor bei Burgos heftig die Glocke gezogen wurde. Die Brüder waren in der Kirche versammelt, wo der Sarg König Philipp's stand und Tag und Nacht die Gebete zum Heil seiner Seele gesprochen wurden. Kaum hatte der Bruder Pförtner das Klosterthor geöffnet, als die Königin in die Kirche eilte, mit solcher Hast, daß ihr der Bischof von Burgos und einige Edelleute, die auf ihr Begehren mit ihr zur Karthause gekommen waren, kaum zu folgen vermochten. Ehrerbietig nahte ihr der Prior und fragte nach ihrem

Begehren, während die übrigen Brüder, ohne sich durch die Ankunft der Königin stören zu lassen, fortfuhren, die Todkengebete zu sprechen. Die Blicke der Königin waren so hell, der Ausdruck ihres Antlitzes so ruhig, daß der ehrwürdige Prior bereits im Stillen dem Himmel für ihre Erlösung vom Wahnsinne dankte. Die Königin trat an den Sarg und erwiederte auf seine Frage: „Man hielt mich für geisteskrank, — ein Vorwand, um mir, der rechtmäßigen Königin dieses Reiches, die Freiheit zu entziehen. Ehrwürdiger Vater, könnt Ihr es glauben, könnt Ihr es billigen, daß treulose Diener und Vasallen mich außerdem durch eine Lüge täuschen zu wollen und mein gesalbtes Haupt zu beleidigen wagten? Sprecht, frommer Diener Gottes, ist es nicht wider alles göttliche und menschliche Recht, der Gattin den Gatten vorzuenthalten, der ihr durch wunderbar-geheimnißvolle Kraft eines heiligen Sakramentes angehört? Ist es nicht der furchtbarste Frevel, auf jene Worte bei der Einsegnung: „Ihr sollet verbunden sein und nur der Tod soll euch scheiden," den Plan eines Truges zu bauen? Seht: in diesem Falle bin ich. Um mir den Gatten zu nehmen, lügt man mir frech ins Antlitz: „er sei todt! unsere Ehe sei aufgelöſ't." Und um dieser Lüge den täuschenden Schein der Wahrheit zu verleihen, stellt man diesen verschlossenen Sarg in der Kirche auf, behauptet: Philipp der Schöne liege darin, und läßt allerorten Messen für's Heil seiner Seele lesen, Gebete und Litaneien halten, wie ich es denn hier mit eigenen Ohren vernehme. . ."

„Führe uns nicht in Versuchung," beteten eben mit lauter Stimme die beiden vor dem Sarge knieenden Mönche, und alle

übrigen sprachen hierauf eintönig: „Und erlöse uns von allem Uebel, Amen!“

„Ihr selbst,“ fuhr die Königin, zu dem Prior gewendet, fort, — „Ihr selbst theilet jene Schuld; aber ich glaube in aller Demuth, wie ich sie Eurem heiligen Gewande schuldig bin, daß Ihr nicht täuschen wollt, sondern nur selbst getäuscht werdet.“

„Weder das Eine, noch das Andere,“ entgegnete der Prior; „die Wege des Herrn sind dunkel und wunderbar, unerforschlich ist sein Wille, der Euch diese schwere Prüfung auferlegte. Betet, o Königin, in den Worten des Heilands: „Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige!“ Betet mit uns am Sarge Eures Gatten für dessen Seelenheil!“

„Eine Lüge!“ rief sie, in plötzlich losbrechender Wildheit, und grausig scholl ihr Lachen in den dunklen Hallen der Klosterkirche. „Als ob ich nicht wüßte, daß Philipp, während man vor seinem leeren Sarge knieet, längst heimlich aus Spanien fort in die Niederlande gezogen! Als ob ich sogar den Beweggrund nicht wüßte! Ich will den Trug entlarven. Man öffne den Sarg!“

„Ehret das Recht der Todten!“ sprach jetzt der Bischof von Burgos abmahnend zu der Königin.

„Wird denn das Recht des Lebendigen geehrt?“ rief Johanna; „lügt Ihr das Leben nicht zum Tode, damit ich selbst bei lebendigem Leibe als Todte umherwandle? Nichts vom Rechte der Todten; was soll diese Lüge noch immer? Ich berufe mich auf das Recht des Lebens, auf mein heiliges, unverjährtes, vollgültiges Recht! Man öffne den Sarg! — Was zaudert Ihr? Ich will's, ich, die Königin! Was streckt Ihr mir die Hände so flehend

und abwehrend entgegen? Ich weiß es, ich will es Euch sagen. Weil Ihr vor der Entdeckung Eures Betruges, weil Ihr vor meinem Grimme zittert, wenn der geöffnete Sarg sich als leer erweist."

„Ich gestatte die Oeffnung des Sarges nicht," sprach jetzt der Prior mit Festigkeit; „der Königssarg ist unserem Kloster anvertraut, und als der Erste unter meinen Brüdern beschütze ich den Todten."

„Oeffnet!" gebot die Königin noch einmal; ihre Blicke funkelten wie die einer Tigerin, der man das Junge geraubt. Der Bischof besorgte, durch längeres Widerstreben möchte sie bis zu einem Grade gereizt werden, daß sie irgend etwas beginne, wodurch die Heiligkeit des Ortes entweiht würde. Deßhalb suchte er die Bedenklichkeiten des Priors zu beschwichtigen, und der Sarg wurde geöffnet. Die Leiche Philipp's des Schönen lag in demselben sehr wohlerhalten; die Anmuth der Züge, der er seinen Beinamen dankte, war noch dieselbe wie im Leben, das lange, goldgelbe Haar floß auf die breiten Schultern nieder.

Lautlos und thränenlos starrte Johanna die Leiche ihres Gatten lange an; Alle, Geistliche wie Edelleute, in ihrer Umgebung ehrten ihren Jammer und Keiner wagte laut zu athmen. Endlich sprach Johanna plötzlich wieder: „Ja, das ist mein Philipp! Er schläft den Todesschlaf. Das rechte Wort: Todesschlaf. Von jedem Schlafe gibt's ein Erwachen, warum nicht von diesem auch? Gewiß! Freilich, ihr nennt das Erwachen von einem solchen Schlafe ein Wunder! Nun, ihr heiligen Männer, wenn ich euch glauben soll, daß Christus vom Tode erwachte, so wirket ein Wunder, so weckt meinen Gatten auf durch die Kraft

eurer Gebete. Ihr müßt es können, und so wahr ich glaube, daß Philipp nur schläft, und daß der Todesschlaf nur ein Schlaf ist wie ein anderer, und daß noch Barmherzigkeit im Himmel ist, und so wahr ich schon elend genug bin, weil er bloß schläft, und man im Schlafe nicht spricht und nicht sieht und hört, — die Schätze der neuen Welt, nehmt sie hin; jedes Gebet, jeden Gesang, jede Litanei, jede Messe, jeden frommen Seufzer will ich reichlich lohnen, wie noch nie ein Fürst der Erde gelohnt hat."

„Sie frevelt," sprach der Prior leise und ein Schauer ging über ihn.

„Der Herr vergebe ihr," erwiederte ihm der Bischof von Burgos eben so leise; „der Herr höret durch all' den Frevelklang ihres Irrsinns den mächtigen Grundton der Liebe, die da auf ewige Fortdauer hofft, und diese Hoffnung und Liebe bilden das Fundament ihres Glaubens."

„Auf! Auf!" rief sie jetzt; „auf zur Reise." „Erhebet das Brautbett, worin er so sanft ruht und so süß schläft! Traget sachte, daß kein Stoß ihn erschüttert."

„Was wollt Ihr beginnen, Königin?" fragten der Bischof, der Prior und die Edelleute durcheinander.

„Wir setzen die begonnene Rundreise durch unsere Reiche und Herrschaften fort," erwiederte sie in einem Tone, der jeden Widerspruch abwies. „Einen Wagen für den König und einen kleinen Platz darin für mich, denn ich trenne mich nun keine Sekunde mehr von ihm, bis zu dem Augenblicke, wann er endlich erwacht. Dann laßt eure Gebete zu Siegesliedern schallen, dann will ich dem Gott des Lebens Tempel bauen, dann sollen die Priester als

Könige auf Erden wandeln, und ich und Philipp, wir wollen in eine holde Waldeinsamkeit fliehen, wo Rothkehlchen Mährchen von todten Königen erzählt, und die alten Eichen unser treuer Hofstaat sind."

„Was beginnen?" fragte der Prior den Bischof leise. „Darf ich es geschehen lassen, daß die Leiche aus ihrer Ruhe aufgestört werde, daß die Wahnsinnige den Sarg mit sich umherführe, wie sie die Absicht dazu eben ausgesprochen hat? Ich bitte um Euren Rath und Befehl, hochwürdiger Vater, ohne den ich nichts thun noch lassen will oder darf."

„Lasset die arme Königin in ihrem Schmerze gewähren," versetzte der Bischof mild, „ich kann hierin keinen Frevel gegen Gott finden. Ueberlassen wir es dem besten Arzt, den er stets dem Gram sendet, der Zeit, daß sie Beiden Ruhe bringe, dem Todten und der Lebenden."

---

Und so geschah es denn nach der Königin Johanna Befehl. Der Sarg wurde aufgehoben, in einen Wagen gesetzt, und Johanna zog mit ihrem todten Gatten, dessen Erwachen sie von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde erwartete, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von einem Kloster, von einem Gotteshause und Gnadenorte zum anderen. Die seltsame Reise geschah stets nur bei Nacht; den Tag über wurde gerastet und die Leiche in einem geweihten Ort niedergesetzt, woselbst die Geistlichkeit, von der Königin reich beschenkt, Messen lesen und öffentliche Gebete für das baldige Erwachen des Königs abhalten mußte.

Dabei machte sich auch die Eifersucht der Königin stets noch geltend. Wohin sie mit ihrem Gatten kam, — keine Frau durfte sie begleiten, kein weibliches Wesen durfte sich an den Rastorten zeigen; ja, wenn sie ein Nonnenkloster erreichte, so zog sie es vor, auf freiem Felde zu bleiben, statt einer solchen Zuflucht sich zu bedienen. Ihr treuester Begleiter war der Zwerg des Erzherzogs; diesem vertraute sie am meisten, diesem allein gelang es, sie zuweilen durch seine Reden und Erzählungen, oder durch Vorlesen aus alten Geschichtsbüchern zu zerstreuen. Er mußte alle verbotenen Schriften der Juden aufsuchen, und aus denselben jede Sage ihr vortragen, welche auf die Fortdauer des Lebens irgend Bezug hatte; die grausenhaftesten waren ihr die liebsten und erheiterten sie am meisten; sie lachte darüber, wiewohl sie daran glaubte. So, wenn er ihr aus dem Sepher jóreh cha Maim erzählte, daß alle Todten in den Gräbern zittern, wenn ein Gottloser zu ihnen in die Gemeinschaft kommt, und wie sie zittern, sich erheben und Wehe über ihn rufen, und wie alle seine bösen Werke vor ihm hergehen bis zum Grabe und auf seinem Leibe stehen. Oder, wenn er ihr aus dem Berachoth berichtete, wie einst ein frommer Jude, der einem Armen in der Zeit der Theurung am Abend des neuen Jahres einen Schilling gegeben und darüber von seinem Weibe gescholten ward, die Nacht auf dem Begräbnißplatze blieb und zwei todte Jungfrauen mit einander reden hörte, wobei die Eine zur Andern sprach: „Komm, wir wollen in der Welt umhergehen und hinter dem Vorhang hören, was für ein Gericht über die Menschen kommen soll," und wie dann die Andere drauf erwiederte: „Ich kann nicht, denn mich haben sie

in einer Rohrdecke begraben; geh' aber Du hin und sag' mir's, was Du gehört hast." Und da vernahm die Erste, daß Alles, was beim ersten Regen gesät wurde, der Hagel zerschlagen sollte; und das vernahm der fromme Jude und säete erst beim zweiten Regen, und so ging seine Saat auf, und die aller Anderen, die beim ersten Regen gesäet hatten, ward zerschlagen. Da fragte aber den Frommen sein Weib um die Ursache, und er erzählte ihr, was er vernommen hatte, und es ward ein Zank zwischen diesem Weib und der Mutter der Jungfrau, die in der Rohrdecke begraben worden, und die Frau des Frommen sprach: „Komm her, ich will Dir Deine Tochter weisen, welche Du in einer Decke von Rohr hast begraben lassen." Und wie nun der Fromme im andern Jahre abermals auf den Begräbnißplatz ging, um das Gespräch der Todten zu belauschen, da sprach die Eine: „Komm, laß uns in die Welt gehen und hinter dem Vorhang hören, was für ein Gericht über die Menschen kommen soll." Aber die Andere sprach: „Lasse mich in Frieden, denn die Lebendigen wissen Alles, was wir mit einander gesprochen." Auch davon erzählte der Zwerg der Königin aus alten Schriften, daß der Todte Alles, was man von ihm spricht, weiß, so lange, bis der Sarg mit dem Deckel geschlossen wird; und viele andere ähnliche, talmudische Sagen, welche nicht verfehlten, einen bedeutenden Eindruck in ihr zu hinterlassen. So befestigte sich der treue Zwerg, welcher von der Wahrheit dieses Aberglaubens selbst auf's Tiefste durchdrungen war, immer mehr in ihrer Gunst.

Während Johanna so mit der Leiche ihres Gemahls im Lande umherzog (so erfüllten sich jene in der Raserei der Leiden-

schaft ausgesprochenen Worte Juanita's!) war ihr Vater Ferdinand der Katholische wiedergekehrt. Die Ursache alles Familienzwistes war gehoben, die unselige Regentschaftsfrage auf eine so betrübende Weise erledigt. Ferdinand konnte sich der Thränen nicht erwehren, als er seine arme Tochter und seinen noch im Sarge der Ruhe entbehrenden Eidam wiedersah. Er verschwendete alle erdenklichen Bitten und Vorstellungen an Johanna, um sie zu bewegen, ihrem Gatten die Ruhe im Grabe endlich zu gönnen. Sie wollte sich von ihrem Philipp durchaus nicht trennen. Endlich ließ Ferdinand Gewalt anwenden; so wurde sie denn von dem Sarge entfernt und dieser nach Granada gebracht.

Als sie allein war, rief sie verzweifelnd: „Wär's wirklich? Wär' er doch todt?“ — Und ein Schimmer drang in ihre Nacht; sie winkte den Zwerg herbei und sprach, sich zu ihm niederbeugend: „Jetzt glaube ich, daß Philipp todt ist. Lebte er, und ahnte auch nur den hundertsten Theil meines Jammers, daß ich von ihm getrennt sein muß, — o er hat mich doch geliebt, — er erwachte, schlösse mich in seine Arme, liebkoste und küßte mich und riefe mir zu mit jener Stimme, die mir stets wie süße Musik klang: „Warum weinst und jammerst Du denn, Johanna?“ Alles still, die ganze Schöpfung hat keine Stimme mehr; alle Nachtigallen und alle Stürme und alle Meereswogen sind verstummt, die Waldeswipfel sausen nicht mehr, das Wild ruft seinen geraubten Jungen nicht mehr nach, — Alles stumm und öd und todt. Auch ich bin todt, wenn ich auch jetzt die Hände rege, um sie vor's Auge zu pressen. Sind doch keine Thränen mehr darin!“

In dieser Stimmung zog sie sich in das Schloß Tordesillas

zurück, wie in ein Grab. Wohl gab ihr Ferdinand, ihr Vater, einen zahlreichen Hofstaat dahin, wohl ordnete er von Zeit zu Zeit die lustigsten Festlichkeiten daselbst an, um seine unglückliche Tochter zu erheitern. Sie sah und hörte davon nichts. Sie saß in den dunkelsten, verborgensten Gemächern, ohne Klage, ohne Thränen.

---

Am 4. April des Jahres 1555 saß sie, eine sechs und siebenzigjährige Greisin, in einem solchen dunklen, verborgenen Gemache des Schlosses Tordesillas, stumm, vor sich hinbrütend und allein. Der treue Zwerg war längst gestorben. Das Knarren der Thüre schreckte sie auf. „Kommt er endlich? Ist er aufgewacht?“ sprach sie mit bebender, brechender Stimme.

Die Thüre öffnete sich. Juanita trat ein. „Wer bist Du? Bringst Du mir Nachricht von Philipp?“ fragte die Königin.

„Du hast mich gehaßt,“ sprach Juanita, „aber als mein Carlos starb, hab' ich Dich wie eine Schwester geliebt. Ich folgte Deinen Spuren überall, wohin Du gingst, ich drängte mich zu Dir, aber Du wolltest kein weibliches Wesen um Dich dulden. Königin Johanna, hier bin ich nun doch; ich fühle den Tod in mir. Laß mich zu Deinen Füßen sterben!“

„Er ist erwacht! Endlich, endlich! O mein Philipp, das war ein langer Schlaf, und ein langer, böser Traum!“ rief Johanna, indem sie in Juanita's Arme sank. Ihr Haupt neigte sich; an der Brust der Feindin erkaltete die Stirne und schlug das Herz, das so viel gelitten, zum letzten Mal.

---

# Die Tochter der Luft.

---

Mährchen aus dem Wisper=Thale
in drei Gesängen,
von

Wilhelm Genth.

---

Des Dichters Aug', im schönen Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.

Sommernachtstraum.

## Präludie im Wisper-Thale.

Anmuthig Thal, wie wunderbar
Befängst du meinen Sinn;
Du zauberst eine bunte Schaar
Gestalten vor mich hin.

Du hüllst in zarten Silberduft
Die schwankenden noch ein,
Doch Fels und Wald, die ganze Luft
Sind voll von Zauberei'n.

Dort auf dem hohen Felsenthron
Ein alter König sitzt,
Auf seinem Haupt die goldne Kron'
Weit durch die Lande blitzt.

An seiner Seite wundermild,
Wie Abendsonnenschein,
Das holde, süße Frauenbild
Ist wohl sein Töchterlein.

Wohl kenn' ich sie, sie ist die Fee,
Die mein Geschick geweiht,
Mich gegen jedes Erdenweh
Mit goldnem Stab' gefeit.

Sie heilt das Herz und stählt den Sinn,
Ihr Schutz verläßt mich nie,
Seit einzig ihr Vasall ich bin
Der Königin Phantasie.

Mit Blumen sie und Kronen spielt,
Doch gaukelnd neben ihr
Der lose Flügelknabe zielt
Und schießt in's Auge mir.

Ich sinke in ein Blumengrab
Und stehe auf sogleich,
Ich schüttle diese Hülle ab
Und bin in ihrem Reich.

O Harfe komm! die Sage rauscht,
Der Dichtung Flügel wehn!
Wer unserm Lied mit Liebe lauscht,
Wird seinen Sinn verstehn.

## Erster Gesang.

Der letzte Ruf der lauten Jagd verklang,
Aus weiter Ferne ruft das Thal entlang
Ein Waldhorn mit sehnsüchtigen Weisen nur
Zurück die Jäger von des Wildes Spur,
Das wieder in des Waldes stiller Hut
Halb zitternd noch, halb traulich kosend ruht.
Und wieder sind des Thales Stimmen wach,
Der Tauber girrt der scheuen Taube nach,
Der Kukuck ruft und über'm Wasserfall
Auf schwankem Zweige klagt die Nachtigall.

Wer ist's, der wieder diesen Frieden stört?
Hast, Jäger, du nicht fern das Horn gehört,
Das dich zurück zu den Gefährten rief?
Willst du versteckt in diesem Walde tief
Geheimen Schmerz verbergen, oder lacht
Die Liebe still in dieser Waldesnacht?

Ein edler Jüngling! wie sein Antlitz glüht!
Voll Milde ist's; doch aus den Augen sprüht
Ein zehrend Feuer; ist es Heldenmuth?
Ist's frisch im Herzen wache Liebesgluth?
Wie ohne Panzer hoch die Brust ihm schlägt;
Er ließ ihn in der Halle wohl und trägt
Den Helm im Arm, daß frei vom Angesicht
Des Herzens Stimme ohne Worte spricht.

Er steht und sinnt: „Wo find' ich, Holde, dich?"
So ruft er aus und schwingt von Neuem sich
Von Fels zu Fels; schon bis zur tiefsten Nacht
Des Waldes hat die Sehnsucht ihn gebracht.

„O Holde, komm, dir weih' ich meinen Dienst!
Als du mir flüchtig heut im Forst erschienst,
Schwur ich der Welt mich ab und dir mich zu,
O, süße Nymphe, sprich, wo weilest du?
Die laute Jagd verscheuchte dich so bald:
Jetzt komm' zurück; denn Friede ist im Wald!"

„„Bald! Bald!"" — antwortet's rings ihm hundertfach;
Der Ritter lauscht der eignen Stimme nach,
Und späht umher und wirft zur Erde sich:
„O hohe Jungfrau komm und zeige dich!"

Da um die Wipfel flammt ein zaubrisch Licht,
Das Abendroth mit Purpurwolken bricht
Mit allen Gluthen in die Waldesnacht,
Und alle Stern' am Himmel sind entfacht.
Die Felsen klingen, aller Frühlingssang,
Jed' süßer Laut, der je ein Herz bezwang,
Schallt aus den Bäumen rings, und Blüthenhauch,
Von Rosen trunken, bebt um Baum und Strauch.
Von weichem Moose schwellt der grüne Plan,
Bis in die Wipfel rankt es sich hinan,
Wo eine Schaar von Flügelknaben lauscht
Und Blick um Blick mit holden Nymphen tauscht,

Die, luftige Reigen schlingend, nah'n und nun
Süß schmachtend rings in Rosenlauben ruh'n.
Und durch die Lüfte naht ein goldner Kahn,
Sanft gleitet er, wie auf der Fluth der Schwan,
Wenn, von dem Purpurglanz des Meers verschönt,
Er einsam nie gehörte Lieder tönt.
Er senkt sich; — alles schweigt; — ein Säuseln nur,
Ein Liebeshauch durchflüstert die Natur,
Der als ein Bote ferner Geisterwelt
Mit heißer Sehnsucht alle Herzen schwellt.
Im Kahne steht in lichtem Strahlenkranz,
Von Schönheit flammend und durchleuchtet ganz,
Ein göttlich Frauenbild; die Erde bebt
Von süßer Wonne, wie sie niederschwebt,
Dem goldnen Kahn mit leichtem Fuß entsteigt
Und lächelnd sich dem seligen Jüngling neigt.

„Du riefst und Deinen Schwur vernahm ich auch,
Dich mir zu weih'n bis zu dem letzten Hauch.
Ich weilte dort in meiner Mutter Haus,
Auf lichten Abendwolken ruht' ich aus,
Als Dein sehnsüchtig Rufen ich vernahm;
Doch sprichst Du nicht, nun da ich zu Dir kam?"

Der Jüngling wirft zu ihren Füßen sich.
„Die Du Dich mir enthüllst," so ruft er, „sprich
Wie nenn' ich, Göttin, Dich, daß ich fortan
An Deinem Altar Opfer zünden kann?

Kommst Du aus Paphos Hain zu neuem Sieg,
Die Göttin, die dem Schaume einst entstieg
Und, als das Meer sie an die Küste trug,
Die Herzen all' in süße Fesseln schlug?"

Sie schweigt und sinnt; dann, — wo ein Murmelbach
Dem andern sich vermählt, ein ewiges Ach
Der Liebe den geschwätzigen Wellen klagt,
Der stille Wunsch des Waldes Stimmen fragt,
Die stets im Lenz, Prophetenstimmen gleich,
Die Zukunft künden in der Liebe Reich, —
Wo, wenn der laute Tag ermüdet schweigt,
Aus jedem Rosenkelch ein Traumbild steigt, —
Zieht sie den Freund, beglückend und beglückt,
Zum Wonnesitz, den Geisterhand geschmückt, —
Ein Blumenthron, von Genien umschwebt,
Die, lachend sich, so oft ein Lüftchen bebt,
Das neckend sich in ihre Locken wühlt
Und die von Lust erhitzten Schläfe kühlt,
In Tulpenkelche flüchten, doch im Nu
Schon wieder gaukeln neuen Scherzen zu.
Zu wiegen scheint der Thron sich in der Luft,
Die ihn umhüllt mit leichtem Silberduft,
Und da des Tages Fackel ausgebrannt,
Ihr Sternenzelt um die Glückseligen spannt.

Dort ruh'n sie nun, geschützt vom Zauberbann;
Die Jungfrau hebt die süße Rede an:

„Nicht komm ich her aus Paphos Hain, noch bin
Ich jene mächtige Liebeskönigin,
Ach! deren Macht ich selbst erlegen ja,
Als Dich zuerst ich in dem Forst ersah.
Du fragst? — O Jüngling, darf ich Dir vertrau'n? —
Der Erste bist Du, den auf Erdenau'n
Ich mit der Lippen süßem Laut begrüßt,
Was einst vielleicht das Herz mit Trauer büßt.
Denn wiss', ich bin dem ewigen Geisterreich
Entstammt, nur Sterblichen an Bildung gleich,
Die aber noch in Jugendblüthe steht,
Wenn dieser Erde letzter Staub verweht. —
Wenn Du mir Liebe schwörst und hältst den Schwur,
Bist Meister Du, nicht Diener der Natur.
Doch mußt Du ganz Dich meiner Liebe weih'n,
Zurück nicht seh'n auf Dein vergangnes Sein,
Nicht sehnen Dich nach eitlem Erdenruhm
Aus meiner Liebe stillem Heiligthum,
An dessen Thor ein ernster Wächter steht
Und jeden, dessen Schwur im Wind verweht,
Der unsrem Reiche zu entfliehen wagt,
Den Todesgöttern in die Arme jagt."

Die Jungfrau spricht's. — „O nenne, Holde, Dich!"
So ruft der Jüngling: „Rache treffe mich,
Lockt je aus Deiner Liebe Reich ein Ton
Der Erde mich zurück, der Erde Sohn.

Ich heiße Gerold, bin aus Fürstenblut,
Von reiner Sitte und von hohem Muth;
Karl ist mein Oheim, dessen Kaiserhand
Beherrscht das weite, mächtige Abendland,
Der heute erst zu Lehn mir gab dies Gau;
Den Felsen an der Thalschlucht Ende schau! —
Dort war's, wo warm er in den Arm mich schloß
Und Geroldstein getauft mein Felsenschloß.
Das Alles liegt versunken hinter mir,
Ich bin und lebe einzig nur in Dir;
Zu Deinen Füßen leg' ich dieses Schwert,
Bin ewig Dein und Deiner Liebe werth!"

Sie haucht ihn lind mit Geisterlippen an —
Und hinter ihm versinkt der Erde Wahn:
Um seine Schläfe flammt ein himmlisch Licht;
Doch ach! die holde Jungfrau sieht er nicht.
Ein heimlich Lachen flüstert rings um ihn,
Das leise säuselt auf dem Boden hin,
Dann in den Wipfeln hoher Bäume schallt
Und weiter fort am Felsen widerhallt.
Doch aus den Bergen hebt ein Weh'n sich an,
Ein Sturmwind scheint es, der auf freier Bahn
Die Wipfel beugt, die nackten Felsen schlägt,
Zerstörung durch die weite Erde trägt.
Dann aber schweigt der wilde Aufruhr bald,
Ein Frühlingshauch zieht milde durch den Wald,

Ein Lüftchen um des Ritters Locken spielt
Und leichte Küsse seinen Lippen stiehlt,
Bis plötzlich hold voll heißer Liebesgluth
An seinem Herzen die Geliebte ruht.

„Nun weißt Du, wer ich bin!“ die Holde spricht,
„Ein Wesen, luftiger noch als ein Gedicht,
Das, von der wärmsten Sommernacht umglüht,
Aus einsam stillem Dichterherzen blüht.
Die Luft ist meine Mutter, deren Hand
Die Welten all' an lichtem Silberband
Auf sichrer Bahn durch ewige Räume führt,
Von deren mildem Zauberhauch berührt,
Wenn Licht und Wärme durch das All sie gießt,
Des Lebens schöne Blüthe sich erschließt.
Mein Vater ist der Sturm, der wilde Gast,
Der Bäume bricht und hoher Schiffe Mast,
Mit leichtem Hauch den Stolz der Menschenwelt
An eines Felsens nackter Brust zerschellt.
Nicht bange! süßer Freund! — so wilder Art
Nicht bin auch ich; der Sinn der Eltern paart
Sich in der Tochter; da die Mutter mild,
Bin ich nur neckisch, wo der Vater wild.
Aus ihrem weiten Reich verlieh'n sie mir
Dies traute Thal, mild waltend herrsch' ich hier.
Wohl haucht' ich oft um Deine Wangen schon
Und haschte gerne Deiner Stimme Ton,

Wenn Du der Jagd Genossen zu Dir riefst,
Oft küßt' ich Dich, wenn Du am Anger schliefst.
Und draußen auf dem Rhein auch kennt man mich;
Wenn dort ein Schiff dem mächt'gen Strome sich
Entgegen müht in trägem, schwerem Lauf,
Bausch' ich die weißen Segel lustig auf.
„Der Wisperwind kommt uns zu Hülfe!" spricht
Der Schiffer dann; der arme weiß es nicht,
Weil trüb sein Aug' nur Irdisches erspäht,
Daß Geisterhauch ihm seine Segel bläht.
Dir bin ich Ariele nur; durch Dich
Klammr' ich nun liebend an die Erde mich;
Dich aber führ' ich auf der Sternenbahn
Der Geisterwelt zum höh'ren Licht hinan!"

Der Ritter spricht: „Geschlossen ist der Bund!"
Sie ruhen Arm in Arm und Mund an Mund!
Kein Laut durchklingt die Luft, die Balsam schwer
Um ihres Kindes wonniges Lager her,
Ein himmlisch Leuchten auf die Erde gießt,
Daß schwellend sie von Himmelsrosen sprießt.
Sie sind vermählt nun, Erde und Azur,
Und feiernd schweigt die ewige Natur.

Wohin mein Lied? die lichte Sternenbahn,
Die Ariele nun den Freund hinan
Zu freiem Schauen höh'rer Welten führt,
Kannst du nicht wallen; — was die Herzen rührt

Der Menschen, ist der Erde Weh und Lust;
Die flöße mild in deiner Hörer Brust!
Drum bleib' zurück aus unermeßnen Höhn,
Ist doch die Erde wie der Himmel schön.

---

Der Morgen kam, — ein lichtes Wölkchen schwimmt
Im blauen Aether, das wie Purpur glimmt,
Je tiefer sich's zur bunten Erde senkt;
Ist's Geisterhand, die es zum Ziele lenkt? —
Auch schwankende Gestalten seh' ich nun,
Die Göttergleich auf seinen Flocken ruh'n
Und still auf die verjüngten Erdenau'n,
Dem Morgen gleich, holdlächelnd niederschau'n.
Wie heißt die Landschaft, die in frischer Glut
Des Morgens dort zu ihren Füßen ruht?
Und die, so weit das trunk'ne Auge wallt,
Vom Jauchzen fröhlicher Menschen widerhallt?
O! Rhein, ihr Au'n, ihr traubenschweren Höh'n,
Wohl seid ihr ewig, unaussprechlich schön!
Doch was so stark des Deutschen Herz ergreift,
Wenn über euch entzückt sein Auge schweift,
Ist die Erinnerung an die Herrlichkeit
Des Volkes, die vor allen euch geweiht! —
Prinz Gerold schwebt mit Ariele dort
Hoch über euch auf lichter Wolke fort.
Da ruh'n die Hügel, die vom Feuerwein,
Dem edlen, triefen, sammt der Städte Reih'n

Am Ufersaum des inselreichen Stroms;
Dort ragt die Kuppel schon des Mainzer Doms;
Und hier, zu Ingelheim, in hehrer Pracht
Thront Kaiser Karl's, des Großen, heilige Macht.
Ihr Glücklichen, auf lichter Wolke zieht
Nur weiter; euer seliges Auge sieht,
So weit des Stromes Silberband sich schlingt,
Ein Eden, reich, wie's kaum der Dichter singt.
Ich nah' indeß dem hohen Kaisersaal,
Wo Gäste schon versammelt ohne Zahl.
Der Sänger, Gast in Hütten nicht allein,
Tritt frei auch in die Königsburgen ein.

## Zweiter Gesang.

Der Kaiser Karl auf hohem Throne sitzt;
Im Waffenschmuck im weiten Saale blitzt
Des heiligen Reiches edle Ritterschaft,
Des Volkes beste, nie besiegte Kraft.
Ernst sieht er in der Fürsten Kreis umher,
Läßt dann die Blicke, von Gedanken schwer,
Still durch die Bogenfenster weiter ziehn,
Wo bis zum Rüdesheimer Berge hin
Die hügelreiche Landschaft reizend liegt
Und sanft sich an des Rheines Wogen schmiegt.

Und wieder in dem Heldenkreise dann
Sieht er umher und hebt die Rede an:
„Vergebens harren wir! Er kehret nicht!
Zu Euch, ihr Fürsten meines Reiches, spricht
Jetzt nicht der Kaiser, nein, der Vater nur,
Der herbes Leid von dem Geschick erfuhr.
Ihr wißt, Prinz Gerold, meines Bruders Sohn,
Der nächste fast am Herzen mir und Thron,
Verschwand im zaubervollen Wisper-Thal,
Das seiner Lehnstreu' jüngst ich erst empfahl.
Die bricht Prinz Gerold nicht; nur Geisterbann
Ist's was ihn fesseln und verbergen kann.
Darum entbot ich Euch um meinen Thron,
Roland, Turpin, Riol und Ganelon,
Euch Alle, die ihr schon für Gottes Ehr'
Im Kampfe standet gegen Höllenwehr,
Daß ihr mit Gottes Hülf' in tapferm Streit
Aus Zaubers Macht den Neffen mir befreit."

Ein langes Schweigen herrscht im Kaisersaal;
Dann an die Schilde schlägt die heilige Zahl
Der zwölf Genossen Karl's; doch eh' sie ziehn,
Tritt vor den Thron der Erzbischof Turpin,
Des Reiches erster Kanzler hin und spricht:
„Mein Herr und Kaiser! ich versäumte nicht,
Wie Du befohlen, Kundschaft einzuziehn;
Nach jenem Thale sandt' ich Boten hin,

Auch in den Sternen forscht' ich und erfuhr
Von Deinem Neffen eine leichte Spur.
Sein Felsenschloß zu Geroldstein ist leer,
Von Menschen nämlich; denn, der Wiederkehr
Des Herrn vergeblich harrend, saß bei Nacht
Der Vogt noch mit den Knechten auf der Wacht.
Da hob ein Sturm sich plötzlich an im Thal,
Die Thürme bebten und der Berg zumal,
Auf dessen luftigen Höhn das Schloß erbaut,
Daß es dem Vogt und seinen Kriegern graut.
Sie eilen aus der Burg, im stillern Grund
Des Thales weilen sie zu dieser Stund.
Denn als in jener Nacht der Sturmwind schwieg
Und wieder nach der Burg der Haufen stieg,
Ergreift sie Staunen ob der Zauberpracht,
In der das Schloß vom Berge niederlacht.
Als seien alle Sterne dort vereint,
Ein Meer des Glanzes seine Zinne scheint.
Und wonnevolle Lieder wehn zumal
Vom Berg herab in das entzückte Thal.
Doch wie sie weiter nach der Burg hinauf
Nun eilig streben, wird gehemmt ihr Lauf
Von unsichtbarer Hand; kein Mensch durchdringt
Den Zauberkreis, der rings die Burg umschlingt.
Kaum ist sie sichtbar noch; denn dicht umrankt,
Von Rosen, immerblühenden, umschwankt,
Ein hoher Wald, die Zinnen wunderbar,

Wo kaum ein Baum doch sonst zu sehen war.
Und in den Sternen las Dein Astrolog,
Deſſ' Wort noch nie in der Verheißung trog,
Wenn auch unglaublich oft es klingt: es sei
Der Prinz in der Gewalt der schönsten Fei,
Und nur zu retten, wenn dem Reiche Noth,
Dir selbst im Kampf ein Heidensäbel droht!
Nun meld' ich weiter, daß Gesandte heut,
Von dem Chalifen Bagdad's nah'n; er beut
Dem Herrn des Abendlandes hohen Gruß,
Doch hinter allem fast ich fürchten muß,
Die freundliche Begrüßung sei nur Schein,
Und ist auch fern von Bagdad noch der Rhein,
Wir werden schnell wohl, wie des Windes Wehn,
Des Astrologen Heidensäbel sehn. —
Wenn's Dir beliebt, o Herr, die Boten nah'n,
Hör' gnädig Du die Botschaft selber an."

Der Kaiser spricht: „Laß die Gesandten ein!
Nicht kann sie feindlich, diese Botschaft sein,
Denn Harun al Raschid, Mohadi's Sohn,
Der Große, sitzt auf der Chalifen Thron."

Im reichsten Schmuck des Morgenlandes ziehn
Die Boten des Chalifen ein und knien
Am Thron des Kaisers, der sich huldreich neigt,
Indessen jeder Laut im Saale schweigt.

Der erste Emir richtet auf sich dann
Und hebt zum Throne Karl's die Rede an:
„Von Harun al Raschid, Mohadi's Sohn,
Bagdad's Chalifen, sind zu Deinem Thron
Wir abgesandt; die Worte sprech' ich nach,
Die aller Gläub'gen Sultan zu uns sprach:
„„Zieht hin zum Abendland,““ zu uns begann
Der Fürst des Glaubens, „„füllt die Schiffe an
Mit köstlichen Geschenken jeder Art,
Wie sie mein Land erzeugt, mein Schatz bewahrt,
Und legt sie hin vor Karl's des Großen Thron
Und sprecht: dies sendet dir Mohadi's Sohn;
In Freundschaft bietet er dir Bündniß an,
Da deiner Tugend Ruf sein Herz gewann.
Und wie der Abendstern und Morgenstern
Nur eine Leuchte sind im Reich des Herrn,
So soll ein Herz, ein Brudersinn allein
Die künftige Leuchte beider Herrscher sein.
Ihn hat der Herr mit Prüfung heimgesucht
Durch seiner Söhne unfreiwillige Flucht:
Auf einem Zauberroß entflog Amin,
Die Brüder, heimlich folgend, suchen ihn;
Sie kehrten nimmer wieder, noch erfuhr
Das Vaterherz die kleinste Kunde nur.
Wenn, hoher Herr, in deinem weiten Reich
Ein Fremdling, den geliebten Söhnen gleich,
Umherirrt oder nahet deinem Thron,

So denke mild: es sei des Bruders Sohn,
Und send' ihn heim, wo namenloser Schmerz
Sonst bald verzehrt das bange Vaterherz."" —

Der Kaiser spricht: „Die Brudergrüße gern
Erwiedr' ich Deinem edlen, mächt'gen Herrn,
Und daß er gleich ein gutes Zeichen seh',
Wie unser Bund für ewige Zeit besteh',
Künd' ich ihm, was zu goldner Harfe Klang,
Ein Sänger jüngst von Abbas Enkeln sang.
Sie sind vereint nach langer Wechselfahrt,
Schon ziehen heim sie, holden Frau'n gepaart.
Das letzte Lied des edlen Sängers war's,
Der bald sich mit dem kräft'gen Schwung des Aars
Erhob und bald dem stillen Schwane gleich
Melodisch schiffte durch der Dichtung Reich.
Am Meeresstrand um seine frühe Gruft
Erklingt von griechischen Liedern nun die Luft.
Prophetenwort ist jedes Schwanenlied,
Drum künd' ich Heil dem Harun al Raschid.
Sagt ihm, auch Kaiser Karl sei heimgesucht
Nun durch des Neffen räthselhafte Flucht,
Den, wie durch Sehermund verkündet sei,
Im Banne halte eine mächtige Fei,
Bis meinem Reiche schwere Kriegesnoth,
Mir aber selbst ein Heidensäbel droht.
Doch rastet jetzt an meinem Hofe noch,

Denn Harun's Boten sei'n vor allen hoch
Geehrt im Hause Karl's, Du führ', Turpin,
Die Gäste nach den Prunkgemächern hin."

So spricht der Kaiser, da ertönt ein Schrei
Des Jammers vor den Pforten und herbei
Der Vogt vom Geroldstein im Wisper-Thal
Stürzt bleich vor Schrecken in den Kaisersaal.
„O, Herr und Kaiser!" ruft er, „rette ihn,
Den edlen Prinzen; er ist ewig hin,
Wenn Deine Macht ihn nicht dem bösen Geist,
Der ihn umgarnt, gefesselt hält, entreißt.
Ich zog hierher, das Wisper-Thal herab,
Um, wie der Kanzler den Befehl mir gab,
Zu melden, wie es weiter bei uns steh':
Da plötzlich, Herr, ich eine Wolke seh',
Ganz purpurroth, wie eine Flamme leicht,
Die über mir die blaue Luft durchstreicht.
Und auf der Wolke, Herr, erkenn' ich klar
Den Prinzen, meinen Herrn, der wunderbar,
So fest, wie ich auf meinem Bett nur mag,
Auf dieser luftigen, duftigen Wolke lag,
Und neben ihm, o Herr, ein Wesen gar,
Das sicherlich ein böser Dämon war,
Obgleich, ich muß, ist Sünd' es auch, gestehn,
Nie schönre Jungfrau dieses Aug' gesehn.
Ich rief: „„mein Prinz,"" er sah und hörte nicht

Und so verschwand die Wolke dem Gesicht.
Da wissen wir nun, wie's dem Prinzen geht,
Bei Tag wird durch die Lüfte er geweht,
Bei Nacht ist er in's Zauberschloß verdammt,
Das stets von tausend Hochzeitfackeln flammt."

Ein Lächeln zuckt um manches Ritters Mund,
Doch ernst gibt Karl nun seinen Willen kund:
„Ihr Ritter auf! in's Zauberthal! es sei
Mein Neffe bald aus der Verstrickung frei,
Wenn um so früher auch die Kriegesnoth
Dem Reich und mir ein Heidensäbel droht."

---

Da steh'n sie nun im engen Felsenthal
Gerüstet alle ganz in hellen Stahl
Die Ritter Karl's, doch sie gesteh'n sich frei,
Daß hier mit Waffen nicht zu helfen sei.
Das Schloß ist kaum zu seh'n, der Wald so dicht,
Daß kaum der Tag noch durch die Zweige bricht;
Wer einzudringen doch sich untersteht,
Wird wie ein Federball zurückgeweht.
Sie lagern sich am Saum zu süßer Ruh'
Und hören still den tausend Vöglein zu,
Die mit so seltsam süßem Lied den Wald
Erfüllen, daß ein stilles Heimweh bald
Die Paladin' ergreift, im halben Traum
Sieht jeder sinnend die Gefährten kaum.

O stille Lust in grüner Waldesnacht,
Wenn durch die Wipfel blauer Himmel lacht,
Ein heimlich Summen um die Blumen fliegt,
Sich süßer Wohllaut auf den Zweigen wiegt!
Im duftigen Moose ruh'nd hinaufzuschau'n,
Die Hoffnungen zu schaukeln in dem Blau'n,
Indessen rings mit lockender Gewalt
Der Erde Lust aus allen Büschen schallt.
Wer einmal so im trauten Walde lag,
Sein Säuseln hörte und den Finkenschlag,
Die Düfte sog so süß, die Luft so lau,
Die Wipfel schaukeln sah im Himmelblau,
Der kennt die Seligkeit, die Alle nun
Erfüllt, die dort am Saum des Waldes ruh'n.

„Ei," sprach Herr Ganelon zuerst, „ich seh',
Sie meint's so übel *nicht*, die holde Fee!
Und wenn ich's offen euch gestehen soll,
So scheint mir gegen sie der Kriegszug toll.
Bedenkt, dem Prinzen fehlt's bei ihr an nichts,
Denn glauben wir den Worten des Berichts,
So ist sie schön, dem Prinzen hold gesinnt,
Der doch wohl auch gern schöne Frauen minnt.
Ich wollte gleich, ich wär' statt seiner dort,
Euch jagt ich selbst dann aus dem Thale fort!
Und nun des Astrologen Ausspruch gar,
Ist dieser, wie ich gar nicht zweifle, wahr,

So kann's nur gegen unsre Lehnspflicht sein,
Wenn wir den Prinzen aus dem Bann befrei'n.
Je schneller dies gelingt, je schneller droht
Dem Kaiser Karl Gefahr, dem Reiche Noth.
Drum laßt den Prinzen in dem Zauberhaus
Und zieht auf andre Abenteuer aus."

So sprach der Ritter, da bewegt ein Hauch
Den ihm am nächsten blühenden Rosenstrauch,
Setzt auf das Haupt ihm einen vollen Kranz
Und überschüttet ihn mit Blumen ganz.
„Ei, seht, wie artig! — das heißt dankbar sein,
Ich wünschte, Holde, nur, du wärest mein!
Grüß' mir den Prinzen, ich bin Ganelon,
Der letzte nicht um unsers Kaisers Thron."

Da richtet sich Herr Roland auf und spricht:
„Mich täuscht die Fee mit ihrem Zauber nicht;"
Der Kaiser sprach: „„der Prinz ist zu befrei'n!""
„Da gilt kein Schwätzen, denn da muß es sein!
Ob's auch dem Prinzen dort behaglich sei,
Er ist dort doch gefangen, ist nicht frei."

Da hebt ein mächtig brausend Weh'n sich an,
Daß Roland sich nicht aufrecht halten kann,
Er stürzt zu Boden und das Weh'n entreißt
Des Ritters Haupt den goldnen Helm und kreist
Mit diesem durch die Luft, der Helmbusch gar
Verwandelt schnell sich in ein Flügelpaar,

Das immer höher ihn und höher hebt
Und endlich ganz verschwindet und verschwebt.
Doch wie das heftige Windesbrausen schweigt,
Ein heller Schein sich in dem Walde zeigt,
Aus dem hervor ein lindes Säuseln bricht
Und eine süße Frauenstimme spricht:
„Ich wollte Roland, Dich erinnern nur,
Was einst Dir selbst durch Liebe widerfuhr,
Wie Du durch sie verloren den Verstand,
Den Prinz Astolf im Mond erst wieder fand;
Störst Du nicht ferner seliger Liebe Glück,
So kehret aus dem Mond Dein Helm zurück."

Die Ritter lachten, Roland tobte arg,
Doch keiner mehr von allen sich verbarg,
Das klügste sei, — zu Karl zurück zu geh'n,
Und ihm zu melden, was sie hier geseh'n.
Sie brechen auf; da seltsam auf einmal
Von wunderbaren Tönen klingt das Thal,
Die ihnen bis zum Rhein zur Seite zieh'n,
Dann leis verschweben auf dem Strome hin.
Und hoch aus blauer Luft ein Adler fliegt
Auf Roland's Haupt, wo er sich mächtig wiegt
Und drauf den goldnen Helm ihm wieder drückt,
Den er dann selbst als schönster Helmbusch schmückt.
Da sprach Herr Roland schnell zu Ganelon:
„Wer hat nun für sein Wort den schönern Lohn?

Zaghaft ein Röschen Du, das schnell verdorrt,
Den Königs-Aar ich für mein männlich Wort.“ —

## Dritter Gesang.

Die Ritter Karl's gelangten nicht zum Schloß,
Der Dichter leicht, ihn trägt sein Flügelroß
Trotz Geisterbann und dichtem Zauberwald
Selbst in's Gemach des holden Paares bald.
Auch sind die Fee'n von jeher ihm geneigt,
Wenn er auch nichts, was er erspäht, verschweigt,
Mit dem Geheimsten selbst die Welt erfüllt, —
Weil er's mit ewiger Schönheit Hauch umhüllt.
Drum merkt euch, blüh'nde Mädchen, holde Frau'n,
Dem Dichter dürft ihr alles kühn vertrau'n.

So sag' ich euch von unserm Paare nun:
Wir sah'n zuletzt sie auf der Wolke ruh'n
Und still auf unsres Rheines goldne Au'n,
Die lachenden, beseligt niederschau'n.
Nun seht ihr sie in Gerold's Burg, die zwar
Bisher ein einfach Ritterschloß nur war,
Wie sie von außen selbst auch jetzt noch scheint;
Doch innen seht ihr allen Glanz vereint,
Den sonst ihr sucht in Königsburgen nur,
Doch höh'ren noch; denn leuchtend wie Azur

17*

Sind alle Wände; durch die Kuppel bricht
Von tausend Sternen her ein ewiges Licht.
Was nur des Malers schöpferische Hand
An glühenden Bildern schuf, ist auf die Wand
Mit Himmelsfarben zaubrisch hingehaucht;
Dort Kypris seht, wie sie dem Meer enttaucht,
Hier Leda schlummernd und umkreist vom Schwan,
Dann Ariadne bei des Gottes Nah'n
Erbebend, doch auch süß verlangend schon,
Dort Nymphen, tändelnd mit Cytherens Sohn.
Und Marmorbilder in den Nischen steh'n,
Hier könnt ihr Bacchos schlummertrunken seh'n
Und Artemis, wie sie den Forst durcheilt,
Doch plötzlich bei dem schönen Schläfer weilt.
Ein Hauch, erfrischender als Himmelsluft,
Durchwürzt die Burg mit aller Zonen Duft,
Und ein Triton auf schimmerndem Delphin
Gießt plätschernd Kühle durch die Säle hin.

Dort seht ihr sie; — auf weichem Polster ruht
Die Fee; sie schläft in stiller Träume Hut,
Die um ihr Haupt in duftigen Schleiern zieh'n
Und gaukelnd bald sie küssen, bald entfliehn.
Der Prinz am Fensterpfeiler sinnend lehnt,
Das Thal, das sich vor seinen Blicken dehnt,
Sieht er hinab und dann zum Himmel auf,
Verfolgend still der Sommerwolken Lauf.

Sehnt er sich frisch nach Thaten wohl hinaus?
Denn lange Ruhe ist dem Helden Graus.
Wohl scheint's, daß abwärts seine Wünsche ziehn,
Denn auf dem Pfühl die schöne Schläferin
Kämpft schwer mit Träumen, wenn sein Blick sich hebt
Und mit den Wolken in die Ferne strebt.
Sie athmet tief, doch wenn der Prinz nur leicht
Zu ihr sich wendet, schnell die Angst entweicht;
Und ruht sein Blick auf ihrer Bildung gar,
So heiß und glühend, wie sein Werben war,
Dann schwebt ein sonnig, selig Lächeln schnell
Auf ihren Zügen und sie strahlen hell
Von ewiger Schönheit, die sein Auge trinkt,
Bis er berauscht zu ihren Füßen sinkt. —
Und sie erwacht; — o heilige Liebe, sag',
Wo wohnest du? — des glühenden Herzens Schlag,
Wenn du den Busen mächtig drängend hebst,
Wohl deutet er, daß dort du lebst und webst.
Doch bei sehnsüchtiger Augen Glut und Blitz
Dünkt mich, es sei nur hier dein Wonnesitz.
Sie tauchen Blick in Blick! — o Harfe still!
Die Dichtung schweigt, wenn Amor Feste will:
Nur wenn er schläft, erhebt sie süßen Sang
Und feiert seinen ew'gen Siegergang.

---

Wir lassen sie in sel'ger Liebe ruhn
Und sehn nach Karl und seinen Großen nun.

Schwermüthig hört der Kaiser den Bericht
Der Ritter an, die ihm den Neffen nicht
Zurückgebracht und nun bekennen frei,
Daß hier mit Waffen nicht zu helfen sei.

Da spricht der Kaiser: „Euer Mährchen klingt
So seltsam, wie's ein müßiger Dichter singt.
Doch was ist nun nach allem Dem zu thun?
Laßt denn den Prinzen bei der Zaubrin ruhn!
Und ziehet ihr zu hohen Thaten aus.
Ihr wißt, es kamen in mein Kaiserhaus
Jüngst Haruns Boten; da ich euch entsandt,
Ist euch ein Theil der Botschaft nur bekannt:
Der Abbassiden königlich Geschlecht
Behauptet der Chalifen Thron mit Recht;
Doch zu Cordova Abdol Rahman maßt
Sich eigne freie Herrschaft an und ras't
Gen die, die treu sind dem Chalifenthron;
Zwei Emirs sind in meinen Schutz geflohn,
Al Arabi und Jussuf ist's, sie flehn
Gen Abdol Rahman ihnen beizustehn.
Und die Gesandten Haruns, treu dem Herrn,
Sie sähen auch wohl unsre Hülfe gern.
Darum erhebt euch, Alle denn mit mir:
Wo Karl Martell gesiegt, da siegen wir."

So sprach der Kaiser; wie von Waffen blitzt
Der Rhein und sein gesegnet Ufer itzt!

Es zieht vereint zur Sarazenenschlacht
Des großen Reiches ganze Kriegesmacht,
Voran der Kaiser mit den Helden all,
Die seines heiligen Thrones fester Wall. —
Prinz Gerold nur, er fehlt im Heldenkreis,
Sein Herz in süßer Liebe Fesseln weiß
Vom Reiche nichts und seinem Kaiser mehr.
Oder ist doch im Geist er bei dem Heer,
Das durch die reichen Gauen Frankreichs fliegt,
In hundert Schlachten dann in Spanien siegt?
Doch wechselnd ewig ist der Schlachten Glück,
Und als das Heer nun in das Reich zurück
Mit hohem Ruhm und Siegesbeute kehrt,
Der wieder kühne Feind den Rückzug wehrt.
O Tag von Ronceval! Ist die Kunde wahr,
Daß dort vor übermächtiger Feinde Schaar
Selbst Roland fiel? — O nein, ich glaub' es nicht!
Denn wahr ist, was das Lied des Volkes spricht,
Daß Roland von dem Felsen dort am Rhein
Die Nächte durch, wie bei des Tages Schein
Nach stiller Klosterzelle sah so lang,
Bis einer Saite gleich sein Herz zersprang.
Doch in der wilden Pyrenäen-Schlacht
Ward schwer bedrängt des großen Kaisers Macht.
Er selbst im heftigsten Gedränge ficht.
Wer sieht im Kampf des Feldherrn Banner nicht?
Der Feind erspäht's und stürmt mit stärkster Kraft

Grad' auf den Kaiser, den die Ritterschaft,
Aus hundert Wunden blutend, eng umringt,
Doch weh! ein Emir durch die Phalanx dringt.
Der Säbel blitzt! Schon seh' ich Karl nicht mehr.
Der Ruf: „Der Kaiser fiel!" ertönt durch's Heer.

---

O Maienwonne, stille Blüthenlust!
Wie schwellst du lind der Erdenkinder Brust!
Nun zog der Lenz hinaus zu Berg und Thal
Und läßt dem trunknen Herzen keine Wahl.
Er lockt auf blumige Triften es hinaus
Aus enger Zelle in sein Blüthenhaus;
Die alten Hoffnungen und Wünsche, Kind,
Du findest draußen sie im Morgenwind,
Der mit verklung'nen Jugendwonnen still
Dein Herz noch einmal frisch besaiten will.
Prinz Gerold auch und Ariele sehn
Den Lenz auf allen Bergeswarten stehn
Und folgen gern dem süßen Locken auch,
Das um die Burg erschallt aus Baum und Strauch.
Auf lichter Wolke ruhend ziehn sie dort
Weit über die verjüngte Erde fort.
Das fröhliche Wandern Beiden so behagt,
Daß Keines nach dem Ziel der Reise fragt.
Hier kommt der Rhein aus ewigen Alpen her,
Dort glänzt im Morgenlicht das Mittagmeer

Mit sonnenhellen Buchten schon herauf,
Doch immer weiter geht der Wolke Lauf.
Und wieder neue Alpen thürmen fern
Sich auf; die Liebenden, sie wüßten gern,
Von stiller Sehnsucht weiter stets gewiegt,
Was wohl noch hinter jenen Bergen liegt.
Schon dem Gebirge nah' die Wolke schwebt,
Da plötzlich rings die weite Luft erbebt
Vom Waffenrauschen und vom Ruf der Schlacht,
Die wilder stets und wilder sich entfacht.
„Der Kaiser fiel!" So ruft das ganze Heer
Und stürzt noch einmal, wie ein brandend Meer,
Das von der Klippe schäumend rückwärts wich,
Mit neuer Stärke auf die Feinde sich.
„Der Kaiser fiel!" der Ruf zur Wolke dringt,
Und wie der Blitz sich aus den Lüften schwingt
Und Bahn sich durch der Erde Veste macht,
So stürzt der Prinz sich mitten in die Schlacht.
Der Feind erbebt; der einzige Emir nicht,
Der gegen Karl und seine Ritter ficht.
Schon über'm Haupte Karl's sein Säbel kreist,
Als ihn Prinz Gerold seiner Faust entreißt
Und mit gewaltigem Schlag den Heiden fällt,
Deß Heer ihn nun für Gottes Streiter hält.

Der Feind entflieht, der Kaiser lebt, ist frei.
„O hochwillkommen, theurer Neffe, sei

Zur rechten Stunde!“ ruft er aus und drückt
Ihn an das Herz, vom Wiedersehn beglückt.
Da plötzlich eine Bogensehne klingt,
Ein Feindespfeil sich durch die Lüfte schwingt;
Ein Wehruf in der Luft, ein einziger Schrei
Des Schmerzes nur! und alles ist vorbei.
Zu seines Kaisers Füßen liegt der Held!
O schöner Tod auf blutigem Siegesfeld,
Wo aufwärts, schnell gelöst, die Seele eilt,
Indeß der Name leuchtend hier verweilt,
Sich von Jahrhundert zu Jahrhundert schwingt
Und heilig noch dem fernsten Enkel klingt.

Der Heldenjüngling fiel und in der Luft
Noch einmal laut die bange Klage ruft,
Dann senkt ein Wölkchen sich mit lindem Wehn,
Wo um den Todten still die Krieger stehn,
Und löst, wo er beschloß den Heldenlauf,
Mild thauend sich in Himmelsthränen auf.

Der Kaiser spricht: „Wohl gab des Sehers Mund
Ein furchtbar nun erfülltes Wort uns kund.
Er ward befreit, als unsrem Reiche Noth,
Gezückt ein Heidensäbel mir gedroht.
Doch aus den Banden nicht allein der Fei,
Er ward von allen Erdefesseln frei.
Ihr Krieger auf! die Trauertrommeln rührt,
Nach Ingelheim den theuren Todten führt:

Dort heb' am Rheine sich ein Todtenmal
Dem Retter in der Schlacht von Ronceval!"

---

In Trümmer fiel die Burg, kein Zauberbann
Hält heute, Wandrer, deine Schritte an,
Wenn du im Lenz das Wisper-Thal durchziehst,
Obschon du ringst noch holden Zauber siehst
Und deine heiße glühende Wange fühlt,
Wie sie der Luft holdselige Tochter kühlt.
Sie weilt im Thale noch, doch ungesehn,
Du fühlst erquickt ihr Liebe flüsternd Wehn.
Noch bläht sie auf dem Rhein die Segel auf,
Sieht sie ein Schiff mit schwerem, trägem Lauf;
Und weiter aufwärts an dem Strome auch
Noch flüstert leis ihr linder Geisterhauch,
Wo um die Hügel Ingelheim's er bebt
Und dort wie sanfter Klagelaut verschwebt.

Dort aber nun seit jenen Tagen quoll
Aus dunkler Rebe, purpurn, feuervoll,
Des Lebens und der Liebe Sonnenblut,
Das, selbst ein Wunder, süße Wunder thut.

---

## Schluß-Accord.

Schattiger Wald und heitre Luft,
Eu'r erfrischend Säuseln ruft
Mich aus engem Winterhaus
In den blühenden Lenz hinaus.

Was von euch geträumt ich dort,
Webt in diesem Liede fort,
Taucht sich jetzt in euren Duft,
Schattiger Wald und heitre Luft.

Was ihr flüstert, was ihr rauscht,
Hab ich früh und oft belauscht,
Spann dies Lied aus eurem Duft,
Schattiger Wald und heitre Luft.

Meinen Freunden säusl' es zu
Frühlingshauch und Waldesruh,
Eure Frische, euren Duft,
Schattiger Wald und heitre Luft.

Einst zum Lohn für meinen Sang,
Wenn verjüngt ich mich entschwang,
Flüstert ihr um meine Gruft,
Schattiger Wald und heitre Luft.

# Ein Frauenherz.

---

Novelle

von

Levin Schücking.

der

töpfe

daß

welch

leider

leider

das

Gehe

glyph

und

der

mögl

heiße

webe

den

einfa

chen

Wel

kom

# I.

Ist euch wohl jemals einer jener Männer der Wissenschaft, der Staubfäden und der langen lateinischen Namen, der Salbentöpfe und der Pillenschachteln, zum ersten Mal begegnet, ohne daß ihr auf der Stelle gesagt hättet, dieser da ist ein Mann, welcher die wohlthätige Absicht hegt, noch heute für irgend eine leidende Seele ein Pflaster zu streichen, — denn daß es einem leidenden Körper zu Gute kommen wird, ist zweifelhaft; — kurz das ist ein Apotheker? Trägt nicht die ideale Gestalt eines Geheimen Sekretairs unverkennbar, wie in leuchtender Hieroglyphenschrift auf seiner Stirn geschrieben: ich bin ein geheimer und großer Hebel im weltbeherrschenden Gesammt-Organismus der Dintenconsumtion? Und wenn euch Caspar begegnet, ist es möglich, daß ihr euch irrt, wenn ihr sagt: dieser Mensch muß heißen wie einer der heiligen drei Könige; wahrscheinlichst aber weder Melchior noch Balthasar; er muß Caspar heißen. Bei den Frauen ist dies Errathen noch leichter: es wird Niemanden einfallen Jenny, Kunigunde oder Clotilde zu nennen, und Gretchen hat viel zu runde, rothe Wangen, viel zu fröhlich in die Welt schauende Schelmenaugen, als daß ihr auf die barocke Idee kommen könntet, sie hieße Constanze oder Thusnelda.

Die Bezüge zwischen dem Stoff und dem belebenden Wesen sind sonderbar; und der Typus, den der Geist der Materie aufzudrücken weiß, das Wappen, das er seiner Herrschaft, die Livree, die er seinem Diener gibt, — tritt uns täglich wie ein Wunder vor Augen.

Es ist ebenso mit dem Raume, den ein Mensch bewohnt; sein Zimmer ist sein zweites, sein weiteres Kleid. Wie dieses gestaltet, zieht es sich nach der Figur, die es umgibt; mag es anfangs viel zu weit, viel zu nackt sein für den gemüthlichen alten Herrn, den es beschützt, am Ende hat es sich durch allerhand Meubel und Habseligkeiten ausgefüllt und zusammengezogen wie ein Rock, der wattirt worden ist, und — dort in jener Ecke, um den Schmollwinkel hat es sich gar in Falten geworfen, man sieht — dieser Mensch muß gerade in dieses Zimmer gefahren sein — er könnte kein andres besitzen; dieses Zimmer aber keinen Anderen.

Wenn ihr die nähere Bekanntschaft unsres Helden gemacht haben werdet, und in die Eigenschaften und Ansichten dieses nicht alltäglichen Charakters eingeweiht worden seid, wird es euch nicht befremden, daß ich euch heiße, ihn mit mir aufzusuchen in Räumen und Umgebungen, die vielleicht weit entfernt wären, wie dem seinen, eurem Geschmacke zuzusagen.

Die Stadt, in der er wohnt, besteht aus zwei Theilen; in dem einen, um den Palast des Landesregenten in neuerer Zeit erstandenen, wohnt der Adel, stehen die Gebäude der Ministerien, die Casernen, das Theater. Die Straßen sind breit und hell, die Trottoirs mit Asphalt gepflastert, die Façaden hoch und öde, ohne charakteristische Physiognomie, eine wie die andere, weiß,

geradlinig, oft eher die mehr oder minder ausgezierte Seite eines ungeheuer großen Wohnkastens, als das Gesicht eines rechten Hauses, aus dem ganze Geschichten von Familien-Glück und Leid, von aufgeblühten und abgewelkten Generationen herausschauen müssen. Viel Livree, viel Karossen, im Sommer viel Hitze und Staub, etwas Blumenduft von den Kallochs und Camellien auf den Balcons unter grauleinenen Marquisen, ein still und beschaulich seiner einsamen Fensterparade nachgehender Lieutenant — im Ganzen wenig Menschen.

Wir dürfen unseren Helden nicht in diesem Stadttheil suchen.

Vertiefen wir uns in die Altstadt, in die engeren von Handel und Gewerbe belebten, in die gewundenen, düsteren Gassen, wo die gothischen Giebel, das kunstreich ausgeschnitzte Gebälke, die schweren, massigen Verhältnisse den Wohnungen noch einen bestimmten Typus geben, wo man noch Wetterfahnen sieht, in den Nischen noch kernhafte Römergestalten mit ihrem Gürtel aus hängenden Riemen, oder fette Agrippinen und Metellen mit ihrer bedenklichen Schürzung der Gewande stehen, aus grobem Sandsteine gehauen, zum Schmuck einer prächtigen Renaissance-Façade. In einem dieser Gebäude, das mit einem sich breitmachenden Selbstgefühl seine Nachbarn recht nachdrücklich zusammengequetscht hat, führt ein geräumiger und langer, aber dunkler Gang in eine zwei Stockwerk hohe, tempelweite Küche, in welcher zwei himmellange Fenster mit Wappenmalereien in den Scheiben, den besten Willen zeigen, Licht zu verschaffen, wenn nur die Mauer des gequetschten Nachbars nicht mit ihrem rächenden Schatten da

wäre. Links von dem Herde leitet eine Treppe in einer Flucht an die Schwelle einer, etwa mannshoch vom Boden sich befindenden Thüre.

Sie öffnet sich vor uns; wir stehen in dem Raum, den wir aufsuchen, in dem Zimmer, wohin sich der junge Eigenthümer des großen Hauses, der einzig übrig gebliebene Erbe einer alten Patrizierfamilie jener Stadt zurückgezogen hat. Das erste, was deutlich aus einer Menge von Gegenständen, die das weite Gemach anfüllen, uns entgegenkommt, ist die Ueberzeugung, daß ein Mann von Geist und Phantasie hier haus't. Der Boden ist mit Teppichen bedeckt, schwere seidene Vorhänge sind heruntergelassen und bringen eine Dämmerung hervor, die der Bewohner lieben muß; denn Sonnenschein ist nicht da, der sie nöthig machte, und die Wände sind bunt durcheinander mit Bildern bedeckt, bei deren Auswahl mehr eine bestimmte Geschmacksrichtung für die Art des dargestellten Gegenstandes, als Rücksicht auf den Werth der Arbeit vorgeherrscht zu haben scheint. Es sind meist Darstellungen mittelalteriger Scenen oder historischer Ereignisse, alte Holzschnitte mit ausdrucksvollen Köpfen, gemalte Ahnenbilder und daneben lithographirte Blätter der neu-romantischen Schule. Auf einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers liegen blau und roth broschirte Erzeugnisse der jüngsten Literatur über pergamentnen Handschriften aus der Rathhausbibliothek; und zwischen den Blättern der „Gräfin Faustine" steckt ein alter Dolch mit ciselirtem Griff als Lesezeichen.

Zwei Gypsabgüsse nach Arbeiten von Canova theilen sich mit alten, geschliffenen Deckelgläsern, mit großen Seemuscheln und

einer feinen Schnitzarbeit aus Elfenbein unter Glasrahmen, in den Raum, den der Spiegeltisch bietet. Und wenn das Alterthum in großen Aschenkrügen, Urnen und thönernen Nachbildungen Hetruskischer Vasen — die einen alten und kunstreich ausgelegten Wandschrank belasten — seinen Tribut zur Ausstaffirung des Zimmers hergegeben hat, so stellte das Mittelalter nicht weniger freigebig rostige Hellebarden, seltsam geformte Feuergewehre mit Radschlössern und lange Ritterschwerter in die Winkel; ein halbrunder Erker links, dessen Fensterscheiben mit alten und neuen Glasmalereien durcheinander überdeckt sind, wird von einem gypsernen Apoll von Belvedere bewohnt, der durch die farbigen Gläser den rothglühenden Garten unten und eine blaufarbig schimmernde alte Kirche, die dahinter liegt, betrachtet und wie verwundert über den seltsam beleuchteten Tempel eines ihm unbekannten Gottes die Rechte erhoben hat.

Und der Besitzer so vieler Meubel und Rococo-Habseligkeiten, als hätten ihm alle Zeiten und Jahrhunderte Andenken geschenkt — der junge Mann, der ausgestreckt auf dem Teppich liegt, den Kopf auf den rechten Arm stützend und mit einem grauen Windspiele tändelnd — ich gebe euch zu rathen auf, wie er heißt? Er ist groß und schlank, sein Gesicht regelmäßig, wie aus Marmor gehauen, aber auch blaß wie Marmor; sein schönes Auge ist graublau, von braunen Wellungen, die von dem schwarzen Mittelpunkte ausstralen, leise, kaum sichtbar, durchwässert; die Stirn ist hoch und stolz, aber der Mund kann nur einem Menschen von viel Sanftmuth und Weiche gehören; dieser Mund sagt es am deutlichsten, daß ihr mit den Alltagsnamen hier nicht auskommt;

ihr seid versucht, ihn Guido oder Anselm zu nennen: — nein, — ihr kommt nicht darauf, er heißt Benedikt.

„Benedikt, du bist krank," sagte ein älterer Mann zu ihm, sein Freund und seines Zeichens ein Arzt, der in der Ecke eines Sophas ruht und aus seinem Meerschaum leichte Wolken Rauches saugt.

„Ich weiß es ja; dies verfluchte weiße Weib bringt mich um," versetzte Benedikt, ohne von dem Hunde aufzusehen, der in diesem Augenblicke den rechten Vorderfuß spielend um den Nacken seines Herrn schlägt und mit dem Maule an der Schleife seines Halstuches zerrt.

„Ach, mit Deinen einfältigen Phantastereien. Du bist krank durch Mangel an frischer Luft und frischem Muth; Du bist ein Stubenhocker; Du durchstudierst die „groß' und kleine Welt." um Dir von allen Ecken und Enden her allerhand Wehe, Kümmernisse, Kreuz und Elend in ein Bündel für Deinen Rücken zusammen zu schnüren, damit Dir ja nie der nöthige Vorrath ausgeht. Nun, jeder hat sein Steckenpferd. Aber auf Deinem — eine wahre Schindmähre ist's — reitest Du Dich zu Tode."

„Was geht's euch an, Heinrich; verliert Jemand an mir Etwas, wenn ich sterbe? Könnt ihr Leute mich gebrauchen? Kann ich irgend eine Rolle spielen, eine tragische oder eine komische Rolle? Ich passe nicht für die Tragödie, für das Drama nicht, für das Lustspiel nicht, für die Posse nicht, für das Melodrama nicht — und für das Ballet? Sag', taug' ich für das Ballet?"

„Liebster Freund, Du spielst eine tragikomische Rolle seit langer Zeit ganz unvergleichlich." — —

Benedikt erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Dann sagte er: „meine Rolle paßt aber doch nicht in eure Stücke, auf eure Bühne; ich agire mich selber, und ihr, was euch der Souffleur einbläst.“

„Wie heißt der?“

„Ja, du lieber Gott, das ist viel gefragt; heute heißt er so, morgen so; heute Mode, Gebrauch, Sitte, Herkommen; morgen Verstellung, Aberwitz, Eigennutz —“

„Wenn man Dich so reden hört, sollte man uns Alle — unter Alle verstehe ich das große Heer der Menschen gegenüber dem sehr ehrenwerthen Benedikt Vollrath — für eine saubere Bande halten!“

„Nicht Alle — aber die Menge, in deren Leben und Treiben Du willst, daß ich mich mische, die Welt, wie man es nennt. Aber nein, Doktor, ich will euch nicht Unrecht thun; wenn ich unglücklich bin, weil ich mich vereinsamt fühle und ohne Verwandtschaft zu Denen, die mir verwandt sein sollten, so will ich nicht durch ein immer bedenkliches allgemeines Urtheil die Schuld auf die Menschen schieben; ich kann ja selbst die Schuld haben. Ich finde und fühle, daß überall, wo ich die Mächte, die unsere Zustände regieren, sich spreitzen sehe, eine große Lüge sich in ehrwürdige Gewänder geworfen hat und wie der Fuchs im Meßgewande dasteht, der an der Straßburger Kanzel den Gänsen predigt. Aber darf ich darüber mich beklagen, so lange ich selbst die Wahrheit nicht gefunden habe, die an die Stelle treten könnte, und in deren Gewänder sich nicht auch am Ende die Füchse schlichen? — Ich kann mit keinem der Systeme übereinstimmen, die sich über

die Befugniß in den Haaren liegen, ausschließlich unser Handeln oder unser Denken zu regeln. Aber bin ich befugt, ihre hohlen Grundlagen oder ihre absurden Folgerungen zu tadeln, so lange ich selbst kein System habe, das ich mit gutem Gewissen an jener Statt empfehlen könnte? Daß ich übrigens bei einer düstern Lebensansicht heitern Lebensmuth haben soll, das heißt zu viel verlangt. Doch ja, heiter bin ich schon — wenn ich allein mit meinen Büchern und Gedanken bin. Die Stelle, die Archimedes verlangte, um die Welt zu bewegen, ich habe sie gefunden, hier, in diesen vier Mauern, nämlich eine Stelle außer der Welt; aber zu bewegen weiß ich diese dennoch nicht — ich weiß nicht einmal die Last, die sich oft auf meine Brust legt, fortzubewegen, einen wunderbaren Sehnsuchtsschmerz los zu werden, der am Tage an meiner Kraft saugt, um meinen Nächten in die Hand zu arbeiten." —

„Was soll ich nun mit allem Dem, Benedikt?" erwiederte der Arzt; „Du bist nicht zufrieden, wenn Du nicht irgend etwas zu beseufzen hast. Heute ist es ein wunderbater Sehnsuchtsschmerz, morgen ist es die Quadrupelallianz, die an Deiner Kraft saugt, und übermorgen wird man glauben müssen, Du hättest in den letzten Tagen alle hungrigen Fabrikarbeiter England's mit Deinem Herzblute nähren müssen. Ich habe lange gegen Deine Launen gesprochen; aber was kann ich machen? „Les nerfs, voilà tout l'homme." Geh in's Seebad."

Der Doctor erhob sich und klopfte die Asche aus seinem Meerschaum; dann nahm er Hut und Stock, knöpfte den Makintosh zu und sah eine Weile Benedikt theilnehmend in die ungewöhnlich glänzenden Augen.

„Vollrath,“ sagte er dann, „Du bist ein innerlicher Mensch, und deßhalb hat unsere äußerliche Welt keine Befriedigung für Dich. Das ist das ganze Räthsel. Ich will Dir jetzt mein letztes Recept verschreiben; wenn das nicht anschlägt, bin ich mit meiner Weisheit am Ende. Es muß etwas gefunden werden, was Dich aus Deinen Lucubrationen reißt, was Dich an sicher umschriebene Verhältnisse bindet, was Dir bestimmte irdische Sorgen aufbürdet. Geh und nimm ein Weib! — Gute Nacht.“

Der Doctor gab ihm rasch die Hand und ging.

Benedikt verschränkte die Arme über der Brust und stand lange sinnend da.

„Geh und nimm ein Weib!“ sagte er dann; „das ist leicht gerathen; aber nicht leicht ausgeführt. Ich werde lange suchen müssen, bis ich ein Weib finde; denn, meiner Treu, die müßte seltsame Gelüste haben! Nun, an meinem Suchen soll's nicht liegen! Fangen wir gleich an!“

Benedikt nahm seinen Hut und hüllte sich, weil es Abend geworden war, in seinen Mantel, dann ging er, um eine Frau zu suchen.

Eine Viertelstunde nachher saß er in dem hellerleuchteten Salon einer befreundeten Familie der dampfenden Theemaschine gegenüber.

„Fräulein Emma, was verlangen Sie von einem Manne,“ fragte er eine junge Dame, sie mitten in einer Verhandlung unterbrechend, welche sie über ein Ballkleid mit ihrer Mutter führte, wobei sich etwas von einer, dem Fremden gegenüber verhaltenen Heftigkeit verspüren ließ. Die Damen fanden wenigstens

ihre gegenseitigen Gründe jedesmal so ungemein komisch und erheiterten sich zusehends mit jedem Worte mehr. Wahrscheinlich würden sie sich aus lauter Lustigkeit über den von der Tochter verfochtenen und von der Mutter für überflüssig erachteten Blondenbesatz am Ende sehr spaßhafte Dinge gesagt haben, wenn nicht Benedikt's Frage dazwischen gekommen wäre:

„Was verlangen Sie von einem Manne? ich bin überzeugt, daß Sie schon darüber nachgedacht haben, Fräulein Emma!"

Unter der weißen Stirn der Blondenvertheidigerin hatten allerdings schon solche Nachgedanken gewohnt, und sie versetzte deßhalb ohne Zögern:

„Nun, der muß eben so gut als gescheut sein; er muß vortrefflich tanzen können und wunderschön aussehen und dabei reden wie ein Buch; er muß so recht von Herzen gutmüthig sein, galant, muthig, kräftig, genial, sanft —"

„Ja, so wollt ihr die Männer," unterbrach hier der Hausherr seine Tochter; „außer dem Hause wahre Löwen und im Hause — Ehemänner, die, erschrocken im Gedanken an euren Zorn, kläglichen Gesichtes ein abgerissenes Stück vom Wiegenband betrachten!"

„Und welches Ideal machen Sie sich, mein gnädiges Fräulein," fragte Benedikt die zweite Tochter deßhalb mit größerer Höflichkeit, weil sie Aschenbrödel im Hause war.

„Tüchtigkeit, die ganz ihre Stellung auszufüllen weiß, und viel Liebe ist das Einzige, was ich verlange," war die Antwort.

Für die Eine hab' ich zu wenig und für die Andere nicht genug, dachte Benedikt; mich soll wundern, ob ich irgendwo so

glücklich bin, die Antwort zu erhalten: ich verlange von einem Manne, daß er ein Grillenfänger sei. Da, glücklicher Benedikt, da könntest du einschlagen!

Eine Stunde später schritt Benedikt, in seinen Mantel gehüllt, durch die leer und öde gewordenen Gassen. Es war ein rauher und regnerischer Märzabend; die Bewohner der Stadt hatten sich nach und nach in ihre Häuser geflüchtet, und als Benedikt endlich in die breiten Gassen der Neustadt gerieth, begegnete ihm fast Niemand mehr. Auf einem freien Platze, der mit Kugelakazien bepflanzt war, ging er lange unter den vom Winde zersaus'ten Wipfeln auf und ab. Am Ende dieses Platzes war eine Brücke, die über einen bedeutenden Fluß führte. Die Gaslichter aus den nächsten Laternen warfen einen gelben Schein auf die Wellen, die unten rasch in die Dunkelheit hinein sich weiter wälzten. Benedikt lehnte sich über das Steingeländer und blickte in die Tiefe hinab auf das hastige strebsame Rollen.

„Seltsam, dieses eifrige Drängen, sich in die Dunkelheit zu verlieren!" sagte er; „so ist Alles Hast und Eile, von unserm Blut, das sich wie gepeischt durch die Adern schnellt, bis zu der Erde selbst, die sich wie in wildester Raserei um die Sonne schleudert, bis zu den Gedanken des Menschen, die immer sich der Gegenwart vorausstürzen. Nirgends Rast. Wohin, wohin nur? in die Dunkelheit! — O Jahrhundert! du verdienst die Palme vor allen deinen Vorgängern; du hast allein verstanden über den Grundgedanken der ganzen Schöpfung klar zu werden, und den Menschen damit in Harmonie zu setzen; du hast ihn auf die Eisenbahn gesetzt! — Die Schnelligkeit ist der innerste Nerv der Welt, ist Leben, ist Kraft; die Schnelligkeit ist Gott. Das

Jahrhundert hat ihn; es läuft triumphirend mit ihm auf Schienenwegen über Land!" — —

Benedikt wandte sich, um heim zu gehen; aber kaum hatte er ein Paar hundert Schritte gemacht, als er plötzlich bis auf's Mark zu frieren anfing. Zugleich begann der gelinde Staubregen, den er bis jetzt kaum wahrgenommen hatte, in ein tüchtiges Schauern überzugehen. Er sah sich nach einem Zufluchtsorte dagegen um; hier und da streckte sich an einem Gebäude ein Balcon vor; aber kaum hatte er sich darunter gestellt, als auch jedesmal der heftige Zugwind ihn weiter trieb, der die weite und schnurgerade Straße durchfuhr und die Lichter in den Laternen flackern machte, daß ihr gelber Wiederschein zitternd und bebend auf dem zum Spiegel gewordenen nassen Trottoir sich bewegte. Endlich sah er eine Karrosse unter einem von zwei Säulen getragenen Vordache halten. Der Kutscher nickte im Halbschlummer mit dem Kopfe.

„Guter Freund," sagte Benedikt, „erlauben Sie mir, daß ich in dem Wagen dieses Schauern abwarten darf; ich befürchte sonst, hier im Zugwinde krank zu werden."

Der Kutscher nickte mit dem Kopfe.

Benedikt öffnete den Schlag, stieg ein und drückte sich froſtschaudernd in die Ecke des Wagens.

## II.

Der Kutscher nickte mit dem Kopfe.

Es ist wahrscheinlich, daß der Kutscher, als er diese bejahende Bewegung machte, nicht ahnte, welcher folgenreiche, für das Schicksal ganzer Generationen entscheidende Moment in diesem

Nicken seines Kopfes lag; und dazu in einem schlummertrunkenen Nicken, ohne helles Bewußtsein der schweren Verantwortlichkeit, welche er damit über sich nahm. Denn wäre der Kutscher wach gewesen, so würde er höchst wahrscheinlich Anstand genommen haben, einen fremden, durchnäßten Menschen in den Wagen seiner Herrschaft steigen zu lassen. So aber nickte er, und das Kopfnicken dieses Bockmonarchen ist für unsere Geschichte, was des olympischen Gottes Brauenzucken für die alte Welt war.

Als Benedikt eingestiegen war und die Wagenthüre hinter sich zugeschlagen hatte, merkte er im nächsten Augenblicke, daß ein gemeinsamer Irrthum den Kutscher und die Pferde ergriff; diese, wahrscheinlich längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Stehen und Warten in einer naßkalten Nacht zu den unangenehmeren Situationen im Lebenslaufe eines braunen Holsteiners gehöre, zogen ungeduldig an; der Kutscher fuhr aus seinem Nicken empor, und seine Herrschaft eingestiegen wähnend, übrigens auch ganz in einer sehr zu rechtfertigenden Harmonie mit den Gefühlen seiner Untergebenen, versetzte er ihnen beiden einen schnalzenden Peitschenhieb. Der Wagen flog rasselnd über das Pflaster davon.

Benedikt fühlte sich mit einer rasenden Schnelligkeit fortgerissen; die Wagenfenster klirrten, als ob sie zerspringen wollten; bald schleuderte ein Stoß rechts ihn in die linke Ecke, bald einer links ihn in die rechte; eine der Laternen am Bock verlöschte im Zuge; die Pferde mußten in gestreckten Galopp gefallen sein; in toller Eile ging es weiter, zuerst durch die Straßen der Stadt, dann durch ein dunkles hallendes Thor und endlich, über eine

schlechtgebaute, mit frischen Bruchsteinen beworfene Chaussee, in die Finsterniß hinein, die über dem rabenschwarz verhüllten flachen Lande lag.

Bei solcher Schnelligkeit aus dem Wagen zu springen, war höchst gefährlich; sich im Wagen dem Kutscher draußen verständlich zu machen, war, da Benedikt keinen Schellenzug fand und es ihm nicht glückte, die Schieber im Rücken des eilfertigen Pferdelenkers niederzulassen, unmöglich; alles Rufen, Klopfen, alle Anstrengungen blieben fruchtlos bei diesem ohrbetäubenden tollen Rennen; und als der Wagen endlich auf die Landstraße gekommen war, fand Benedikt auch keinen Beruf mehr, sich den zweifelsohne höchst lebhaften Aeußerungen der Ueberraschung auszusetzen, welche die Entdeckung, einen Fremden gefahren, die eigne Herrschaft im Stich gelassen und im Platzregen umsonst eine halbe Stunde Weges zurückgelegt zu haben, dem nickenden Olympier äußerst wahrscheinlich abgelockt haben würde. Und da er auf der einen Seite ein Abenteuer vor sich, auf der andern nichts als einen kothigen Weg in Nacht und Regen hinter sich sah, streckte er sich resignirt auf dem Kissen aus und schloß die Augen mit den Worten:

„Dieser Mensch hat das Jahrhundert begriffen, oder besser, es hat ihn ergriffen und da ist keine Hülfe mehr. In Gottes Namen: er wird einmal aufhören."

Dies Aufhören fand denn auch in der That nach einer kleinen Stunde etwa statt. Die rasselnden Räder fingen plötzlich an, geräuschlos über Sand zu laufen, und nach einigen Augenblicken machte ein geller Pfiff des Kutschers die Pferde stehen. Benedikt

sprang aus dem Wagen; aber als er den Schlag zugeworfen und kaum das erste Wort der Entwickelungs= und Erkennnngsscene, die nun bevorstand, seinem Entführer zugerufen hatte, rasselte dieser abermals davon und verlor sich zwischen einer dunklen Gruppe von Wirthschaftsgebäuden. Benedikt sah sich allein vor einem großen Gebäude stehen, dessen obere Fensterreihen erleuchtet waren. Beim Scheine dieser Hellung sah er hinlänglich, daß es ein alterthümlich gebautes Landhaus sei, vor dem er abgesetzt worden, und daß der Raum zwischen zwei, rechts und links in rechten Winkeln vorspringenden Flügeln, als Blumengarten benutzt wurde. Doch hielten ihn nicht lange diese Beobachtungen auf, er trat durch die über einige Treppenstufen erhöht angebrachte Thüre in das Innere, um sich der Nachtluft zu entziehen; denn in seinen feuchten Kleidern, müde obendrein und keineswegs der Entwickelung des Abenteuers, in welches er fortgerissen war, ganz unbekümmert entgegengehend, da es zu fatalen Erörterungen und Entschuldigungen bei wild=fremden Menschen führen mußte, fühlte er sich angegriffen und unwohl, wie gewöhnlich, wenn ihn etwas innerlich heftig bewegte.

In dem Corridor, den er zuerst betrat, flackerte eine hängende Lampe in einer Glasglocke und zeigte ihm im Hintergrunde eine nach oben führende Treppe. Mit leichten Schritten huschte etwas vor ihm hinauf; dann ertönte oben eine helle Klingel. Er erstieg die Treppe; im zweiten Stock des Gebäudes lief ein langer Gang rechts und links an den Fenstern her, und weil er die Person, die vor ihm die Treppe hinaufgelaufen, zu seiner Rechten im Hintergrunde dieses Ganges verschwinden sah, beschloß er dahin

zu folgen. Die Thüre, in welche sie, wie er glaubte, eben eingetreten war, öffnend, fand er sich in einem dunklen Salon, aber ihm gegenüber strahlte ein matter Lichtschein durch eine offen stehende und mit einer rothen Draperie verhangene Flügelthüre.

Du bist doch einmal wie ein Dieb in der Nacht hier eingebrochen und mußt nun weiter: mag der Mann, welcher das Jahrhundert begriffen, die Verantwortung tragen! — dachte Benedikt, schritt geräuschlos über Teppiche durch den dunklen Raum, schob die Draperie bei Seite und stand plötzlich in der seltsamsten Gruppe, in welche Jemand gerathen kann, der in dunkler Nacht das unschuldige Opfer eines tauben Kutschers geworden ist.

Benedikt stand in einem großen Saal; aber er sah die todte Umgebung nicht, er sah nur die Personen, die neben und vor ihm standen und von einem ganz seltsamen bläulichen, mattfahlen Lichte beleuchtet ihn anstarrten, wie drohende Gebilde einer schrecklichen und unerträglichen Vision, die plötzlich aus der Erde heraufbeschworen, zu gewaltsam, zu unerwartet die Thore vor dem Reich des Jenseits aufreißt, um nicht für ein unvorbereitetes Gehirn überwältigend zu werden. —

Vor ihm stand ein alter Mann mit schneeweißen Locken und Bart, letzterer bis auf den Gürtel niederwallend; er war in schwarzem Sammet mit breiter Zobelpelzverbrämung gekleidet, der Schnitt seiner Tracht durchaus alterthümlich, etwa wie sich Edelmänner in ihrer Hauskleidung gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges tragen mochten. Mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung und des Schreckens wendete sein Gesicht sich nach der Seite des Eintretenden hin, während beide Arme erhoben

waren, wie man sie beim höchsten Erstaunen zu halten pflegt. Ein anderer alter Mann, in einer ähnlichen nur weniger reichen Tracht, aber in seinen Zügen dasselbe Erstaunen und dieselbe Furcht zeigend, stand hinter ihm; zur Seite aber eine jüngere Gestalt, ein Mann in rother ungarischer Tracht, die reich mit goldnen Schnüren besetzt war, eine Pelzmütze mit einer Edelstein-Agrafe und hohem Reiherbusch auf den langen kastanienbraunen Locken, und mit Säbel, Dolch und Pistolen bewaffnet. Auch er hielt den linken Arm, von demselben Gefühl überwältigt, erhoben, den rechten aber hatte er um ein hohes Frauenbild geschlungen, das in weißen Gewändern, sich erschrocken an ihn schmiegte und ihr Gesicht an seiner Brust verbarg.

Der Eintretende sah im nächsten Augenblick, daß nicht er dies haarsträubende Erstaunen wecke; die starren Blicke dieser Gestalten richteten sich auf etwas anderes, und als er die seinen ihnen suchend folgen ließ, gewahrte er im Hintergrunde des Raumes, auf der Schwelle einer geöffneten Thüre, wie ein Bild im Rahmen stehend, eine große, todesbleiche Frau. Sie war in weiße Kleider gehüllt, aber mit der Hand den Schleier zurückwerfend, der ihr Haupt bedeckte, zeigte sie starre, von der Hand des Todes im Augenblicke des letzten krampfhaften Ringens zwischen Sein und Nichtsein fixirte und mit dem Siegel des Schmerzes ausgeprägte Züge; ihre von dem bläulichen matten Lichte überflossene Gestalt hatte etwas unendlich Grausiges, sie gehörte dem Grabe an, sie war wie aus Moderduft gewebt; und diese gräßliche fahle Beleuchtung um sie her, dieser Verwesungsschimmer — ja, sie war eine Todte — das geheimniß- und

schreckenreiche Jenseits hatte vor Benedikt's Augen seine Pforten aufgeworfen, es sandte ihm seine scheußlichste Gestalt — sie schritt auf ihn zu, sie umschwebte ihn, ihr Hauch berührte ihn — seine Pulse stockten, er wollte sie von sich stoßen, die jetzt wie ein Alp sich auf seine Brust warf, aber es schwindelte ihn und im nächsten Augenblicke lag er ohnmächtig am Boden.

## III.

Acht Tage später tönte eine rauschende Tanzmusik in den Sälen des Landhauses, welches das Ziel von Benedikt's nächtlicher Fahrt geworden. Eine glänzende Versammlung, meist den aristokratischen Kreisen der nahen Residenz angehörend, füllte die Räume, und der jüngere Theil der Geladenen tanzte in Rococo-Costümen und gepudert eine Quadrille; an der Stelle, wo Benedikt ohnmächtig geworden durch eine Erscheinung, die das Grab heraufgesandt, trippelten jetzt gestickte Seidenschuhe mit rothen Absätzen ihre Pas. Es war ja Carneval.

Als ob nicht immer Carneval wäre! —

Der Puder ist wieder Mode geworden. Er ist schon einmal wieder Mode gewesen — kurz vor der Julirevolution, bei den Festen der vertriebenen Dynastie. Und jetzt wieder; seltsam! Der Strom der Zeit hat uns zu weit hinab gefuhrt; er wird immer reißender, immer rascher. Wohin wird er uns führen? Es ist zu gefährlich, widerstandslos sich ihm hinzugeben; ja, ja, man muß ihn wieder hinaufschwimmen! Hinauf, mit allen Kräften wieder hinauf; an den Ufern, wo der Puder wächst, rasten wir einen Augenblick; mit dem Puder ist viel gewonnen; er ist der

sichtbare Duft einer unsichtbaren Blume, der lebensüppigen Sorglosigkeit früherer Jahre; er ist das Symbol der Ansprüche, welche die Jugend auf Alter, auf das Verbundensein mit alten, uralten, mit vorsündfluthlichen weißen Scheiteln macht; er ist der Reif, den wir von unseren Stammbäumen schütteln. Wahrhaftig, dieser Puder ist ein weltgeschichtlicher Gedanke; er ist ein kecker Antagonist der lauten Stimme des Jahrhunderts, die da ruft: es lebe die Jugend, es lebe das Lebendige, Blühende; der Puder ruft: es lebe das Alter, es lebe was abgelebt, verwelkt, es lebe was weiße Haare hat!

„Und wenn der Puder eine Zeitlang wieder Mode gewesen," fuhr Benedikt fort, der, in einem Cabinet neben dem Tanzsaale sitzend, die obige Standrede hielt, gegen seinen Freund Heinrich gewendet; „dann können wir kühne Schwimmer gegen den Strom noch weiter hinaufschwimmen; wir tanzen dann Quadrillen, worin wir nicht mehr Graf B., Baron L. und Herr von W. sind, sondern als Christoph der Springer, Friedrich mit der gebissenen Wange, Eberhard der Rauschebart erscheinen. Auch wieder ein Fortschritt —"

„Um Gotteswillen!" unterbrach hier Heinrich seinen Freund, „hör' einmal auf mit dem Unsinn: laß das in den Halleschen Jahrbüchern drucken, aber hier, bitte ich Dich, laß mir den Puder ungeschoren. Ich versichere Dich, er steht ganz allerliebst und es ist eine wahre Philisterei, in die ihr klugen Leute so oft gerathet, wenn Du, weiß der Himmel was, im Puder nur deßhalb witterst, weil schon Ninon de l'Enclos oder Manon de l'Escaut gefunden, daß er ganz allerliebst stehe. Komm, stell' Dich lieber zu mir

in die Thüre, um Clotilde tanzen zu sehen; das Mädchen ist zum Entzücken schön; diese Anmuth in allen Bewegungen, dieser stolze Ausdruck des Gesichtes, diese volle, schlanke Gestalt, eine wahre Königin von einem Weibe!" —

Benedikt sprang rasch auf — dann, wie der unwillkührlichen Bewegung sich schämend, setzte er sich wieder und sagte: „Sie ist schön, aber diese Geschöpfe sind so äußerlich! und Clotilde nun gar: Quadrillen tanzen, Blonden auswählen, Tableaux darstellen, höchst tiefsinnige Erörterungen über das tiefsinnigste aller Werke, die „Nina" oder „Thomas Tyrnau" anstellen und dergleichen für die Aufrechterhaltung der ewigen Weltordnung und des alten Laufes der Dinge höchst ersprießliche Bemühungen mehr, das ist ihr Leben! — O Gott, welch eine reiche Welt ist den Frauen mit ihrer Seele gegeben! ein klarer See voll mährchenhafter Wunder: ein Spiegel der Himmelsbläue, ein Auge, durch das die Unendlichkeit schaut! Und muß nun auch diese Clotilde in ihrer Seele nichts als den Spiegel für Putz und Glanz und Aeußerlichkeiten sehen!" —

Benedikt trat, nachdem er durch diese Betrachtungen eine Art Verwahrung gegen mögliche Mißdeutungen eingelegt, in die Thüre neben seinen Freund, um Clotilde tanzen zu sehen.

Der Gegenstand jener Betrachtungen, die königliche Clotilde, welche die Tochter des Hausherrn, des Ministerialraths M. war, blickte in diesem Augenblicke nach den beiden Freunden hin und ihrem Tänzer schien es, als ob sie plötzlich noch leichter ihn umschwebe, als ob ihr Fuß sie noch elastischer trage, ihre schlanke Gestalt gehobener werde.

Als sie während der Pause ruhte, sagte ihre Nachbarin: „Wie der junge Vollrath Dich mit großen Augen anschaut, Clotilde. Es ist ein seltsamer Mensch; man wird nicht recht klug aus ihm; oft spricht er ganz vernünftig und oft so schrecklich pedantisch. Aber hübsch ist er, nicht wahr, Clotilde?"

„Findest Du, Emma?" versetzte Clotilde zerstreut.

Emma, die heute ihre gegen die Mutter siegreich verfochtene Ballparure triumphirend zur Schau trug, fuhr lachend fort: „Denk' Dir, er fragt alle Mädchen: Mein Fräulein, was verlangen Sie von einem Manne? Ich bitte Dich, wie komisch! was würdest Du da antworten?"

„Einfach, daß er ein Mann sei!"

„Gefällt er Dir wohl?"

„Liebe Emma, das ist kein Wort für ihn: er ist kein Spielzeug, oder kein neuer Modestoff; er scheint mir geistig bedeutender zu sein, als alle unsere jungen Herren; — aber er ist so ganz anders, man weiß nicht recht, ob er's ernsthaft meint oder scherzt, wenn er spricht, er genirt, weil man befürchten muß, man scheint ihm fade, wenn man ihm etwas sagt. Ich glaube, er verachtet uns Alle."

„Nun, weßhalb nicht gar!"

„In der That, er ist ein so durchaus innerlicher Charakter."

„Was willst Du damit sagen, Clotilde?"

Das Gespräch wurde hier abgebrochen, denn ein junger Legationssekretair nahte sich, um Fräulein Emma und ihren Blondenbesatz zum Tanze aufzuziehen.

# IV.

Die Frauen sind Detailnaturen. Sie fassen das Ganze nur, indem sie nach und nach der zerschnittenen Stücke sich bemächtigen; sie halten sich an das Besondere — und deßhalb sind sie oft praktischer als wir. Den weiblichen Charakter bilden viele complizirte Regungen und Gefühle, die nach einer gewissen Seite hin graviтiren; den unsrigen ein hervortretendes Gefühl, eine vorspringende Idee, unter deren Herrschaft, wie unter ein Dach, die übrigen gebracht sind, nur stützende Säulen dieses Daches.

Clotilde war fünf und zwanzig Jahre alt geworden und damit ihrer in lauter Detail zerschnittenen Existenz, ihres vom Einzelnen auf's Einzelne hüpfenden kreisförmigen Lebenslaufes, der stets um dieselben Dinge sich drehte und nicht geistig und menschlich weiter brachte, zuweilen recht herzlich müde. Sie wußte nun freilich nicht, wie sie etwas Ganzes erfassen solle, noch hatte sie es je in Anderen wahrgenommen, in welchen es die Seele über der Unersprießlichkeit der Masse von Besonderheiten emporgehoben hätte; aber nicht weniger deßhalb fühlte sie die Sehnsucht darnach, eine unverstandene Sehnsucht nach einem Etwas, welches bald diese, bald jene Form vor ihren Augen annahm. Es waren nebelhaft verschwimmende Bilder, bald heiter, bald tragisch, und mit raschen Uebergängen und wunderbarer Leichtigkeit aus dem einen in's andre sich umgestaltend, je nachdem die äußern Anstöße kamen. Bald war es ein glückbringendes Wirken als Hausfrau im befriedeten, harmonischen Kreise, bald die Muttersorge, mit all ihrer Angst und mit ihrer Fülle von Glück, — bald das Bild

einer weitgreifenden Wirksamkeit durch die Gaben des Geistes und die Gewalt des Worts, welche der Schriftstellerin sich eröffnet, — bald, in den Stunden der Wehmuth, ein wahrhaft heroisches Verlangen durch eine großartige Handlung der Entsagung sich für immer ein erhebendes, stolzes Bewußtsein zu erkaufen. Die blasse Poesie mit den Siechthum-verklärten Augen, welche weibliche Duldungsfähigkeit sich aus dem Gedanken der Entsagung zu weben versteht, war es nicht, die sich in solchen Stunden ihrer bemächtigte; nein, es war der Drang nach einer starken That, welche sich über der einförmigen Fläche ihres Lebens als eine Säule aufrichten sollte, an die sie sich lehnen und stützen könne, über welche sie das gänze Gewebe ihres übrigen Daseins werfen könne, um sich so ein Gezelt zu bauen, unter dem sie, von der schalen Alltäglichkeit getrennt, mit stolzer Selbstzufriedenheit und in Frieden ihre Tage abspinne. Und welche andere starke That ist den Frauen möglich geblieben, als eine That der Entsagung? —

Aber, wir müssen gestehen, Clotilde dachte nicht immer so ernsthafte Gedanken; sie wußte sich in anderen Augenblicken mit der ganzen Selbstvergessenheit eines jungen und an Erfolge gewöhnten Mädchens dem Vergnügen hinzugeben, welches überall den Frauen da erblüht, wo sie fühlen, daß sie gefallen. Und Clotilde mußte freilich viel gefallen: mochte sie ihre anmuthige und wie von Künstlerhand in stolz geschweiften Linien gezeichnete Gestalt in die Gruppen eines Tableau's mischen oder mochte sie sie im Rhythmus des Tanzes schaukeln, ein verkörpertes, klangreiches Gedicht voll Lieblichkeit und Pathos — Clotilde war immer der Bewunderung gewiß, sie war immer die Königin.

Und oft wieder, in den Stunden der Ermüdung und Abgespanntheit, wie ihrer so viele sind beim Leben in der großen Welt, fühlte sie nur einen unbestimmten, wehmüthigen Sehnsuchtsdrang, ohne Lust zu der Anstrengung, welche es gekostet hätte, diesem Sehnsuchtsdrang mit sinnenden Gedanken nachzufolgen, bis er sie zu irgend einem bestimmten, erfaßlichen Ziele, zu irgend einem ausgesprochenen Wunsche geführt hätte. Sie klagte in solcher Stimmung viel, daß sie nicht verstanden werde. — Die gewöhnliche Klage der Charaktere, die, um etwas über die mattselige Alltäglichkeit emporgehoben, nun sich selbst nicht recht mehr verstehen, wenn sie nicht von solchen kommt, die sich zu hoch anschlagen und die mindere Schätzung von Seiten Anderer sich nur als ein Mißverständniß erklären können.

Als ob nicht ein reicher Geist mit seiner innerlichen Unendlichkeit so gut ein unverstanden wandelnder Stern bleiben müßte, wie der Sirius! Der Geist, der ganz verstanden wird, ist ein armer Geist! — —

Clotilde war erzogen worden, wie die meisten jungen Damen, das heißt höchst unzulänglich. Aber sie besaß einen großen Durst, sich zu unterrichten. Benedikt war ihr deßhalb eine anziehende Erscheinung; man sah ihm an, daß er viel wußte. Doch war es nicht leicht, von ihm zu lernen, oder nur etwas zu erfragen: er schweifte ab, er ergriff lieber die Gelegenheit, sich auszusprechen, als auf den Gedankengang des Anderen einzugehen. Es war der ganze Egoismus des Denkers in ihm. Sie hatte bis jetzt durch ihn noch nichts gelernt, nur hie und da die Erklärung einer Sache, die sie längst kannte und wobei sie wie alle Frauen, denen man

etwas erklärt, was sie zufällig schon wissen, gewaltig böse wurde. — Am liebsten hätte sie von ihm das Geheimniß seines eigenen Charakters gelernt: denn er hatte ein Geheimnißvolles, ein ganz Besonderes für sie; und sie fühlte ein seltsam heftiges Verlangen, in das innere Leben dieses Charakters zu schauen, das Räderwer dieser eigenthümlichen Organisation sich mit dem Finger weiblicher Neugier auseinander zu legen. Sie fühlte sich anders werden in seiner Gegenwart, als sie früher je gewesen, — es kam ein Anflug von leiser Coquetterie, und zugleich von Mißvergnügen mit sich selbst, über sie; und in demselben Augenblicke, wo sie fühlte, daß ein muthwilliger Scherz sie in Männeraugen reizend und allerliebst machen mußte, gerieth sie oft in eine Verlegenheit, welche sie mit einem scheuen, bittenden Ausdruck von Taubenhaftigkeit in ihren blauen Augen seitwärts auf Benedikt's Züge blicken ließ. —

Der Legationssekretair führte Emma an ihren Platz zurück und machte jene moderne sonderbare Verbeugung, wobei ein Mann den Kopf auf die Brust fallen, die Arme schlaff herabhängen und die Augen zu Boden senken läßt, als ob die Demuth eines Kapuziners in ihn gefahren. Dann setzte er sich neben sie und zu ihrem Schrecken nahm Clotilde wahr, daß sie über Benedikt sprachen. Es machte ihr ein höchst unbehagliches Gefühl, daß diese beiden Menschen über ihn redeten. Keinen Falls konnte sie es über sich gewinnen, diesem Gespräche ruhig seinen eigenen Verlauf zu lassen und nicht berichtigend hie und da das Wort zu nehmen.

„Aber Emma, das ist ja gar nicht wahr!“ sagte sie, ihre

Freundin unterbrechend; „es war allein ein Irrthum unseres tauben Kutschers, der geglaubt hat, mein Vater — er ist an jenem Abend noch sehr spät beim Minister gewesen, weil wichtige Depeschen angekommen waren — sei endlich nach langem Warten eingestiegen. Mein Vater ist anfangs wohl verdrießlich und über das Schicksal seiner Equipage besorgt gewesen; als er aber gesehen, daß dieser Zufall den Sohn eines Universitätsfreundes ihm in's Haus gebracht hat, war er bald versöhnt."

„Aber ohnmächtig ist er doch geworden, liebe Clotilde!"

„Nun ja, und das ist auch wohl möglich, Herr von M.," versetzte Clotilde, sich zu dem Diplomaten wendend, „wenn man wie durch Zauberei, ohne zu wissen wohin, davon geführt wird und sich plötzlich aus der stockfinstern Nacht in eine gespenstische Beleuchtung dem Zerrbilde einer wiedergehenden Leiche gegenüber-gestellt sieht. Sie wissen, wir hatten an dem Abende eine kleine Gesellschaft, und dafür die Darstellung von lebenden Bildern arrangirt."

„Ich hörte davon," antwortete der Legationssekretair; „sie hatten eine Scene aus der Ahnfrau gewählt."

„Ja wohl," fuhr Clotilde fort: „dort standen wir, links Graf Atbery als Jaromir und ich als Bertha neben ihm, — rechts mein Oheim und Herr von Saint Erlong als Graf Borotin und als Burgvogt. Jene Thüre, die rechts in den Vor-saal führt, war mit einer Draperie verhängt, aus der Thüre zur Linken, dem Kabinet da, trat die Ahnfrau hervor. Ein großer mit Gaze überspannter Rahmen trennte uns von den Zuschauern. Nun hob sich just in demselben Augenblicke, in

welchem die Ahnfrau in das Bild trat und wir mit der Pantomime des höchsten Schreckens uns zu ihr wandten, die Draperie rechts und der Fremde trat herein."

„Und spielte den Erschrockenen so natürlich mit, daß er am Ende in allem Ernst ohnmächtig am Boden lag!" sagte lächelnd Herr von M.

„Nun ja, der Anblick mußte um so überraschender auf ihn wirken, als meine Mutter, welche die Ahnfrau machte, in der That so schreckenerregend und grausenhaft aussah, daß auch ich, obwohl vorbereitet und eingeweiht, mich ernstlich fürchtete; und um so mehr mußte dies ein Fremder, der zudem wegen des Gazerahmens nicht gleich wahrnehmen konnte, daß noch andre Leute, außer der eben so sonderbar gekleideten als beleuchteten Gruppe und der gräulichen Erscheinung, da waren.

„Es gehören doch schwache Nerven dazu," warf der Diplomat ein, mit einem Tone, der Clotilde etwas ärgerlich und doch zögernd antworten ließ:

„Nun ja, vielleicht. So viel ist gewiß, daß der Arzt, den Herr Vollrath verlangte und der ihm zur Ader ließ, uns Allen verboten hat, nach dem eigentlichen Grunde zu fragen, weßhalb jene Erscheinung so erschütternd auf ihn wirkte."

„Das sieht ja aus, als ob ein Geheimniß dahinter steckte," sagte Emma: „was mag das sein? Da muß ich noch heute an dem Arzt eine Eroberung machen, um ihn auszuforschen!"

„Ich mag die Tableaux jetzt gar nicht mehr," fuhr Clotilde fort: „sie sind mir immer unbehaglich gewesen; das Bild ahmt das Leben nach und wir ahmen nun wieder das Bild nach! Was

soll denn nur eigentlich dies Darstellen einer durch irgend einen Zauber plötzlich erstarrten Gruppe? Wenn man noch dabei sich vorstellen könnte, woher dieser Zauber kommt, was ihn bewirkt hat, wenn er noch der Phantasie eine Perspektive eröffnete oder auf einen mystischen, der Einbildungskraft Spielraum gewährenden Hintergrund deutete! Aber nichts von dem: ein Zauber hält diese Gestalten fest, ohne daß irgend Jemand sich einzubilden vermag, was die festbannende Formel sein kann und wer sie ausgesprochen? Weßhalb stellt man das Erkaltete, Starre, das Todte überhaupt nur dar, und dazu noch in die Farben des Lebens gekleidet, um es noch unheimlicher zu machen? — statt die Leistung der Malerei durch Bewegung, durch Vervielfachung der Momente (da sie ja nur einen festhalten kann) und dann auch durch die Wahrheit der Lebenswärme zu vervollkommnen und zu erhöhen?"

„Aber, mein Fräulein, Sie sind undankbar," versetzte der Legationssekretair: „Sie gerade machen in Tableaux eine so unvergleichlich imposante Figur!" Clotilde hatte diese Antwort auf ihre Fragen nicht gewollt; sie stand auf, um mit einer ältlichen Dame ihr gegenüber ein Gespräch anzuknüpfen. —

## V.

Der Ministerialrath M. hatte Benedikt eingeladen, oft das Landhaus zu besuchen, welches, ungefähr anderthalb Stunden von der Residenz entfernt, ihm und seiner Familie von den ersten Lenzmonaten bis tief in den Herbst hinein zum Aufenthalte diente. Clotilde liebte das Freie, die frische Luft, das Land; und der Ministerialrath liebte nur sie, seine einzige Toch-

ter; er gab deßhalb gern ihren Wünschen nach. — Benedikt, der sonst nicht leicht aus dem Kreise seiner Beschaulichkeit gerissen wurde, gab dafür wieder gern dem Wunsche des Ministerialraths nach, und so kam es, daß er viele Tage in Dolenstein — so hieß das Landhaus — zubrachte, und wenn ihn zu früh der Abend überrascht hatte, manche Nacht dazu. Auch Heinrich begleitete seinen Freund oft hinaus, obwohl für kürzere Zeit; wenn der Ministerialrath nicht in der Stadt in seinen Büreau's war, sah man ihn dann oft mit dem Arzt, wie in geheimer Unterredung, sich entfernen und Benedikt und Clotilde allein lassen. —

Es war ein schöner Mai-Abend. In den Gartenanlagen, welche einen weiten Flächenraum hinter dem Gute Dolenstein bedeckten, dufteten nach einem frisch gefallenen, warmen Regen das junge Grün, die Maiglocken, der Flieder. Es war etwas Warmes, Wonniges in der Luft; das junge Buchenlaub, die aus der Knospenhülle noch halbgefältelt hervorbrechenden ersten Blätter der Birke, die Rasenstrecken so hell, so zart und lieblich gefärbt, der Himmel so klar und weich in seiner Bläue. In einem der entlegenern Theile der Anlagen befand sich ein kleiner Weiher; die Erde, welche man ausgegraben, um ihn anzulegen, bildete einen Hügel, besetzt mit Weihmuthskiefern und mit Lärchentannen, die jetzt ihre gelbgrünen, jungen Nadeln in dichten Büscheln, wie kleine Reiherbüsche, und die schönen rothen Ansätze zu den Samenkapseln trieben. Von der Anhöhe übersah man ein großes Stück Rasengrundes, einen reinen, glatten Teppich, auf den von der rechten und von der linken Seite her der Fuß der, wie Coulissen vorgeschobenen Gebüschpartien trat, die schon zart

angedeutet die verschiedenen Nüançirungen des Baumschlags zeigten, welche der Herbst so prachtvoll entwickeln sollte. Ueber dem Gebüsch, in einiger Entfernung, sah man die weißen Essen des Landhauses ragen. Eine Schaar von Staaren hüpfte schreiend auf dem Rasen umher, über dem Weiher wirbelten sich unzählige Mücken in still summendem Tanze, das Schilf im Wasser zitterte, wenn sich eine Phaläne, die ihre Puppe daran befestigt hatte, losrang aus der Hülle und nun fröhlich aufflatterte; es lag eine stille Feier in der Natur, zu welcher die einfache und gutgemeinte Choralmelodie der Frösche aus allen Teichen in der Gegend zusammenklang.

Auf einer Gartenbank unter den Bäumen, die den Hügel bedeckten, hatte sich Benedikt ausgestreckt und horchte dem kurzen Grunzen des Igels, der schleichend im dürren Laube raschelte, sah dem Käfer zu, der sich durch den Sand wühlte, oder folgte mit den Augen dem Fluge einer Schwalbe, deren Schatten soeben wie ein schwarzer Fleck durch den Grund des Teiches geschossen war. — —

Von den vielen Dingen, die sein Leben lang beunruhigend und quälend durch seine träumerische Natur gezogen waren, auf die sich das große und ungestillte Liebesbedürfniß seiner Seele, der Grund alles seines Harmes, geworfen, hatte ihn noch keines so innerlich tief ergriffen, wie das, worüber er jetzt brütete, und das nichts Geringeres war, als die Aeußerlichkeit der Frauencharaktere — oder vielmehr des Frauencharakters; denn für seine Gedanken gab es in der letzten Zeit nur noch einen Frauencharakter, nämlich den Clotilden's. Nicht als ob er an und für sich diese Aeußerlichkeit verwünschte: nein, er sehnte sich eigentlich dar-

nach, sein Wesen durch eine gesunde, frische und verständige Auffassung der äußern Dinge zu ergänzen, eine Heilung für seinen zu sehr nach innen gewandten Sinn daran zu finden. Deßhalb liebte er, noch halb unbewußt, Clotilden; er sah in ihr diese ersehnte Ergänzung. Aber er stand jetzt vor dem gesunden, nach Außen gewendeten Sinn wie ein muthlos Verzagender, in der Ueberzeugung, daß eine Natur wie die seine, mit all ihrer, für Charaktere ohne tiefes, inneres Leben nie begreiflichen Gränzenlosigkeit, mit dem Vagabundenartigen ihrer bald hier, bald dort, bald auf den höchsten Bergen, bald in den tiefsten Gründen schwärmenden Gedanken, nie Liebe finden könne bei den anders organisirten, lebenstüchtigeren Charakteren, welche ihn umgaben. Er fürchtete, daß Clotilde im Innern seiner spotte; daß sie ihn unmännlich, ja lächerlich finde wegen seiner Ohnmacht bei einem Spiel mit phantastischen Bildern, die unmöglich geeignet, einem Manne von Muth und Entschlossenheit Furcht einzujagen: um sich zu rächen an dieser Clotilde, wie er sie sich dachte, nannte er sie äußerlich — bemitleidete ihr ganzes Geschlecht wegen seines Ausgeschlossenseins von dem Reiche des wahren Lebens, von dem Reiche der Gedanken, und sann mit philanthropischer Bekümmerniß über die Mittel und Wege nach, die Frauen, nicht für das Leben, sondern für das Denken, zu emancipiren. —

Clotilde ihrerseits hatte seit einiger Zeit an einem anderen Harme zu zehren. Sie sehnte sich nach einer Theilnahme an ihrem aufblühenden, inneren Leben, nach einem Verständniß der Psyche, die, lange von dem Lärm des Alltagstreibens eingelullt und in Schlummer gehalten, zu erwachen und ihres Daseins inne

zu werden begann; die in ihr die zarten und schwachen Schwingen regte, aber für ihre Jugendlichkeit des Rathers, des Beistandes, der Pflege und des Schutzes bedurfte, um groß und schön sich entwickeln zu können. Dies Bedürfniß war zur höchsten Lebhaftigkeit gestiegen, als so plötzlich, wie vom Mond gefallen, ein fremder, junger Mann in ihren Lebenskreis trat, dessen Denkrichtung und ganze Erscheinung den Reiz des Fremdartigen und Originellen hatte, aus dessen Augen Liebesfähigkeit und der Zutrauen erweckende Ernst sprachen, den die Frauen vor allem zuerst fordern, da der Ernst ihnen Größe des Charakters, und die Charaktergröße Größe der Leidenschaft verheißt. Clotilde sah in Benedikt, was sie vergeblich gesucht hatte, den Pfleger, den Beistand für ihre wachsthumdurstige Psyche.

Aber — war dieser Mensch eine monumentale Gestalt, welche durch ihr Dasein und ihre Form von einer Geschichte spricht, in der sie einst eine Rolle spielte, zu deren Erzählung sie aber nie den Mund öffnen wird? Es war für sie wie eine Schranke um ihn gezogen, ein Gitter, das eine abwehrende Schildwache, der Humor Benedikt's, bewachte; er war wie ein seltener Baum, um den man Dornen flicht; Benedikt hatte Dornen für Clotilde, die sie nicht bis zu ihm dringen ließen.

Sie glaubte aus seinem Wesen schließen zu können, er achte sie gering, er verspotte sie, als ob sie mit Geist coquettire, wenn sie doch nur die aufrichtigsten Fragen, die aus einem Bedürfnisse ihrer Seele hervorgingen, an ihn richtete. Er liebte, ihr mit dem Humor zu antworten, den die Frauen so langweilig finden — und der bei ihm doch nichts war, als die Furcht, sie werde seinen

Ernst zu langweilig, zu abstract, zu innerlich, zu grillenhaft finden. Oder fürchtete er, daß ihm nach seiner Ohnmacht nie mehr gelingen werde, vor Clotilden's Augen eine ernsthafte und Achtung einflößende Figur zu spielen, und versuchte er's deßhalb mit der amüsanten, mit der geistreichen? Jedenfalls glaubte Clotilde wahrzunehmen, daß er geflissentlich kein gegenseitiges Nähertreten, keine gegenseitige Theilnahme an einander wolle und durch Scherz abwehre. Sie verwünschte nun die Erziehung der Frauen, die Stellung derselben zur Gesellschaft und zur Welt, welche sie ewig wie große Kinder halte, und zum ersten Mal in ihrem Leben fiel ihr die Verkehrtheit in ihrer ganzen Größe auf's Herz, daß man die Frauen nicht zu Geistes- und Gedankengenossinnen des Mannes erziehe. Und da sie durch Benedikt's Kälte natürlich verletzt wurde, verwünschte sie die geistig-bedeutenden Männer sammt und sonders, weil sie, so stolz auf ihre Vorzüge, sich nicht einmal zu den Frauen herunterließen, die doch nicht durch eigne Schuld, sondern durch den, hauptsächlich von den Männern gemachten, Weltlauf so äußerlich geworden und geblieben.

Clotilde wandelte in den Anlagen umher und Benedikt sah sie einen gewundenen Pfad, der zu seinem Hügel führte, heranschreiten. Sie hatte die Augen auf den Boden gerichtet; als eine Schaar Staare vor ihr aufflog, sah sie auf und gewahrte Benedikt. Sie wollte im ersten Augenblicke umkehren — aber nein, es wäre auffallend, es wäre albern gewesen; sie schritt weiter. Sie fühlte ihren Gang etwas schwankend werden; wie um ihn zu festigen, warf sie stolz den Oberkörper zurück und legte die Arme über dem Gürtel leicht auf einander; doch schienen die

Gesträuche und Gräser, die an ihrem Wege standen, bald rechts, bald links, eine ganz besondere Aufmerksamkeit von ihr zu verlangen; denn sie blickte abwechselnd dahin, als ob sie in diesem Augenblicke von nichts angelegentlicher in Anspruch genommen werde, als von der Vergleichung ihrer Formen oder Farben oder etwas dem Aehnlichen. Sie trug ein weißes Kleid und zum Schutze gegen die Abendkühle eine Kasawaika von violetter Seide mit schwarzem Sammtbesatz darüber; ihr glatt gescheiteltes Haar war hinten in einer so langen und dichten Flechte aufgewunden, daß es schien, sie müsse, wenn sie den Kopf zurückwerfe, mit dem schwer herabhängenden Reichthum ihres braunen Haares den Nacken berühren können. Benedikt hatte sie nie so schön gesehen; ihre regelmäßigen Züge hatten trotzdem, daß sie mit geraden, ausdrucksvollen Linien wie von einer festen Hand gezeichnet schienen — von einem Künstler, der in classischer Einfachheit die höchste Schönheit gesucht — etwas Weiches, Kindliches, einen romantischen Reiz, und da sie etwas mehr als gewöhnlich geröthet waren und die Augen glänzender strahlten, so leuchtete aus ihnen eine gehaltene und süße Schwärmerei, die so ganz mit dem duftigen Frühlingsabend in Harmonie stand, welcher sie gewebt haben mochte.

Als sie näher kam, brach sie eine Fliederdolde und zerrupfte die Blüthen. Benedikt stand auf und ging ihr entgegen.

„Seit wann botanisiren denn die Blumen, Fräulein Clotilde?“

„Sie sind fade, Benedikt — oder boshaft“ — versetzte sie, etwas gereizt und forschend ihn anblickend, ob er vielleicht über ihr verlegenes zur-Seitesehen nach den Gräsern scherze.

„Boshaft? weßhalb? nein — aber fade, das ist eher möglich. Doch weßhalb, Clotilde, soll ich Sie nicht eine Blume nennen? Die Frauen sind alle Blumen, oder Pflanzen mindestens, die einmal hätten blühen können, vielleicht noch werden."

„Ich weiß es, ihr betrachtet uns alle als Blumen, als Geschöpfe, deren Verdienst in euren Augen nur die Blüthe, das Farbige ist."

„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben," versetzte Benedikt.

„Aber der farbige Abglanz hat kein Leben, keinen Werth für sich."

„Er verräth es, er kündigt es an."

„Bei der Blume *nicht*; es ist keines da. Wir sind keine Blumen, Benedikt; wer uns so nennt, beleidigt uns, entwürdigt uns!"

„Nun wahrhaftig," versetzte Benedikt lächelnd, „können Sie läugnen, daß Sie gerade jetzt eine Sensitive sind?"

Sie setzte sich auf die Bank, welche Benedikt vorher eingenommen hatte, während er, seinen Arm um den Ast einer Lärchentanne schlingend, vor ihr stehen blieb.

„Ihr müßt das letzte Wort behalten, freilich," fuhr sie scherzend fort, „und ich muß mich gefangen geben. Also ich bin eine Blume: aber welche Farbe habe ich und wann blühe ich, im Lenz, im Sommer, oder im Herbst?"

„Im Winter!"

„Das heißt, ich bin eine Treibhauspflanze, und ich wette, Sie sind im Begriff hinzuzusetzen, meine Farbe sei die der Mode! Es ist ein schmeichelhaftes Bild, das Sie sich von mir machen! —

Sagen Sie, wodurch habe ich Ihnen Veranlassung gegeben zu einer so schlechten Meinung?" setzte sie mit einem Tone der Stimme hinzu, der Benedikt bis in's innerste Herz drang; er sah, daß ihre Augen feucht geworden waren.

„Habe ich Sie beleidigt, Clotilde? O Gott, ich kann es mir denken! Es ist nicht das erste Mal, daß ich da beleidige, wo ich es am wenigsten möchte. Sagen Sie mir, wie kann ich es abbüßen?"

„Sie haben mich seit lange beleidigt, ja, fast so oft ich mit Ihnen gesprochen habe; mich und mein Geschlecht; Sie schätzen uns gering und da liegt Ihr Unrecht. Mich mögen Sie immerhin ganz so schätzen, wie ich Ihnen *scheine*; — aber bei anderen Frauen dürfen, sollen Sie nicht nach dem Schein urtheilen! Wie Sie es abbüßen können? durch Reue: und diese Reue sollen Sie zeigen, indem Sie ein weibliches Wesen — wozu ich unmaßgeblich mich selber vorschlage — Ihres Vertrauens würdig erachten. Sie fühlen sich unglücklich, es zehrt ein Kummer an Ihnen, Sie leiden geistig und körperlich, Sie sind krank! Ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie nicht so verschlossen an Denen vorbei, deren Theilnahme Ihnen aus aufrichtigem Herzen entgegenkommt. Glauben Sie mir, es steht Ihnen schlecht dies Verschlossensein, das die Männer für einen ihrer würdigen Stolz halten und das doch nichts als ein falscher Stolz und Eigensinn ist."

„Es freut mich, Clotilde, daß Sie mich unrecht beurtheilen."

„Ich möchte weinen aus Aerger!" sagte Clotilde: „immer diese Paradoxen, diese Scherze, und nie ein Wort, das zeigt, Sie halten mich für etwas anderes, als ein Kind. Sie sagten vorhin,

es sei möglich, daß Sie fade gewesen. Weßhalb nur sind Sie fade uns gegenüber? schämen Sie sich!" — Sie stand auf und schien gereizt sich entfernen zu wollen.

Benedikt ergriff ihren Arm, zog sie auf die Bank zurück und setzte sich an die andere Seite derselben.

„Es freut mich, daß Sie mir ein Unrecht *thun*, weil ich eben eingesehen, daß ich Ihnen ein weit größeres gethan; und indem wir nun gegeneinander aufrechnen können, hoffe ich für den Ueberschuß des meinigen eher Ihre Verzeihung. Ich bin nicht verschlossen; aber ich schweige, weil ich eher Verspottung als Verständniß von meiner Umgebung hoffe. Ihrer Theilnahme, die mich beglückt, will *ich* gern alles vertrauen, was ich zu vertrauen habe. Es ist nicht viel und bald gesagt; aber es ist von Andern, in denen sich die Welt anders spiegelt als in mir, nicht zu begreifen, und ich bin überzeugt, *auch* Sie werden die Theilnahme, deren Sie mich jetzt versichern, nicht recht mehr fühlen; Sie werden mich für ein Kind halten, für krank an einem Leiden, das mich nichts angeht: denn mein Leiden ist das der Welt, und wer vernünftig ist, hat mit der Welt nichts gemeinsam. Ja, ich leide mit der Welt; ich fühle die Wunden mit, welche sie selber in ihrer Thorheit sich schneidet oder welche eine finstre Macht, die mir über allem Leben zu herrschen scheint, ihr versetzt. Sie müssen eingestehen, daß man alsdann viel zu leiden hat!"

„Gewiß, recht viel," versetzte Clotilde, „aber ich fühle deßhalb noch nicht, wie tief. So tief, um dadurch die eigene Existenz verkümmern zu lassen? Ich verehre diese Fähigkeit des männlichen Herzens, so tief für das Allgemeine, für die Menschheit

zu fühlen. Aber sie ist mir darum nicht minder ein Räthsel; ich bin zu egoistisch, um für etwas anderes leiden zu können, als für Das, was ich liebe. — Die Welt! wie ist das abstrakt! Auch Sie sind mir noch zu abstrakt, Benedikt: ich will einen besonderen Gram wissen, der Sie drückt, der Sie so blaß, so menschenscheu macht. Vertrauen Sie mir an, weßhalb z. B. an jenem Abende, als Sie zuerst zu uns kamen, die Gestalt der Ahnfrau einen so erschütternden Eindruck auf Sie hervorbrachte? Ich weiß, daß Ihrem auffallenden Ergriffensein, Ihrem Krankwerden in Folge jenes Anblicks etwas anderes zum Grunde liegt, als die bloße Ueberraschung. Ja, ich weiß es, läugnen Sie nicht. O sagen Sie mir, was lag für Sie in dieser Scene, um so schrecklich auf Sie zu wirken?“

Clotildens Worte rollten einen Stein von Benedikt's Herzen; sie berührte einen Punkt, den er immer scheu im Gespräche mit ihr vermieden und doch so gern erwähnt hätte, um sich rechtfertigen zu können. Er antwortete:

„Es war freilich nicht blos die Wirkung der Ueberraschung, welche mich — ich befürchte sagen zu müssen — eine lächerliche, wenigstens unmännliche Rolle in Ihrer Darstellung übernehmen ließ. Um Ihnen die Erklärung geben zu können, die Sie von mir heischen, muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, welche ich noch Niemanden als meinem Arzt anvertraut habe, aber Ihnen zu verschweigen keinen Grund finde. Es ist eine Geschichte, die man an einer solchen Stelle, wie diese ist, am besten anhören kann, wenn die Schatten, die sie heraufruft, sich mit den Schatten der Aeste und der Gesträuche, welche der herandämmernde Mond-

schein webt, vermischen, wenn man ihre klagenden Stimmen in dem Nachtwind zu hören sich einbilden kann, der durch die Nadeln der Kiefern über uns zu rieseln und zu schneiden beginnt. In der Ahnfrau Ihres Tableau's glaubte ich wahr und wirklich ein Schreckensbild meiner Nächte, eine Art Vampyr, dessen Opfer ich bin, und der an meinem Leben zehrt, vor mich hingetreten. Es ist eine Qual, der ich seit mehreren Jahren unterworfen bin und die ich Ihnen nicht beschreiben kann — die nur mit meinem Leben endigen wird — was freilich bald sein mag! Mein Freund, der Arzt, nennt es einen Alp: aber welches Gewicht hat für mein lebendigstes Gefühl, für das Zeugniß meiner Sinne ein Name, ein beruhigendes Wort der Pathologie! Nein, es ist nicht eine in mir wohnende Krankheit, es ist eine äußere feindselige Macht, die fast Nacht um Nacht aus dem Grabe emporsteigt, um, über mich gebeugt, an meinem Blute, an meinem innersten Mark zu zehren, wie der Geier des Prometheus — mit dem Unterschiede, daß mein Blut nicht nachwächst und es mit mir zu Ende geht. — Es ist eine weißgekleidete, weibliche Gestalt, todtenbleich, starr, grauenhaft wie Ihre Ahnfrau es war, nur auf den fahlen Lippen Tropfen des frischen Blutes, das sie saugt. Es ist ein Weib, das seit Jahren gegen mein Geschlecht wüthet, weil mein Urgroßvater sie ermordet hat. Seitdem sind mein Großvater und mein Vater vor der Zeit gestorben; derselbe Vampyr hat sie fortgerafft, der auch mich quält. — In jener Zeit, als noch die individuellen Entwickelungen ungehinderter waren, als der Mensch noch mehr seine Kraft und weniger das Gesetz fühlte, als in einfacheren Lebensverhältnissen noch That

und Unthat in grelleren Farben, in maßloserem Ueberschreiten sich geltend machte, da hat die Leidenschaft meines Ahns den Fluch auf uns gebracht. Er hat die Stiefmutter seiner Verlobten erschlagen, weil diese das Mädchen durch Mißhandlungen zwingen wollte, in's Kloster zu gehen. Ich will die Geschichte nicht weiter erzählen; sie lautet wie aus einem schlechten Roman genommen: aber leider ist sie kein Roman, sondern wahr, und ihre Wahrheit enthüllt mir die Zeit der Ruhe und des Friedens für alle Andern, die Nacht, deren ewig wiederholte Schrecken mich aufreiben. Meine Nächte sind mein Tod."

Während Benedikt dies erzählte, entging es ihm nicht, daß seine Worte einen tiefen, ja erschütternden Eindruck auf Clotilde machten. In so schmerzlicher Aufregung er war, unterließ dies dennoch nicht, ihm ein höchst wohlthuendes Gefühl zu verursachen, eine Freude und eine Hoffnung; und so ertappte er sich endlich darauf, daß er, innerlich ziemlich getröstet, die Geschichte seines Leidens mit dunkleren Farben und hoffnungsloser darstellte und ausmalte, als sie eigentlich in der That sein mochte. Es reizte ihn, die Theilnahme Clotilden's immer höher zu spannen, er freute sich des Effektes seiner Geschichte, er berauschte sich darin.

Clotilde antwortete: „Ich kann nicht ganz an die Wirklichkeit Ihrer Erscheinung glauben; aber die bloße Einbildung ist schon schrecklich genug. Gibt Ihnen denn der Arzt keine Hoffnung, Sie zu befreien, ehe es —"

„Ehe es zu spät ist, wollen Sie sagen. O Gott, ich weiß am besten, daß keine Rettung möglich ist. Doch, ja, es gibt ein

Mittel, mich zu befreien: ich habe die innerste Ueberzeugung, daß mir die Ruhe wiedergegeben ist, wenn es mir gelingt, meiner Vampyrgestalt mit irgend einer Waffe das Herz zu durchstechen; ich glaube, daß sie dadurch getödtet werden kann.

„Woraus schließen Sie das?"

„Nun, es ist eine innere Offenbarung, ich habe den lebendigen Glauben, die feste Ueberzeugung. Aber das Mittel dazu! Ich bin wach, ich bin aller meiner Sinne Herr, wenn es über mich kommt, so gut, wie ich es in diesem Augenblicke bin — ich bemerke den geringsten Nebenumstand, sehe die Thüre sich öffnen, sehe den Schritt, die leiseste Bewegung der Gestalt, kenne jede Runzel ihres scheußlichen Gesichtes — doch die Bewegung mangelt mir; im Begriffe nach meinem Dolche zu greifen, nehm' ich jedesmal wahr, daß meine Glieder schwer wie Stein, wie festgeschmiedet sind, und obwohl mich der erste Schrei befreit, denn alsdann verschwindet das Phantom, bin ich doch nicht im Stande, den leisesten Laut zu stammeln. Ich muß geduldig zusehen, wie es sich über mich wirft, und erst, wenn der Schmerz in meinem Herzen zu unerträglich wird, gewinne ich die Macht eine Bewegung zu machen; dann ist alles vorüber und fort."

„Doch genug," fuhr er nach einer Pause fort, „lassen wir es; es thut mir leid, daß ich Ihre harmlose Phantasie mit einem so schrecklichen Bilde erfüllt und in Ihr Gemüth das Leiden des Mitleidens geworfen habe. Ich würde es nie gethan haben, — wenn nicht," setzte er zögernd hinzu, „mir zu viel daran gelegen wäre, mich wegen eines anscheinenden Uebermaaßes von lächerlicher Furcht in Ihren Augen zu rechtfertigen."

„Benedikt!“ sagte Clotilde weich, „aber ich bitte Sie, führen Sie mich nach Hause; es dunkelt!“

## VI.

„Heinrich,“ sagte Benedikt am andern Tage zu seinem Freunde, „ich bitte Dich, versuche noch einmal Deine Kunst an mir; ich will Dir ja gern glauben, daß meine nächtlichen Gesichte nichts als Hallucination, nichts als der Alp sind, aber ich bitte Dich, heile mich endlich davon; ich möchte zu gern zu einem frischen, thatkräftigen Leben genesen: es scheint mir plötzlich so heiter und klar, dies Leben, wenn man es von der rechten Seite anzufassen weiß; o ich könnte ihm einen unendlichen Reiz abgewinnen, alles Düstre, alles Traurige vergessen; ich fühle Muth, Thor's Hammer zu schwingen und mitten in's Getümmel mich zu stürzen, aber dies vermaledeite Siechthum, diese Nerven! O gib mir ein Mittel! ich thue Alles, was Du willst, ich schlucke ein Meer von Deinen Tropfen, ich thue das Alleräußerste, was einem lebendigen, nicht zu dem Geschlechte der Biber gehörenden Wesen angesonnen werden kann, ich gebrauche die Wasserkur — nur schaff' mir den Alp vom Leibe!“

„Benedikt!“ rief Heinrich freudig überrascht aus, „ei, mein Gott, Du bist ja schon zur Hälfte genesen; Deine fixe Idee ist ja fort! wie geht das nur zu? Nicht wahr, Du siehst ein, daß Du nur an einem, durch seine häufige Wiederkehr verschlimmerten Alpdrücken leidest?“

„Nun, nun, nicht so rasch; so weit sind wir noch nicht:

aber ich gäbe viel darum, wenn ich's glauben und der Hoffnung der Genesung leben könnte!"

„Du beginnst doch mindestens, an Deiner abenteuerlichen Stiefmuttergeschichte einen gelinden Zweifel zu fassen. Und wer hat dies Wunder bewirkt?"

„Clotilde, oder vielmehr —"

„Dacht' ich's doch!" rief lächelnd Heinrich aus.

„Was dachtest Du? Du Sensualist, Du Mann der Materie, Du Simsongeschlagener, Du Fuchsschwanzfackeln-beschädigter Philister!"

„Nun, erzähle nur das Wie und zanke nachher!"

„Ich habe meine Geschichte Clotilden mitgetheilt; und, denke Dir, wie ich recht so mitten im Erzählen bin, da fällt mir plötzlich ein: ja, ist denn das alles auch wirklich wahr? es wurde mir so seltsam traumhaft zu Muthe, und am Ende kam ich mir mit sammt meiner Geschichte ganz fabelhaft vor. Und jetzt, bei diesem heiteren Morgen, dessen Sonne so klar und sorgenbannend in's Fenster schaut, als gäb' es keine Nacht, ist mir's wieder so, als sei ich ein Thor, der das Leben verträumt, statt es mit beiden Armen zu ergreifen. Ach, die nächste Nacht vielleicht wird mich eines Andern belehren!"

„Ich kann Dich versichern," sagte Heinrich, seinen Freund mit einem schlauen Ausdruck seines Blickes beobachtend, „daß Deine Geschichte auf Clotilden einen großen Eindruck gemacht und sie mit tiefer Theilnahme erfüllt hat. Sie hat mich heute zu sich rufen lassen; als ich kam, schien sie verweinte Augen zu haben, und sah so angegriffen aus, daß ich glaubte, sie wolle meinen

Beistand. Aber was war's? sie wollte nichts, als tausend Fragen über fixe Ideen an mich stellen. Ich habe ihr Alles mitgetheilt, was ich über die Materie wußte und noch ein halb mal mehr. Ich habe ihr gesagt, daß an der Deinigen meine Kunst gescheitert sei: daß man sie schonen müsse, und daß nur, indem man ihr nachgebe und von dem Standpunkte der fixen Idee selber ausgehe, mir eine Heilung möglich scheine.

„Und was hat sie geantwortet?"

„Ja, Du lieber Gott, vieles; aber Du weißt, uns Aerzten gewöhnt das Symptome-Aufzählen unsrer Patienten eine leidige Zerstreutheit an. Man kann unmöglich Alles anhören, was man schon weiß. Aber ich muß zur Stadt zurück. Du wirst die Nacht über hier bleiben, nicht wahr? Ja, thu' das; ich verordne Dir die Landluft von Dolenstein als Vorkur: vielleicht kommt dann die einen Monat dauernde Honigkur, welche die wirksamste von allen ist, hinterher. Ich hoffe sie schlägt an. Behüte Dich Gott bis dahin, mein armer Freund."

Der Arzt eilte hinaus, um in seiner Droschke, die unten vor der Gartenthür hielt, zu seinen anderen Patienten in der Stadt zu kommen. Benedikt blieb — gehorsam den Vorschriften seines Freundes. Doch wurde ihm der Tag recht lang; weder zu Mittag noch zum Abendessen ließ Clotilde sich blicken; sie hatte sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen und wollte Niemand sehen, zur großen Beunruhigung der Ihrigen, welche solche einsiedlerische Neigungen früher nie an ihr wahrgenommen hatten. — Aber — gehen nicht oft noch ganz andere Veränderungen in dem Herzen eines Weibes vor, als dies Suchen der Einsamkeit, worin die

lebenslustige Clotilde sich einspinnt? Welche Veränderung geht mit der Aloe vor, die ihr nur einmal blühen seht, wie das Gemüth eines Weibes? Wo ist die grüne, stille Knospe geblieben? — sie ist in einen rothen, flammenden Kelch ausgeschlagen, und auf dem Grunde liegt die helle Thräne, wie eine Perle auf dem Grunde eines goldenen Pokals. Wer weiß, welche Gedanken, welche neue, plötzlich aufgeblühte, seltsame und sinneberauschende Gedanken unter der hohen Stirne Clotilden's glühen? Wer weiß, welche Thränen sie als Perlen in den flammend ausgeschlagenen Kelch einer großen, einer hinreißenden Leidenschaft legt? Niemand hat sie beobachten können an jenem Tage, den sie einsam auf ihrem Zimmer zubrachte.

## VII.

Benedikt blieb den Tag über in Dolenstein, und als er nach dem Nachtessen mit dem Ministerialrath in ein lang sich ausspinnendes Gespräch gerathen, ließ ihn der Hausherr, der eine ganz besondere Vorliebe für ihn gefaßt zu haben schien, nicht mehr in die Stadt heimkehren, sondern geleitete ihn auf sein Zimmer, das ein für allemal für ihn in Bereitschaft stand.

Benedikt fühlte, als er sich zur Ruhe gelegt hatte, zum ersten Mal in seiner ganzen Gewalt und Macht den Einfluß, den Clotilde auf ihn übte: der Umstand, daß er sie den Tag über nicht gesehen, hatte ihm eine wahrhaft peinigende Sehnsucht nach ihrem Anblick verursacht; jetzt aber ergriff ihn zudem eine so quälende Sorge und Unruhe um sie und über die Gründe ihrer Zurückgezogenheit, es stachelten ihn so sehr die lebhaftesten Gewissens-

bisse, daß er wahrscheinlich durch seine Klagen, die er in diesem Augenblick fast mit derselben Heftigkeit wie seinen Vampyr vermaledeite, ihrer Ruhe und Harmlosigkeit Eintrag gethan, daß er inne wurde, er habe seine ganze Seele in Ihre Hand gegeben. Ein seltsames Gefühl! eine Art Grimm, sich mit jedem Gedanken und mit jeder Fiber des Herzens in der Gewalt eines fremden Wesens zu wissen: und wieder ein Schwelgen in einer Entzückung über die Majestät der Schönheit, die Poesie der Unendlichkeit, die Herrlichkeit einer hohen Erscheinung! — Benedikt kannte sich nicht mehr.

Er hörte nach der Reihe die Stunden der Nacht von einer großen Wanduhr unten im Corridor schlagen, die hell durch das ganze todtenstille Landhaus hallte.

„Drei Viertel auf Ein's“ sagte er: „nun kommt auch noch der Mond, der mich immer wach hält; ich hoffe, ich schlafe die Nacht nicht und bleibe einmal wieder verschont!“

Vor seiner Thüre ließ sich ein Geräusch hören. Es faßte leis den Drücker am Schlosse an und öffnete.

Benedikt erbebte; ein Todeserkalten legte sich über ihn, machte seine Glieder schwer wie Blei, schnürte ihm mit den Fesseln der Angst den Athem fest — das Phantom, das scheußliche Vampyrwesen, dem sein Leben verfallen schien, schwebte in seine Schlafkammer, es stand zögernd einige Augenblicke in der geöffneten Thüre und kam, von einigen spärlichen Mondstralen beleuchtet, näher — ganz wie er es kannte und fürchtete! —

Aber nein, Benedikt riß weit die Augen auf; er fühlte, wie seine Wimper sich bewegte, er erkaltete nicht, seine Glieder

waren nicht schwer wie Blei, er war ihrer völlig Herr, er fühlte die Fesseln der Angst nicht die Bewegung seiner Brust hemmen, — kurz er fühlte, daß er wachte. Wie ein Blitz schoß es durch seine Seele, eine unendlich selige Ueberzeugung: er hatte doch geträumt in seinen Schreckensnächten; er fühlte jetzt, daß es ein andrer Zustand gewesen, ein krankhaft Schwanken zwischen Traum und Wachen: ja, sein Spuk war eine Einbildung! —

Aber wer war diese weiße, verschleierte, weibliche Gestalt, die steifer Haltung, zögernden Schrittes und sacht näher kam? Benedikt lugte durch halbgeschlossene Augen und stellte sich schlafend, um ihr Beginnen zu beobachten. In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen; dann, nach einer Pause, hob sie wieder den Fuß zum Weiterschreiten, während ihr Körper auf dem andern einen Augenblick hin und her schwankte, wie man es thut, wenn man bei'm Gehen Geräusch vermeiden will; drei Schritte noch und sie stand vor dem Bette Benedikt's.

Ein hellerer Schein des Mondes fiel in diesem Augenblicke auf die Gestalt; Benedikt glaubte sie zu erkennen, ja, es konnte Niemand anders als Clotilde sein! War sie somnambül? Aber woher dann diese langen Gewänder, die nicht Nachtgewänder waren, woher dieser lange Schleier, durch den Benedikt nur sehr unsicher und in bleichen, verschwimmenden Umrissen ihr Gesicht erkennen konnte?

Benedikt blieb noch immer regungslos und preßte seine rechte Hand auf's Herz, wie um dessen Schläge zu dämpfen, die fast hörbar wurden, die andre lag unter seinem Kopfe. Clotilde faltete die Hände über ihrem Schooß und blickte eine zeitlang auf

den Ruhenden; dann, wie aus einem Traume mit einem plötzlichen halbunterdrückten Seufzer auffahrend, beugte sie ihren Oberkörper über ihn, drückte ihre Brust an die seine und zu gleicher Zeit fühlte Benedikt ihre rechte Hand, die eiskalt und feucht war, sich um seinen Hals spannen, kräftig genug, um ihm das Athemholen sehr beschwerlich zu machen. Eine Zeitlang ertrug er den Druck; dann aber wurde er ihm zu heftig und beengend, und emporfahrend sagte er sanft und leise:

„Clotilde, sind Sie es?“

Sie sprang zurück und stand an allen Gliedern erbebend.

„Clotilde, wollten Sie mich erdrosseln?“

Er hörte sie schluchzen.

„Clotilde, o sprechen Sie, wollten Sie in der That meinen Tod?“

„Gewiß nicht — nein — o Gott, tödten Sie mich — ich kann nach diesem Augenblicke nicht mehr vor Ihnen stehen — ich habe nicht erwartet, nicht gehofft, daß ich nach dieser Scene leben würde: ich hoffte, Sie würden mich tödten!“

„Ich, Sie tödten!“ rief Benedikt mit dem Tone der äußersten Ueberraschung aus; „und weßhalb, Clotilde?“

„Um Ihrer Rettung, Ihrer Heilung willen!“ versetzte sie; „ich hoffte, Sie würden mich für das Phantom halten, welches Ihr Leben bedroht, Sie tödten will und von dem Sie nur befreit werden, wie Sie mich versicherten, wenn Sie es wach ertappen und niederstoßen. Der Arzt sagte mir, nur durch Nachgeben und indem man vom Standpunkte Ihres — wie soll ich es nennen — Vorurtheils aus, Sie behandle, seien Sie davon zu heilen.“

Clotilde sagte dies von dem Weinen der höchsten Scham und Verlegenheit vielfach unterbrochen und übermannt sich in einen Sessel werfend, der zu Häupten des Bettes stand. Ihr Gesicht verbarg sie mit beiden Händen.

„Und Sie wollten für mich sterben, Sie erwarteten den Todesstoß von mir!"

„O Gott, ich sagte es ja, — ja, ja! ich wäre lieber gestorben, als jetzt so überrascht zu sein! — Aber," fuhr sie plötzlich auf, „ich bitte Sie, Benedikt, ich bitte Sie um des Himmels willen und bei Allem, was Ihnen theuer ist, legen Sie meinen Schritt nicht unrecht aus! schieben Sie ihm keinen anderen, keinen thörichteren Beweggrund unter, als blos und einzig verletzten Stolz. Sie hatten mich, Sie hatten mein Geschlecht beleidigt; ich sah es Ihnen an, daß sie mich geringschätzten; ich wollte Ihnen zeigen, wessen ein Weib fähig ist, und auch ein geistig auf keiner andern Höhe stehendes Weib, als die ist, zu welcher die, uns Allen mehr oder minder gemeinsamen, bessern Seiten in uns emporheben. Ja, ich wollte Ihnen ein großartiges Beispiel von dem Heroismus der Selbstopferung, der Entsagungskraft in uns geben: nur das wollte ich, Sie heilen und Sie beschämen und mich rächen auf eine Weise, die mich vor mir selber in einem edlen und glänzenden Lichte erscheinen ließ. Ich habe mich nach einer solchen heroischen That gesehnt; meine Gedanken hatten oft im Reiche der Möglichkeit ähnliche Situationen aufgesucht und mit ähnlichen todtverachtenden Lösungen sich beschäftigt. Ich faßte den Muth, nicht zu zaudern, als jetzt die Wirklichkeit mich zur That aufforderte. Ich konnte ein Leben retten, das, wenn es

genesen, durch Geist, durch Eifer für Wahrheit und Recht, durch alle die Eigenschaften, womit der Mann nachhaltig in seine Zeit eingreift, unendlich wohlthätig wirken konnte; das Mittel war ein anderes Leben, welches unbeachtet, spurlos und ohne Kraft und Gelegenheit, je bedeutsam und wohlthätig zu werden, dahinfließt. Durfte ich da Anstand nehmen, durfte ich feig berücksichtigen, daß dies letztere werthlose Leben zufällig mein Leben war? — Nein! ich war entschlossen, nach einem heftigen, aber kurzen Kampfe; ich habe Ihrem Dolche getrotzt. Daß mir bevorstand, auch der Verkennung meines Schrittes von Ihrer Seite trotzen zu müssen, daran hab' ich nicht gedacht. O Gott, daß ich lebe, Ihnen dies Alles zu gestehen! Ich bin tief gedemüthigt. Ich habe einen Anlauf zu einer Heldin genommen und nun steh' ich vor Ihnen wie ein unbesonnenes Kind. Ja, es ist eine Kinderei daraus geworden. Nur den einen Trost geben Sie mir, daß Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, mein Entschluß ging aus einem Verlangen nach einer That hervor, das ich hegte, lange bevor ich Sie kannte — und Ihnen gegenüber aus verletztem Stolze!"

Benedikt's Situation hatte zu viel Vortheilhaftes für ihn, als daß er davon hätte Gebrauch machen können. Er versetzte deßhalb:

„Sie nennen Ihr Beginnen kindisch, Clotilde? o, so lassen Sie mich Ihnen zuerst sagen, daß Sie in der That von meinem Phantom mich befreit haben, von dem wenigstens, was für mich das Schrecklichste daran war, von meinem Aberglauben, meiner fixen Idee, wenn Sie wollen. Ich war wach, als Sie kamen:

ich sah allerdings in Ihnen zuerst meinen Quälgeist: aber nach wenigen Augenblicken fühlte ich auch den Unterschied zwischen wahrem, wirklichem Wachen und geträumtem. Ich weiß jetzt, daß ich geträumt habe, was mir früher wesenhafte Wirklichkeit schien. Aber auch in einem höheren Sinne haben Sie mir das Leben geschenkt. Ich weiß nicht, ob es zart und feinfühlend ist, in unserer jetzigen Situation es Ihnen zu sagen: und doch sind meine Sinne in einem Aufruhr, daß ich eben so wenig weiß, ob ich noch lange das Schweigen werde beobachten können, welches ich mir auferlege. Clotilde, wenn ich nun wirklich in meiner abergläubischen Manie Sie getödtet hätte, haben Sie nicht bedacht, daß ich dann aus Gram über meine That entweder die Waffe, die von Ihrem Blute geröthet, sogleich nach der Entdeckung hätte gegen mich richten müssen, oder daß ich gestorben wäre aus Schmerz?"

„Ich habe Ihnen schon gestehen müssen, daß ich kindisch war?"

„So kindisch und so unendlich groß, so erhaben, so herrlich, so anbetungswürdig! O hätte unsere Sprache Worte, mit denen ich sagen könnte, wie groß Ihr Bild sich in meiner Seele spiegelt, mit welcher glühenden Leidenschaft, mit welcher Qual und welcher Seligkeit ich Sie liebe."

„Sie werden keinen Mißbrauch von der Lage machen wollen, in welche meine Unbesonnenheit mich gebracht hat," versetzte Clotilde entrüstet. „Ich bin genug gedemüthigt." Sie erhob sich und verließ das Zimmer.

Auch Benedikt fühlte sich gedemüthigt und zwar bitter und tief. Wie groß und herrlich schien ihm dies Mädchen mit ihrem Drang nach einer großen That der Selbstverläugnung, mit ihrer rücksichtslosen Opferfähigkeit, wie unendlich rührend bei solcher idealen Seelengröße und Hoheit das Unüberlegte, Kindische oder besser Kindliche ihrer unausführbaren Idee! Er dachte an die inneren Kämpfe, welche sie am verflossenen Tage zu bestehen gehabt haben mußte, während er schon selbst nicht mehr an seine nervensieche Laune geglaubt. Wie klein erschien er sich selber, wie seine Innerlichkeit mit ihrem rathlosen Nichtfortkönnen über den Schmerz und die Thorheit der Welt, mit ihrem Kränkeln an unverdaulicher Philanthropie so mattselig einer solchen Aeußerlichkeit gegenüber, die ohne langes Besinnen und ohne Rücksicht auf sich, das Rechte oder, wenn dies nicht, das Unrechte doch mit einem unendlichen Heldenmuthe ergreift! — Benedikt wurde ein anderer Mensch nach dieser Nacht! —

Aber — war es denn bloßer heldenmüthiger Drang nach einer großen und edlen That, was Clotilde bewegt hatte? Sollte nicht ein anderer, für Benedikt froherer Beweggrund in ihrer Seele sich geltend gemacht haben? O gewiß! Ihre That hatte ja dadurch erst ihre wahre Bedeutung, sie bekam ja dadurch erst Möglichkeit und idealen Inhalt und eigentlichen Sinn.

Clotilde ließ sich auch am andern Tage nicht vor Benedikt sehen. Er schrieb an sie; einen Brief voll Leidenschaft und Gluth, ein wahres Muster von einem hinreißenden Liebesbriefe. Clotilde beantwortete ihn nicht, keine Sylbe. — Benedikt schrieb noch einmal und zwar folgendes Billet:

„Wenn nichts in Ihrem Herzen gegen mich spricht, Clotilde! „sagen Sie selbst, sollte es nicht am gescheutesten sein — damit „wir nach der Situation jener Nacht nicht vor einander ewig „wieder zu erröthen brauchen — wir heiratheten uns?“

Nach einer Stunde kam eine Antwort. Benedikt riß das kleine duftige Blättchen auseinander und fand die Worte:

„Das heißt die Sache von einer vernünftigen Seite auffassen. „Ich bin ganz Ihrer Ansicht! Sprechen Sie mit meinem Vater.“

Dieser machte keine Schwierigkeiten; denn er hatte lange ein Auge auf den reichen Sohn seines verstorbenen Freundes als eine Parthie für seine Tochter geworfen; und noch am Ende desselben Tages gestand Clotilde, ihr Gesicht an Benedikt's Brust bergend, daß sie allerdings noch einen mächtigeren Beweggrund als bloßen verletzten Stolz zu ihrer kühnen That in sich gefühlt habe. Die Freude allein schon hätte Benedikt genesen lassen. Doch sandte Heinrich ihn erst in ein Seebad und packte während seiner Abwesenheit alle seine bunten Habseligkeiten zusammen, um sie in einer lichten und glänzend eingerichteten Wohnung in der Neustadt wieder aufzustellen, die Clotilde vorzog und in der Benedikt sich nun plötzlich auch heimisch zu finden wußte. Er war ja genesen; er fühlte, daß für Charaktere seiner Art das Glück das beste Heilmittel, der beste Vermittler zwischen Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, der beste philosophische Standpunkt ist, um über das Wehe dieser „schlechtesten“ Welt fortzukommen: und bis an sein Lebensende wird er — hoffen wir — fühlen, daß das beste Glück ein Weib wie Clotilde ist.

Ueber die ganze Geschichte war Niemand mehr erstaunt als Fräulein Emma: „Mein Gott," sagte sie, „hat der endlich Eine gefunden, die ihm geantwortet hat: ich verlange einen Mann wie Sie sind! Und nun die stolze, königliche Clotilde gar; die beiden Extreme! — Mama, ich kann aber doch meinen alten Blondenbesatz nicht mehr bei der Hochzeit tragen!"

# Der grüne Schüler.

---

Novelle

von

Gustav von Heeringen.

Eine Gesellschaft von Fremden ließ sich mittelst der Fähre oberhalb der Nydeckbrücke zu Bern über die Aar setzen. Theils gehörten sie zu einander, theils hatte sie der Zufall bei der Fähre zusammengeführt, wie das auf Reisen zu gehen pflegt. Sie wollten jetzt an dem Gehöft des Fährmannes vorüber, dem Gelände zuwandeln, welches sich fast unmittelbar dahinter erhebt und wo ein schmaler aber angenehmer Fußsteig zu den Feldern, Gärten und Landhäusern empor führt, die auf dem rechten Ufer des Stromes liegen, als der ganze kleine Zug bei einer Hundshütte am Eingang des, dem Fährmann zugehörigen Hofes, aufgehalten ward. Nicht, daß der Bewohner dieser Hütte den Lustwandelnden sich etwa feindlich gegenüber gestellt, daß er laut gebellt, an seiner Kette sich wild gebehrdet und genug — alle Kennzeichen einer entschiedenen Opposition, die aber von einer noch entschiedneren Kette unnütz gemacht wird, von sich gegeben hätte — im Gegentheil: dieser Unterthan eines Mächtigeren schien friedsamer und geselliger Natur; er stand auf dem Dach seiner kleinen Wohnung, die Rückenwirbel etwas in die Höhe gezogen, Kopf und Schweif gesenkt und beschnüffelte ganz gutmüthig die weißbehandschuhten Fingerspitzen einer jungen Dame, welche Miene machte ihn streicheln zu wollen, aber doch nicht so recht traute. Dann ging er ein

wenig umher auf dem scharfkantigen First seiner Hütte, kehrte aber sogleich wieder auf den vorigen Standpunkt zurück und blickte nach der zarten Hand, die sich vor ihm zu fürchten schien, als wünsche er ihre Berührung. „Dieser Hund,“ sagte die junge Dame lächelnd, indem sie den treuen Hauswächter nun wirklich streichelte, „ist ein schlankes, schmuckes Thier. Er scheint auch gutmüthig zu sein, obgleich er ein wenig falsch aussieht.“

„Entschuldigen Sie,“ fiel hier ein noch junger Mann in feinem, schwarzem Kleid der jungen Dame ins Wort; „er sieht sehr aufrichtig aus, scheint aber boshaft zu sein.“

Die Dame sah sich nach Demjenigen um, der diese Meinung äußerte; es war ein Herr von etwa dreißig und etlichen Jahren mit wenigem Haar, hoher Stirn und einem viel Klugheit verrathenden Antlitz, das indessen etwas zu frühe um Mund und Augen Falten bekommen hatte, und zwar die, eines fast immerwährenden ironischen Lächelns, welches das Bewußtsein einer wirklichen oder eingebildeten geistigen Ueberlegenheit bei Manchem hervorzubringen pflegt. „Meinen Sie, lieber Baron,“ sagte sie, „möglich daß Sie Recht haben.“

„Nicht möglich allein, ganz gewiß.“

„Gut; aber welche Art von Hund mag es sein? Ein Hofhund etwa . . .?“

„Nicht doch.“

„Also kein Hofhund? Was aber denn für Einer?“

„Mein Gott, es ist . . . es ist . . . lassen Sie ihn mich doch sehen, Gnädigste!“

„Da! Da!“ sagte das muntere und schöne Mädchen, indem

es seinen Arm von dem Vierfüßler zurückzog, damit nichts dessen Fragebeschauung hindere; die Uebrigen hatten unwillkührlich eine Art von Halbkreis um die Hundshütte geschlossen. Jener kam nun näher und betrachtete den Bewohner derselben, welcher auf ihrem Dach lustwandelte, mit leisem Achselzucken und einem überaus vornehmen Lächeln. „Du mein Himmel," sagte er dann, „dieser häßliche Hund ist . . ."

„Ei, häßlich ist er wirklich nicht," warf die Dame ein.

„Entschuldigen Sie, er ist sehr häßlich, meine Gnädigste. Schon seine röthliche Farbe, Pfui! Er kann nicht einmal mehr bei gewissen Dingen erröthen! Doch das ganz bei Seite gestellt, so finden sich an seinem Kopfe die unverkennbarsten Symptome . . ."

„Doch nicht von Krankheit!" rief das junge Mädchen erschrocken und zog schnell die Hand, welche sie wieder auf den Rücken des Thieres gelegt hatte, und welche dort ganz zutraulich ruhte, zurück.

„Entschuldigen Sie. Von Krankheit nicht, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß wenn ich die Diagnose dieses Hundes hätte . . ."

„Gut, gut, er sieht auch nichts weniger als krank aus. Auf die Gefahr hin will ich ihn gleich wieder streicheln. Also ein Schäferhund möchte es zuletzt sein, wenn er kein Hofhund sein soll . . ."

„Wo denken Sie hin? Nichts weniger als das."

„Aber um des Himmels willen, was denn?" rief die Dame nun ganz ungeduldig.

„Sie werden ungeduldig, Gräfin Mathilde," sagte mit

seinem feinsten und angenehmsten Lächeln der Baron; „aber das ist nicht der Weg, um in das Innere der Wesenheiten zu dringen. Entschuldigen Sie, wenn man Räthsel entziffern, Probleme lösen, Naturen erforschen will . . .“

„Erforschen?“ fiel ihm hier ein kleiner munterer Mann, im grauen Nankingkleid mit einem breitschirmigen Reisekäppchen von gleicher Farbe auf dem Haupt, in die Rede, — „erforschen — Naturen? Mein Herr, Sie haben das Wahre getroffen. Sie sprachen das große Zauberwort aus, welches um unser gemeinschaftliches Vaterland — denn daß Sie ein Deutscher sind und vielleicht gar ein Norddeutscher, glaube ich an Ihrem Dialect zu erkennen — das heilige Band windet, schlingt, welches . . . das . . . von wo . . . kurz ich bin ein Naturforscher.“

„Freut mich,“ entgegnete leichthin der Andere. „Einer von denen also, welche . . .“

„Ganz richtig, welche . . . .“ sagte der Naturforscher mit dem Kopfe nickend. „In Stuttgart, Halle, Hamburg, Pyrmont und sonstwo versammelt haben, versammeln und versammeln werden?“ fuhr Jener fort.

„Um sich zu versammeln. So ist die Conjugatio fertig,“ ergänzte ein dritter Herr, indem er aus einer goldnen Dose eine Prise nahm.

„Wohlan denn, mein Herr Naturforscher,“ fing das junge Fräulein wieder an, „so entscheiden Sie geschwind zu welcher Hundegattung dieser Phylax hier gehören mag.“

„Mein Fräulein, es scheint allerdings ein Canis zu sein; eins von jenen Säugethieren nämlich, welche in beiden Kinn-

laden sechs ungleich lange Vorderzähne, lange, spitzige, gekrümmte und einzeln stehende Eckzähne, sechs bis sieben zackige Backenzähne auf jeder Seite, auf der Stirn der Länge nach eine Furche und Füße mit fünf Zehen haben. Wollen Sie gefälligst untersuchen, ob sich das Alles bei diesem Exemplar vorfindet, und ist es der Fall, so würde ich es ohne Weiteres den gemeinen Hunden, den Wölfen oder den Schakalen beizählen. Der gemeine Hund, Canis familiaris, hat die Unterlippe von dem nackten, gezähnten Seitenrande der oberen bedeckt — die runzelige Nase ist immer feucht und kalt, an der Seite der Schnautze stehen fünf bis sechs Reihen Barthaare und der Schweif ist meist nach der linken Seite in die Höhe gebogen. Dieser getreue Gefährte des Menschen, der sich besonders durch die ausnehmende Schärfe seiner Sinne, verbunden mit seiner vielartigen Gelehrigkeit, aber auch durch seine Wachsamkeit empfiehlt, ist längst mit ihm über alle fünf Welttheile verbreitet."

„Verbreitet. — Sic," wiederholte der Herr mit der goldnen Dose, indem er abermals schnupfte, „ein Collegium de canibus . . ."

„Entschuldigen Sie, Herr Secretair, diese Wortfügung scheint mir hier nicht anwendbar und unlateinisch," bemerkte der Baron.

„Warum das, Domine?" fuhr Jener auf und beide geriethen alsbald in eine kleine, aber ziemlich heftige grammatikalische Erörterung, während die Dame ungeduldig zum Naturforscher sagte: „Gut, gut, mein Herr, aber noch immer weiß ich nicht, zu welcher Race dieser hübsche, kluge Hund gehören mag, und gerne wüßte ichs doch. Sein Herr ist mit der Fähre wieder zurück über den Strom, sonst würde ich ihn fragen."

„Meine Beste," entgegnete der Naturforscher seine Brille abwischend, um damit heller zu schauen, „ob alle die verschiedenen Hunderacen als bloße Varietäten einer und derselben Gattung anzusehen sind, oder ob diese selbst von Wolf oder Schakal abstammen, ist schwer zu entscheiden. Zu den Hauptracen gehören nur der Mops oder Bullenbeißer, die englische Dogge, der Neufoundländer, der Jagdhund, der Pudel, der Schäfer- oder Haushund, das Bologneser Hündchen, der Dachshund, der neuholländische Hund, das Windspiel und der Hund aus Guinea . . ."

„Aber dieser, dieser . . .!"

„Aus Guinea ist er nicht, mein Fräulein."

„Ich glaube Ihnen das, mein Herr!"

„Eben so wenig dürfte er den Möpsen beizuzählen sein, und daß er ein Jagdhund wäre, daran ist gar nicht zu denken." —

„Daran denke ich auch nicht; ich kenne die edlen, schönen Jagdhunde recht wohl, nicht wahr, lieber Vater," sagte das Fräulein, indem sie sich nach einem hochgewachsenen Herrn mittleren Alters umsah, der etwas abseits mit untergeschlagenen Armen, das spanische Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand, an einem Gartenpfahle lehnte und, ohne sich hineinzumischen, dem kleinen Auftritte von weitem lächelnd zusah. „Der Schweif dieses Hundes," nahm der Naturforscher wieder das Wort, „erscheint sehr lang, stark, behaart, schakalartig . . . roth . . ."

„Er fängt mit dem Ende an und wird mit dem Anfang aufhören," bemerkte der Secretair, „so machen es die heutigen Philosophen."

„Entschuldigen Sie, Bester, ich behaupte, daß . . . daß sie das Gegentheil vom Gegentheile thun," warf der Baron ein.

„Sic!" sagte der Secretair lächelnd, indem er eine Prise von doppeltem Gehalte nahm, „dasselbe war ich so eben zu behaupten so frei." —

„Spitz ist sein Kopf . . ." fuhr nun nach genauer Prüfung des fraglichen Thieres der Naturforscher fort, aber er kam nicht weiter; der Baron, der es liebte, in die Rede zu fallen, fiel auch ihm in dieselbe. „Sie entschlulbigen," sagte er, „ich muß Sie auf das Relative der Begriffe aufmerksam machen. Es gibt nichts Unumstößliches in ihrem Bereiche. — Das Große wird klein im Vergleiche zu Größerem, das Unebene eben zu seinem Comparativ, das Erhabene niedrig, das Schiefe gerade, das Spitze stumpf. Ich sage Ihnen zum Beispiel, daß die Pyramiden stumpf sind und die Erde viereckig ist; widerlegen Sie es? . . ."

„Dazu habe ich nicht die geringste Lust," erwiederte der Naturforscher verdutzt.

„Widerlegen Sie es, widerlegen Sie es!" rief der Baron fast befehlend, doch mit einiger Beimischung von Hohn.

„Betrachte ich nun diese Ohren," sprach Jener weiter, wieder mit seiner Untersuchung beschäftigt, „und vergleiche sie im Geiste mit anderen Ohren, mit hängenden zum Beispiel, mit zottigen, fleischigen, durchsichtigen, knorpelartigen, kurzen, langen, ja mit allen den verschiedenen Ohren der Welt, addire ich hierzu die Wahrnehmungen in Betreff des Schwanzes und Felles, so muß ich ganz einfach zu dem wissenschaftlichen Resultate gelangen, daß der hier vor uns stehende, auch sich bewegende, weder ein

Pudel noch ein Dachshund, weder ein Mops noch ein Bologneser ist. Damit werden Sie sich vor der Hand begnügen, mein Fräulein." —

„Wenn es nicht anders sein kann," sagte die junge Dame und ließ ihre Hand abermals über den Rücken des Thieres gleiten. Der Baron lachte hell auf. „Sie wissen nun, was er nicht ist," sagte er, „aber was er ist, wissen Sie nicht."

„Könnten Sie mir es nicht sagen?"

„Entschuldigen Sie; meine Bekanntschaft unter den Hunden ist nicht eben ausgebreitet; doch wenn sie ein so specielles Verlangen haben, zu erfahren, welcher Race man dies Geschöpf, das sonder Zweifel ein Bastard ist, zuzuschreiben für gut befunden hat, so warten Sie nur noch zwei Minuten, Gräfin. Unser Charon kommt so eben vom jenseitigen Ufer wieder zurück — und sein Nachen," setzte er hinzu, „ist voller Seelen — wenn man mit dieser Bezeichnung Denen, die auf der Fähre sind, *nicht* zu viele Ehre anthut."

„Baron, diesmal sind Sie unglücklich mit Ihren Vergleichen," lächelte Gräfin Mathilde schalkhaft. „Der Styx floß geräuschlos und langsam — diese schöne Aar stürzt und braus't wie der ferne Donner, — schwarz waren seine Wogen, aber die Wellen dieses Flusses sind das schönste Smaragdgrün, Charon war ein trauriger, schweigsamer Gesell, unser Fährmann mit seinen Knechten ist das Gegentheil, und die Seelen, die er bringt . . . doch, was gehen sie mich an; dieser absonderliche Hund fesselt die meinige ganz, er kommt mir so vertraut und doch so fremd vor — es ist mir, als hätte ich ihn in tausend Bildern, aber noch nie-

mals im Leben gesehen, dies unaussprechlich kluge Gesicht — ein wenig lauernd, ein wenig hinterlistig, das ist wahr; aber in diesen Augen scheint zu stehen: Ich wäre gerne gut, wenn Ihr nur auch gut gegen mich sein wolltet. Meine Klugheit ist meine Waffe . . . Ha! Baron, jetzt weiß ich's — es fällt wie Schuppen von meinen Augen, es ist . . .“

Ein Haufe junger Leute, die nebst Anderen mit der Fähre herüber gekommen waren von der Stadtseite, drängte sich in diesem Augenblicke zwischen den Fremden durch und schien, wie sie, den Fußpfad des Flußrains emporsteigen zu wollen. Es waren Jünglinge, kaum aus dem Knabenalter getreten, die man beim ersten Anblick für Soldaten zu halten geneigt war; sie trugen eine Art von schmuckem Uniformscollet, doch offenen Hals mit übergeschlagenen Hemdkragen und auf ihren lebenslustigen Köpfen saßen schief und gerade, wie es eben kam, leichte Mützchen von verschiedenen Formen. Plaudernd, lachend, trällernd gingen die jungen Bursche, einzeln oder Arm in Arm, und ohne die Fremden, deren Blicke sie auf sich zogen, im Geringsten zu beachten, zwischen und an denselben vorüber. Einer von ihnen aber warf sein Auge auf die Hundshütte, näherte sich ihr, blieb davor stehen und begann den Bewohner dieser Hütte, welcher so eben der Gegenstand so holder Wißbegierde und so gelehrter Forschungen war, anzureden und auf seine Weise zu cajoliren. Er nahm ihn ohn Umstände bei seinem langen Barthaare und zupfte ihn daran links und rechts. „Ei, grüß dich' Gott, Meister Reineck!“ sagte er; „schaust dich um nach einem Hühnli? Ja, da ist auch was zu schauen! Dort laufen sie umher; aber so lange man

an der Kette liegt, schnappt man keine. Mach', daß du loskommst, Füchsli!"

„Ein Fuchs!" rief die junge Dame freudig. „Nicht wahr, mein Herr, ein Fuchs ist es?"

Der Jüngling blickte ein wenig überrascht nach der Fragerin um, erröthete und antwortete dann mit dem treuherzigen Tonfall des Berner Accents: „Ja doch, ein Fuchs, was denn?"

„Ein Fuchs!" wiederholte der Baron, „entschuldigen Sie, ich sagte es ja gleich!"

„Davon hörte ich nichts, lieber Baron."

„Ein Fuchs! Canis vulpis," sagte der Naturforscher; „ich war so eben im Begriff, es zu entdecken; denn die Wissenschaft geht immer den sicheren Weg."

„Doch langsamen Schrittes," warf das Fräulein lachend hin.

„Ein Fuchs! miraculum!" bemerkte der Secretair und nahm eine Prise. „Seltsames Land, wie das, in welchem wir zu reisen geruhen! Immer mehr muß man sich überzeugen, daß man nicht daheim ist, und wenn ich unmaßgeblich und in tiefster Unterthänigkeit Eurer Durch ..."

Er stockte, denn der Herr, nach welchem er umgeschaut hatte, legte den Finger auf den Mund.

„Eurer Gnaden rathen dürfte," fuhr Jener, sich verbessernd, fort, „so verließen wir, je eher je lieber ein Land, in welchem es zwar allerdings einige anschauungswürdige Curiositäten geben mag, wo aber, horribile dictu! Haus und Hof von Füchsen bewacht wird."

Der Fährmann, der sein Geschäft für jetzt beendigt hatte,

trat nun herzu und erklärte dem Fräulein, wie es komme, daß anstatt eines gewöhnlichen Hundes ein Fuchs hier an der Kette liege. Ein Knabe hatte ihn ganz klein im Walde gefangen oder gefunden und zur Stadt gebracht. Der Fährmann, der über den Markt ging und das artige Thierchen sah, kaufte es um einen Batzen und zog es auf. Jetzt war es fast ein Jahr alt und dem Anschein nach, völlig erwachsen. Wenn der Winter kommen würde, und mit ihm die Paarzeit der Füchse, dann hatte der Mann die freundliche Absicht, seinen Gefangenen loszulassen in die Freiheit. Dies war es, was er den fremden Herrschaften erzählte, während der Held seiner Geschichte, Meister Reinecke, sich die Vertraulichkeiten der munteren Knaben in Uniformen gefallen lassen mußte, von denen Einer ihn hier, der Andere dort zupfte. Er zeigte seine blendend weißen Zähne und schnappte nach ihren muthwilligen Händen; das Spiel, welches sie trieben, dauerte jedoch nur wenige Minuten, sie setzten dann ihren Weg fort und zerstreuten sich nach allen Richtungen. Auch der, welcher dem Fräulein Antwort gegeben hatte, verschwand mit den Uebrigen, war jedoch die Ursache, daß das junge Mädchen der Erzählung des Fährmannes die ungetheilte Aufmerksamkeit nicht schenkte, die sie ihr außerdem würde gewidmet haben. Unwillkührlich folgte ihr Auge dem Jüngling und blieb an seiner Gestalt haften. Als der Fuchs nach seiner Hand schnappte und diese beinahe erfaßt hätte, fühlte sie eine Beklemmung, als wäre es ihre eigne, welcher der Zahn des niedlichen Raubthieres drohe. Sie wollte ihm auch etwas sagen, sie hatte ihm sogar etwas zu sagen und zwar viel, sobald Jener mit seiner Geschichte zu Ende

sein würde, der er noch einige Bemerkungen und Mittheilungen über die Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des Thieres hinzufügte; Mathilde fühlte ihr Herz pochen und sie blickte sich nach dem Vater, nach dem Baron, dem Secretair um, ob Keiner von diesen ihr die Mühe abnehmen oder zuvorkommen würde mit dem jungen Menschen zu reden, aber während der Zeit hatte sich dieser wieder aufgemacht und seinen Weg fortgesetzt; sie sah ihn nur noch von Weitem linker Hand in die Gebüsche einbiegen, während der größere Theil seiner Gefährten raschen und flinken Fußes den Rain aufwärts stieg und auch bald aus dem Gesichtskreis der noch unten Weilenden verschwand. Ein Schimmer von Unmuth flog über des Fräuleins Antlitz. „Mein Gott," sagte sie, als man sich nun auch mit Gemächlichkeit zum Weitergehen rüstete, „hat denn Niemand von Ihnen den jungen Offizier, oder was er sein mag, wieder erkannt, der mit dem Fuchs sprach und der Nämliche war, welcher gestern . . ."

„Entschuldigen Sie, fiel der Baron ein, „ich habe ihn allerdings wieder erkannt."

„Warum sagten Sie ihm denn nicht einige freundliche Worte? Er leistete uns ja in der That einen wesentlichen Dienst! und Niemand noch dankte ihm dafür."

„Wie so, mein Kind?" fragte der Herr mit dem spanischen Rohr.

„Sie schliefen eben, Väterchen," fuhr das Fräulein fort, „oder hatten wenigstens, wie Sie das oft thun, Ihre lieben Augen geschlossen. Wir fuhren in das Thal hinein auf dem steil abfallenden Wege, dicht über der Stadt — dort drüben kann man

ihn sehen — als unsere Pferde rascher gingen als nöthig und gut war. Es mußte sie etwas scheu gemacht haben, und möglich, daß eine Abtheilung von Soldaten, die unter Trommelschlag daherzog, daran Schuld war, genug, ungeachtet alles Reißens von Seiten des Postillons auf dem Sattel geriethen die Thiere in Hast und Unordnung, und wer weiß was geschehen wäre, wenn nicht plötzlich eine starke Hand in ihre Zügel gegriffen und sie zum Stehen gebracht hätte. Einer aus dem Soldatenzug, sein Anführer oder wenigstens ein Offizier aus demselben, wie es schien, denn er hatte einen gezogenen Säbel in der Hand, war schnell entschlossen herbei gesprungen und hielt die Pferde, bis der Postillon ihrer wieder Meister war. Dann trat er wieder zurück zu seinem Zug und wir fuhren weiter. Niemand dankte dem gefälligen jungen Mann. Derselbe war aber kein Anderer als der, welcher so eben hier war und uns sagte, daß das Thier kein Hund, sondern ein Fuchs sei . . ."

„Entschuldigen Sie, darin hatte er vollkommen Unrecht. Ein Fuchs ist ebenfalls ein Hund, und ich sehe im Grunde gar keinen Unterschied zwischen beiden," bemerkte der Baron. „Aber wohin wird dieser Weg führen?" setzte er hinzu. „Entschuldigen der Herr Graf, ich glaube es würde besser gewesen sein, wenn wir den Lohndiener des Gasthauses, der sich erbot, mitgenommen hätten."

„Das nächste Mal soll es geschehen," entgegnete freundlich lächelnd der Herr, an welchen er seine Rede richtete, ein mild-ernster Mann von etwa fünfzig Jahren, der noch immer schön genannt werden konnte, und in dessen Wesen und Haltung eine

Art von Adel und ruhiger Hoheit sich aussprach, „das nächste Mal, mein Lieber; heute war der Abend zu schön, um ihn sich verderben zu lassen durch die lästige Gegenwart und das oft noch lästigere Geschwätz eines Menschen, wie diese bezahlten Begleiter zu sein pflegen. Sie wissen, es ist meine Liebhaberei, in einer fremden Stadt die ersten Ausgänge allein, so auf gut Glück hin zu wagen, damit ich den Eindruck, den sie hervorbringt, rein und unverkümmert erhalte. Hierher zum Beispiel an diese einfache Fähre, hierher, wo es so ländlich ist, nahe bei der ansehnlichen Stadt, hätte uns gewiß kein Lohndiener geführt, und doch gefällt mir gerade dieser Platz ungemein. Man muß dergleichen selbst aufsuchen, durch Zufall finden. Wie das Wehr hier so prächtig rauscht, wie majestätisch sich über uns die Terrasse mit ihrem Münster erhebt, wie reißend die Aar strömt und wie friedlich dieser Fährmannshof daran liegt! So verdanken wir denn der Idee, den Treppenwindungen von oben herab gefolgt zu sein, ohne zu fragen wohin sie führten, nicht allein die Bekanntschaft dieser angenehmen Stelle — auch das Zusammentreffen mit dem würdigen Naturforscher, den Anblick des gemüthlichen Fuchses und endlich den unsers Retters von gestern, wenn man ihn so nennen will: Du wenigstens, Mathilde," setzte er lächelnd hinzu, „scheinst nicht ungeneigt, ihm diesen Namen beizulegen."

„Nun, nun Väterchen; er that denn auch, was er konnte zu unserm Besten, und ich habe selten ein so hübsches und ansprechendes Gesicht gesehen, als das seinige."

„Ei, ei Thildchen," drohte der Vater, „wenn das Victor hörte!"

„Und warum sollte er es nicht hören dürfen? Victor ist ein Mann und dieser junge Soldat fast noch Knabe."

„Wissen möchte ich, welcher Truppengattung die seinige angehört," fuhr der Vater, weiter schreitend im Spaziergange, fort; „sie scheint ziemlich zahlreich zu sein, denn man sieht dergleichen oder ähnliche Uniformen viele in der Stadt, nur waren die, welche uns darin begegneten, meist alle sehr junge Leute, und ob sie Seitengewehre trugen oder nicht, erinnere ich mich kaum."

„Die, welche gestern auf der Zürcher Straße zogen, waren vollständig bewaffnet," sagte die Tochter, „und irre ich nicht, so rollten sogar Kanonen in ihrer Mitte."

„Es werden die Garden seiner hochfürstlichen Durchlaucht sein," bemerkte der Secretair.

„Die Garden seiner Durchlaucht? Herr Secretair! Sie vergessen wieder, daß Sie in der Schweiz sind."

„Eheu! Richtig, gnädigster Herr, es ist zum Todtschießen. Eine große, recht schöne Hauptstadt, größer fürwahr, als die unsrige, und keine hochfürstliche Regierung darin! Läßt sich das denken ohne Schaudern? Kirchen, ohne einen hochfürstlichen Stand, ein Theater ohne hochfürstliche Loge! Nein, nein, ich scheide aus! Ich könnte nicht hier leben und wenn das Land noch tausendmal schöner wäre, als es in der That ist."

„Mein Guter, Sie gehen ein wenig zu weit in Ihrem loyalen Enthusiasmus . . ." bemerkte der Herr.

„Und diesen Abend — wenn wir allein sind — wenn uns Niemand mehr behorchen kann, dann — o dann," flüsterte der Secretair, „erlauben mir der gnädigste Herr, einmal wieder

hochfürstliche Durchlaucht zu sagen. Ich muß mein Herz stärken an diesem Klang. Seitdem ich vernahm, daß die ersten Beamten in diesem Lande nicht etwa wirkliche geheime Oberregierungsräthe, Staatsminister-Excellenzen, Präsidenten und Hochdergleichen — sondern Schultheißen sind, bin ich krank . . ."

„Sie werden wieder genesen, mein Lieber."

„Ach ja, aber erst jenseit des Bodensee's!" —

„Ich hab's!" rief hier der Naturforscher, indem er aus tiefem Sinnen emporfuhr und über eine Baumwurzel stolperte.

„Was denn, geehrter Herr?" fragte der vornehme Mann, indem er den Fallenden beim Arm aufhielt.

„Es gibt ein **Genus**, eingetheilt in verschiedene Species, welches Cadet genannt wird. Seine Hauptkennzeichen sind: Unreifheit, Jugend, Gefräßigkeit, Muthwille, Adel, Uniform, Stolz, bisweilen Schönheit; es kommt in München, Dresden, Berlin fort und gedeiht am besten im Norden. Der Süden ist ihm weniger günstig. Vortreffliche Exemplare soll es in Rußlands Hauptstadt, St. Petersburg, geben, wo ich, wenn wir dort unsern Verein halten werden, Eines zu anatomiren gedenke."

„Großer Gott!" rief das Fräulein.

„Was meinen Sie denn, Lieber?" fragte ihr Vater, indem er besorgt auf den Naturforscher blickte.

„Der entrann zu geschwind," fügte dieser hinzu, indem er nach der Gegend deutete, wo vorhin der Jüngling verschwunden war; „wer weiß, was ich außerdem gethan hätte. Ein Cadet also war es und nichts Anderes." —

„Ach, Sie haben Recht, uns an unseren Retter zu mahnen;

ich war in der That schon im Begriff, ihn zu vergessen," sagte der fremde Herr. „Möglich, daß dem so ist, wie Sie glauben, doch hörte ich nie von eigentlichen Cadetten-Häusern in der Schweiz, die auch da wohl überflüssig sein dürften, wo es keine stehende Armee gibt."

„Keine stehende Armee!" seufzte der Secretair. „Unglückliches Land!"

„Wie Sie wollen. Jeder ist hier Soldat: der Hirt, der Bauer, der Handwerker, und legt, wie ihn die Reihe trifft, ein- oder zweimal im Jahr, die Pflugschar, das Sennhorn weg, um Degen und Muskete zu ergreifen und an den großen Lagerübungen, die gehalten werden, Theil zu nehmen. Auch die Besatzungen der Städte sind nur Milizen. Heda mein Knab'," unterbrach sich der Herr, indem er einen den Pfad herabkommenden kleinen Buben anredete und mit dem Finger nach einer Richtung unten deutete, wo sich eben wieder eine Jünglingsgestalt in der nämlichen Uniform zeigte, als die, welche vorhin dort gesehen ward, — „sage mir, ist der Soldat dort ein Jäger? oder wie nennt Ihr ihn sonst."

„Welcher Soldat?" fragte der Kleine.

„Der dort, mein Sohn, dort unten — sieh, es ist nur der Eine . . ."

„Der da unten beim Bänkli?"

„Richtig, der!"

„Ei Herr, das ist kein Soldat."

„Was denn? mein lieber Sohn."

„Ein grüner Schüler ist's."

„Ein grüner Schüler?“

„Ja Herr.“

„Aber was ist denn das?“

„Ja Herr, das will ich Euch sagen. Ein grüner Schüler ist ein grüner Schüler. Läbit wohl.“ —

Damit ging der Kleine seines Weges. „Entschuldigen Sie!“ rief ihm der Baron nach, „Sie scheinen in einem fürchterlichen Irrthume befangen. Das ist keine Definition — durchaus keine Analyse des Begriffs . . . damit können wir uns unmöglich contentiren. . . .“

Aber er mußte aus der Noth eine Tugend machen und für diesmal zufrieden sein. Der Knabe lief seines Weges und die fremden Herrschaften setzten unter mannichfachen Erörterungen und Gesprächen ihren Spaziergang auf dem rechten Aarufer fort.

---

Es war die Kirschenzeit und unten am Nydeckthore saßen mehrere Verkäuferinnen der lieblichen Waare, die keinen andern Feind auf Erden hat, als solchen, der sie mit Gut und Blut in sich aufnehmen, das heißt, essen will. Sogar der Sperling kann der rosigen Wange einer Kirsche nicht widerstehen und pickt und küßt sie mit seinem gemeinen Schnabel. Keine Frucht ist so hold-selig und herzgewinnend schon durch ihren äußeren Anblick, als eine wohlgerathene, gesunde Herzkirsche, noch hängend an ihrem Stiele und umgeben von einem oder zwei Blättern des Baumes, dem sie ihr harmloses Dasein verdankte. Und wie schön vollends, wenn sie noch an diesem Baume ist, Eine von Hunderten, die

dessen frische, jugendliche Laubkrone mit dem Farbenschmucke des Elfenbeins und der Rose verherrlichen. Die, welche am Nydeckthore zu verkaufen waren, erfreuten sich nun freilich dieses Vorzugs nicht mehr, aber sie lagen in reinlichen, mit Blättern ausgefütterten Körben, und waren wohl geeignet, bei der Hitze des Tages, die der Abend nur wenig gemäßigt hatte, den Appetit zu erwecken. So mochte es kommen, daß der junge Mensch, der, wie es schien, von einem Spaziergange heimkehrend, eben in die Stadt ging, wie von einem Zauber gebannt stehen blieb und liebäugelnde Blicke bald auf diesen, bald auf jenen Kirschkorb warf. Die Waare war hier, wie es wohl zu geschehen pflegt, schöner, wenigstens anziehender, als ihre Verkäufer, die meist in häßlichen alten Weibern bestanden. Des Jünglings Absicht bemerkend, erhoben sie jetzt, fast gleichzeitig, ihre Stimmen, um ihn zu sich zu locken. „Hierher Junker!“ hieß es, „hier kommt her, schmucker Herr! Frisch gepflückt, frisch vom Baume, seht wie sie lachen! Wollt Ihr für einen Rappen oder einen Batzen? Ich gebe tüchtig zu, zum Pfündli. Diese sind die besten, greift nur zu. Gelt, Herr Schüler, die Vacanz geht nun bald an? Ei das ist nicht schön, da gehn die meisten Junkerli fort und wir verlieren die besten Kunden. Nun, kommt zu mir, greift nur zu. Hier, Junker, ist das Beste.“ So sprachen die unter und vor dem Thore sitzenden Damen durcheinander und priesen ihre Waare. Der Jüngling, ein großer, starker, schöner Bursch, mit einem Antlitz, welches die Farben der Kirschen trug, gekleidet in jene knappe grüne Uniformsjacke mit schwarzen Aufschlägen und Stehkragen, gelbe Hörner gestickt oder ausgeschnitten hinten auf

dem kurzen Schooß, sah unschlüssig bald hier, bald dort hin und schien einige Sekunden lang zu schwanken, welcher dieser Huldinnen er seinen Batzen zuwenden wollte, als plötzlich ein Paar funkelnde Augen unter buschigen Brauen hervor den seinigen begegneten, und seinen suchenden Blick gewissermaßen fesselten. Ein altes Weib, gelb, mager und mit allen Attributen sehr großer Häßlichkeit versehen, eingehüllt in einen mantelartigen braunen Ueberwurf, wie man sich Hexen zu denken pflegt, war die Einzige, die bis dahin still gewesen, aber ihr Auge hatte den Jüngling scharf gefaßt, wie seiner Beute gewiß. Als er sich jetzt ihr zuwendete, lächelte sie ein wenig und drohte mit dem knöchernen Finger: „Unterstehe Dich," sagte sie dann, nicht mit der lieblichsten Stimme, „an mir vorbei zu gehen und wo anders zu kaufen! Heraus mit dem Batzen! Nicht einen Stiel gebe ich zu und meine Kirschen sind die kleinsten, aber das hilft Alles nichts. Gekauft!" Sie griff bei diesen etwas gebieterischen Worten in ihren Korb und der grüne Schüler nahm seine kleine Mütze vom Kopfe, wo sie auf vollen, großen, lichtbraunen Locken ruhte, um die Früchte, die er erhalten würde, darin aufzunehmen, zugleich zog er aus der Brusttasche seines offenen Collets die kleine Börse hervor, welche aus einem grünseidenen, zierlichen Netze bestand und einiges Geld enthielt; während er den geforderten Batzen darin suchte und die Frau, gleich der unbestechlichen Gerechtigkeit, in ihrer Wagschaale die Früchte wog, tauchte hinter ihrem Rücken ein bleiches, aber hübsches Antlitz empor und lugte ein wenig über ihre Schulter; es war das eines jungen Mädchens von fünfzehn oder sechszehn Jahren, mit gescheiteltem Haar und einer Halskrause

unter dem Kinn; mehr konnte man nicht von ihm wahrnehmen, denn die, in ihren Gewändern breite Gestalt der sitzenden Alten deckte es fast gänzlich. Das Mädchen blickte mit hellblauen, taubensanften Augen zu dem Schüler empor, der sie nicht bemerkte, seine Kirschen empfing, bezahlte und dann seinen Weg fortsetzen wollte. „Ho, ho!“ sagte die Alte, „nur nicht so rasch mein Bub! Hab' noch nicht einmal nachgesehen, ob Dein Geld auch richtig ist, es gibt des falschen und blinden jetzt so viel.“

„Ich führe kein falsches Geld Mutter Bäbi,“ entgegnete der Jüngling.

„Was wirst Du wissen, was Du führst, Du siehst mir gerade darnach aus, Dolderbueb. — Und jetzt die Hand her!“

Unbefangen reichte der Jüngling seine wohlgeformte, ansehnliche und hübsche Hand, die aus dem schwarzsammtnen Aufschlag des engen Aermels, welcher sich dicht um das Handgelenk schmiegte, frei und rosig hervorsah, der Mutter Bäbi hin, die sie mit ihren beiden gelben, knöchernen, runzeligen Händen wie in einer Art von Begierde ergriff und an ihr Antlitz, an ihre Lippen führte. — Sie küßte sie mit lautem Schmatzen, die anderen Weiber lachten. „Lacht nur,“ sagte sie dann, „ihr Schlämperli! ihr wüßt nicht, was gut thut. Das stärkt, das berührt Unsereine wie mit neuem Leben. Er könnte mir die Lippen bieten — ich nähme sie nicht, obwohl sie roth sind wie unsere Kirschen, und einen Duft haben mögen wie junge Rosen. Aber in der Hand sitzt das Wahre. Da strömt die Pulsader des Herzens, da fließen zusammen die geheimen Kräfte der Natur, und des Schicksals und der Magie — doch was wißt Ihr davon? So, mein Sohn, hab' Dank, nun geh'.“

Der Schüler ging aber noch nicht, obgleich Mutter Bäbi seine Hand losgelassen hatte, er fühlte sie plötzlich auf deren Schulter festgehalten und eine wärmere und weichere Lippe darauf glühen. Jedoch nur während der Dauer eines Augenblickes hatte das Mädchen hinter der Alten die Gelegenheit benutzt und blickte jetzt wie bittend zu Demjenigen hinauf, der noch am Korbe der Großmutter stand und eben begann, Kirschen zu essen. „Junker Rudi," sagte die Dirne mit weicher, fast furchtsamer Stimme.

„Trini! bist auch da?" entgegnete Jener und schnippte einen Kern nach ihr hin, der aber, statt seines Zieles, die Alte traf. Diese schalt und polterte und machte sich mit Diesem und Jenem zu schaffen an ihrem Kram, während das Mädchen fortfuhr: „Freilich bin ich da, Junker, man kann's zu Haus nicht aushalten. Es wäre wohl schön von Euch, wenn Ihr einmal wieder hingingt und Ruhe machtet."

„Ist der Dursli wieder wild?" fragte Junker Rudolph.

„Wilder als je, lieber Herr. Und unartig und toll dazu. Ich wage mich nicht mehr ins Haus, obschon ich, des Vaters wegen, dort wohl nothwendig wäre. Und der Vater . . . ach Junker!" Sie stockte.

„Nun Meitschi?"

„Ihr kennt ihn ja — Ihr wißt ja, wie er ist."

„Freilich weiß ich es . . . aber ich frage nur: was geht's mich an? Und der wilde Dursli vollends . . . das Mißgeschöpf . . ."

„Hat er doch nur vor Euch allein Respect, Junker Rudi. Das ist's ja eben: wir wissen's ja und alle Nachbarn wissen's. Und was es Euch angeht? Das weiß ich freilich nicht," setzte

sie mit einem stillen Seufzer hinzu, „wenn's Euer gutes Herz, Euer Erbarmen nicht weiß. — Denkt an den armen, kranken Mann!"

Sie legte dabei ihre feinen weißen Hände wie bittend zusammen und erhob sie gegen den Jüngling bis zur Höhe ihres Antlitzes. „Ich will kommen," sagte er.

„Und wann?"

„Nun, wann Du willst. Es ist Samstag heut' und mein Werk gethan."

Bei dieser Verkündigung sprang das Mädchen schnellkräftig hinter der Alten auf und zeigte so seine feine, schlanke Gestalt im schwarzen bernischen Mieder, reinlich, aber ärmlich gekleidet. Den Kopf trug Trini frei, und ihr blondes, seidenes Haar in Zöpfe geflochten und am Hinterhaupt zusammengesteckt; schneeweiß war ihr Brustlatz und aus den aufgerollten Hemdärmeln traten die Arme zierlich hervor; man hätte sie schön nennen können ohne den Anstrich von kränklicher Bläſſe, der über sie verbreitet war; ihr Antlitz bildete ein zartes und reines Oval; aber es fehlte ihm die Blüthe, welche der Schmuck ihrer Jahre zu sein pflegt, und in ihren Zügen, um den kleinen, blassen Mund, in dem großen, schwimmenden, leidenden Auge lag Kummer. Als sie jetzt neben dem Schüler stand, der sie um mehr als Kopflänge überragte und blühend wie die Gesundheit war, bildete sie in ihrer ganzen Erscheinung einen rührenden Gegensatz zu seiner jugendlichen Schönheit, Kraft und Fülle. Sie blickte ihn fragend an und eilte dann, als habe sie seine Meinung in seinen Mienen gelesen, linker Hand davon, das Aarufer hinab, einer Häusergruppe zu,

die dort mit mehr oder minder ansehnlichen Wohnungen eine Art Vorstadt bildet. Der Jüngling folgte ihr, langsam schlendernd und seine Kirschen verspeisend, deren harter Inhalt jedesmal zu einem Bombenschuß nach irgend einem Ziele dienen mußte. „Der Dolderbueb!" schalt Frau Bäbi hinter ihm her. „Ein Gemüth hat er wie ein Engel und solch Handli auch. Neben uns an wohnt er, und daher kommt die Bekanntschaft. Er ist guter Leute Kind; seine Mutter ist eine Wittib, drunten im Lande, ein strusig reiches Wybsbild, die den Sohn nicht darben läßt, denn er ist ihr Einziger. Batzen hat er immer und Uebermuth auch. Mir aber gehorcht er, und das ist sein Glück; dagegen kann ich nichts gegen den Dursli, den wilden Narren; aber der macht mit ihm, was er will . . Und der Sami, mein armer Sami . . nun ihr wißt's, Göttene *), wie es mit dem steht."

So schwatzte Mutter Bäbi, zu ihren Standesgenossen gewendet, noch eine Weile fort; während dessen näherte sich Der, über welchen sie Erläuterungen ertheilte, einem unansehnlichen und niedrigen Hause, das nur aus einem Erdgeschosse bestand und von einem Gärtchen umgeben war. Hinter dem letzteren erhob sich ein anderes steinernes, vierstöckiges Gebäude, in dessen oberstem Stockwerk, in einem Stübchen unter dem Dache, er selbst residirte. Vor der geschlossenen Thür des kleinen Hauses stand bereits Trini, wartend; drinnen aber tobte und lärmte es, ein Lärm, den die Nachbarn schon kannten und gewohnt waren, und um den sie sich nicht mehr kümmerten, da er sie bei der abgesonderten Lage des

*) Gevatterinnen.

Häuschens nur wenig belästigte. Merkte man aber darauf oder legte das Ohr gar an die Thür, so vernahm man ein unartikulirtes Gebrüll, hervorgestoßene Worte, die keinen Sinn hatten, schlarfenden Fußtritt, Stoßen, Poltern mit Geräthschaften, Tischen und Stühlen. Als Rudolph in die kleine Gartenumzäunung eintrat, hatte er seine Kirschen verspeis't, und das Mützchen, welches ihnen als Teller gedient hatte, wiegte sich wieder schelmisch auf seinen Locken. „Soll ich?" fragte Trini ihm entgegen, indem sie Miene machte, an die Hausthür zu klopfen, aber die erhobene Hand zweifelhaft schweben ließ.

„Nun freilich, Meitschi, sonst kannst Du ja nicht hinein."

„Ach, er tobt aber so wild drinnen. Hört Ihr's nicht, Junker?"

„Taub müßte ich sein, wenn ich's nicht hörte."

„S'ist doch ein rechtes Unglück," fuhr Trini fort, und Thränen standen in ihren Augen, „daß wir an diesen Menschen gefesselt sind. Gefesselt sind wir an ihn, gefesselt, Junker. Wir haben Nichts — Nichts. Haus und Gärtchen sind sein, und daß wir ihn pflegen, der unser Vetter ist, dafür wohnen wir drin und verwalten sein Eigenthum. Wäre der Vater nicht siech und unfähig zur Arbeit, so wollte ich's ja nimmer thun und dulden. Möchte den blödsinnigen Vetter pflegen und sein Gut verwalten, wer wollte — nur wir nicht. Aber so ist er unsere einzige Stütze, wir leben durch ihn und müssen uns wohl in Geduld fassen."

„Das muß zuletzt ein jeder Sterbliche," sagte der Schüler. „Wie oft muß ich mich in Geduld fassen auf der Schulbank.

**Patior** und **Patientia** ist ein großes Wort, doch du hast den **Cicero de officiis** wohl nicht gelesen, Trini?"

„Nein, Herr, wohl aber das Büchli mit den schönen Liedern, das ich Dir neulich, als Du zuletzt da warst, aus der Tasche stahl, und das Du mir schenktest. Ach, welche Lieder — welche schöne Lieder! — Der sie gemacht hat, heißt, glaube ich, Schiller. Nun mag er heißen, wie er will, wo ich kann, nehme ich das Büchli, das liebe Büchli, und lese darin. Und dann tröste ich mich, und mein Herz wird weit und still, und meine Gedanken dehnen sich aus, und meine Seele wächst und wird groß .. und an Dich denke ich . . ."

„Poche nur, Meitschi. An den lieben Gott sollst Du denken, das ist besser."

„O, das thue ich auch, Junker; ich bin fromm und bete gar gern. Und wenn ich für Dich bete, wirst Du doch nicht böse schauen? — Der Mutter der Gnaden und aller Heiligen empfehle ich Dich täglich."

„Ich bin protestantisch, wie Du weißt."

„Ach ja, leider!"

„Folglich bemühe Dich nicht."

„Böser Junker!"

„Jetzt klopfe. Ich sehe dort einen von unseren Herren Professoren lustwandeln; er führt seine Gemahlin am Arme."

Trini klopfte rasch. „Riegle auf, Vetter, ich bins!" rief sie durch das Schlüsselloch. Das Getobe drinnen ward auf einen Augenblick still, erhob sich jedoch wieder und nur auf ein zweites Anrufen von Seiten des Mädchens ging rasch die Thür auf und

eine gräuliche Gestalt zeigte sich auf der Schwelle. Es war ein kleiner untersetzter Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, sehr stark von Knochen, doch mit schiefen Beinen, einem zu großen Kopf und Mißverhältniß in dem ganzen Bau seines Körpers. Nachlässig hingen die Kleider an ihm; der Blick seiner Augen, die unter einer sehr gewölbten Stirn und unter starken, buschigen Brauen hervorfunkelten, war stechend, boshaft und hatte etwas thierisches, etwas von dem Blick eines Wolfes, der seine Beute wittert, oder einer erzürnten Hyäne. Kaum hatte er Trini erblickt, als sein Antlitz sich aufheiterte und eine Art von Lächeln, wenn man sein Grinsen so hätte nennen dürfen, sich über seine Züge verbreitete. Dies war Vetter Dursli, der Blödsinnige, dem man von Obrigkeits wegen seinen Verwandten zum Hüter und Pfleger gesetzt hatte, wofür dieser von des Unglücklichen Vermögen mitlebte, so daß, wie man zu sagen pflegt, mit Einer Klappe zwei Fliegen geschlagen worden waren, Dursli, der sich nicht selbst angehören konnte nach dem Tode seiner bejahrten Eltern, hatte einen Vormund und Pfleger, und Sami, der dem Krankenhaus zur Last zu fallen drohte, war versorgt, wenn gleich nicht zu reichlich, durch des Blödsinnigen Besitz. Letzterer empfing jetzt, wie gesagt, unter Schnalzen und Grinsen Trini, die rasch an ihm vorbei in das Haus schlüpfte und über den Flur weg nach dem Wohnstübchen eilte, wo sie den Vater wußte; eben so rasch aber hatte sich Dursli gewendet und folgte ihr nach, ohne weiter Acht zu haben auf die Hausthüre; wie ein böser Kobold umfing er plötzlich die Gestalt des Mädchens mit seinen derben Armen und hing sich an sie; ein fühlbarer Stoß jedoch auf seine ver=

wachsene Schulter, den er in demselben Augenblick empfing und der Griff einer starken Hand, die ihn zurückriß, nöthigten ihn, von ihr abzulassen, er blickte wild um sich und war im Begriff zu schreien, zu brüllen, zu toben, um sich zu schlagen, that auch von alle diesem schon etwas, als er plötzlich verstummte, von dem Strahl eines Auges getroffen, das zürnend auf ihn herabsah. Der grüne Schüler hielt ihn am Kragen. Dursli starrte zu ihm empor mit allen Zeichen des Entsetzens, des Schreckens, der unsäglichsten Furcht. — Er blieb einige Secunden lang wie versteinert in derselben Stellung, nichts bewegte sich an ihm als seine zuckenden Lippen und allenfalls das struppige, schon grau werdende Haar, welches zu Berge stieg. Der Jüngling that nichts als ihn ansehen und leise mit dem Finger drohen, dann ließ er ihn los und der Blödsinnige schlich knurrend und murrend, unverständliche Worte vor sich hinlallend, bei Seite in einen dunklen Winkel, wo er verschwand oder niederkauerte.

„Ihr habts nun gesehen, Junker," sagte Trini, die Hände still vor sich hinringend, „warum ich's im Hause nicht aushalten kann und kaum wage es zu betreten. Wer schützt mich, wer reißt das Ungeheuer weg, wenn ich allein bin? Der Vater kanns nicht, Dursli zwänge ihn zehnmal, denn er ist stark, stark wie ein Bär, und ich selbst richte nichts gegen ihn aus."

„So mußt Du noch eine Wache in's Haus nehmen oder den Burschen fortjagen."

„Ja, Ihr habt gut reden, lieber Herr," seufzte Trini. Aber es thut gut wenn Du da warest, Rudi, und ihn **Mores** lehrtest."

„Du sprichst ja Latein, Trini."

„Von Dir gelernt, Junker. Auf eine Woche und länger hält das vor. So lange ist Friede und Ruhe und ordentliches Betragen. Aber freilich, jetzt warst Du fast in einem Monat nicht bei uns."

„Hab mehr zu thun, Meitschi."

„Und Dein prächtiges Clavier, des Vaters Lust, hat so lange nicht getönt!"

Rudolph zuckte die Achseln.

„Aber wenn man's so bedenkt," fuhr Trini fort und blickte zu ihm hinauf, „so ist Euere Güte doch gar zu groß, Junker Rudi. Das kostbare Instrument, das Euerer Mutter viel Geld wird gekostet haben, herüber zu schaffen, damit der Vater . . ."

Bah! Bah!" sagte Rudolph, ihr den Mund zuhaltend, „jetzt laß uns hineingehen."

Sie küßte ihm die Hand dabei und dann traten Beide in die ärmliche Wohnstube, die von allem schönen Geräth entblößt war, bis auf ein Fortepiano von edler Form, polirt und sogar mit Füßen von Bronce versehen, welches sehr wenig zu den Umgebungen paßte, und denjenigen Ort an einer der Stubenwände einnahm, wo es am mindesten im Wege war oder störte. Eine Decke von grobem, buntem Wollenzeuge war darüber gebreitet, und darauf standen und lagen allerlei Geschirre und Dinge, wie sie in dem Haushalt der ärmeren Klassen wohl vorzukommen pflegen. — Ein einziges Bett stand in der Stube, es war das des Vaters, und auf diesem Bett saß er halb angekleidet; ein Mann, der älter schien als er war, mit weißem, nur noch spärlichem Haar, einem kahlen Scheitel und einem Antlitz, das Leiden-

schaften und Kummer tief gefurcht hatten. Er saß in sich versunken da, die Arme auf seine Knie gestützt, den Kopf herabhängend auf seine Brust. — Keinen oder nur sehr geringen Antheil schien er zu nehmen an Dem, was um ihn und in seiner Nähe geschah; als die Tochter ihn begrüßte und auf ihren Begleiter deutete, lächelte er ein wenig, blickte aber dann wieder vor sich hin und ihr Kommen schien keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Rudolph that ihm verschiedene Fragen, die er zwar beantwortete, aber mit tonloser Stimme; er sprach zusammenhängend, richtig und folglich ganz anders als sein blödsinniger Vetter, aber die Nähe, der fortwährende Umgang solcher Unglücklichen wirkt zuweilen zerstörend, und wohl mochte es sein, daß Trini's Vater diese Wirkung an Leib und Geist erfahren hatte, denn er schien — nicht etwa vernunftlos, aber gebrochen an inneren und äußeren Kräften. Trini räumte indessen nach den ersten Begrüßungen, mit Wangen, die röther waren als seit langer Zeit und mit Augen, welche von innerer Freude strahlten, die Geräthschaften weg, welche das musikalische Instrument beschwerten, öffnete dessen Klappe, blies den Staub von den schwarzen Tasten, wischte hier und dort und schob einen Strohstuhl, zum Sitz für den Spieler, davor. Mittlerweile schlich auch Dursli wieder herbei, aber ganz ruhig und gesetzt, ab und zu ging er und warf nur dann und wann einen scheuen Blick auf den Gast, der bald mit Sami, bald mit Trini sprach, bald sich mit einem großen Kater unterhielt, welcher Mutter Bäbi's Günstling war und ernsthaft auf deren altem Lehnstuhl thronte. Sami blickte kaum auf, doch wenn es geschah, so ruhte sein Auge wie fragend auf Demjenigen,

der hier in der bangen Atmosphäre des Elendes wie ein Kind des Lichtes erschien, sich aber heiter und unbefangen darin bewegte. Dursli, der sich an den Wänden hindrückte und der Grünjacke auswich, so weit er konnte, beobachtete den Träger derselben halb scheuen, halb fragenden Blickes; er schien seiner Sache noch nicht recht gewiß, ob es wahr sei, daß er sich Gewalt anthun und seinem ungezogenen, polternden Benehmen einen Zügel anlegen müsse oder nicht; es fehlte ihm gar nicht an der nöthigen Ueberlegung solche Betrachtungen anzustellen, aber das Resultat schien in seiner getrübten Seele ein schwankendes zu sein. Wie zum Versuch raschelte und polterte er halblaut umher, als plötzlich ein prachtvoller, majestätischer Ton, ein Klang wie die Posaune des Weltgerichtes durch das Stübchen rauschte, es erfüllte und Alles umfing, was darin war und athmete mit seiner harmonischen Fluth. Rudolph hatte sich an sein Fortepiano gesetzt und einen vollen Akkord auf dem schönen Instrumente gegriffen. Trini, die doch Alles dazu vorbereitet hatte und darum nicht überrascht sein konnte, war es aber dennoch, sie fuhr zusammen und sank unwillkührlich auf der Stelle, wo sie eben stand, in die Knie, indem sie die Hände faltete, wie zum Gebet. Der kranke oder schwermüthige Vater war gleichfalls wie von einem elektrischen Schlage berührt; er erhob das Haupt, über seine wachsbleichen Wangen flog ein Anhauch von Röthe und in seinen erloschenen, theilnahmlosen Augen schien eine neue Seele aufzuwachen. Vom starken und vollen Akkord ging der Schüler, der mit Geläufigkeit spielte, zu verschiedenen Modulationen über und bereitete so die ernste und feierliche Harmonie eines Chorals vor,

in welche er nach und nach einlenkte. Sami, ganz Ohr, horchte und lauschte und athmete tief. Es schien, als habe die Erde nur noch Eine Sprache für ihn, nur noch Ein Mittel, um seine Seele zu rühren — die Musik. Er stand auf — Trini hatte sich schon längst wieder erhoben und war hinausgegangen in die Küche, um Feuer zum Abendbrod zu schüren, denn Dursli verlangte jeden Abend warm zu speisen — langsam näherte er sich dem Fortepiano, dem Spielenden, und legte so eine seiner zitternden Hände auf dessen grüne, mit einer goldnen Epauletlitze geschmückte Schulter, als in der Ecke ein plärrendes Geschrei ausbrach, das von Dursli herrührte. Rudolph wollte es nicht hören und spielte fort, ohne sich stören zu lassen, aber das mißtönige, unharmonische Geschrei ward immer ärger; Sami begann zu seufzen und schlich still nach seinem Bette zurück, Trini lauschte erschrocken durch die Thüre und mit der **Patientia** des jungen Lateiners ging es allgemach zu Ende. Er unterbrach sein Spiel und sagte so mild, als es ihm eben möglich war: „Bist ruhig, Dursli! Was hast Du? Geh hinaus, wenn Du Lärmen machen willst.“ Aber der Blödsinnige schrie nur noch ärger und fing an, dazu mit den Füßen zu stampfen. Jetzt sprang Rudi von seinem Stuhle auf, hin zu ihm und fragte noch einmal: „Was ist Dir, bist Du krank, Dursli? Warum geberdest Du Dich so toll? Was blökst Du?“ Statt der Antwort erhielt er einen Schlag vor die Brust, von Dursli's Faust mit solcher Kraft geführt, daß ihm einen Augenblick lang der Athem stockte; schnell faßte er sich aber wieder, ergriff die Hände des boshaften Burschen mit seinen beiden, bog sie gewaltsam zurück und bewirkte dadurch, ohne viele Mühe, da

er um ein Bedeutendes größer war als Dursli, daß dieser sich auf die Knie vor ihm niederducken mußte. So hielt er ihn eine Weile und fragte dann: „Willst ruhig sein, Dursli! Ich befehle Dir, daß Du ruhig und gut bist. Hast Du mich verstanden? Gut und ruhig sollst Du sein. Bist Du's nicht, so wird es Dein Schade sein. Geh, guter Dursli, und betrage Dich vernünftig. Sehr wohl weiß ich, daß Du es kannst, wenn Du willst, und daß Du jedes meiner Worte begreifst und verstehst. Mache nicht, daß ich Dich prügeln muß. Ungern thäte ich es, aber ich thue es, wenn Du boshaft und ausgelassen bist." Damit ließ er ihn los; kaum frei, raffte sich Dursli auf und flüchtete in die Küche. Rudolph setzte sich wieder zum Instrument, spielte von Neuem und fing an, die Melodie eines Liedes dazu zu pfeifen, was einen wunderbar angenehmen Effect machte. Sami kam wieder und stellte sich wieder hinter ihn und legte wieder seine zitternde Hand auf seine Schulter. Nachdem der Jüngling gepfiffen hatte, begann er auch zu singen, ein schönes, frommes, erhebendes Lied, wozu er sich selbst auf dem Instrumente begleitete. Seine Stimme war vielleicht die kunstvollste nicht, aber sie hatte einen vollen und reichen Anklang und eine gefühlvolle, jugendliche Wärme. Trini's Herz, draußen in der Küche am Feuerheerde, klopfte vor Wehmuth und Lust, sie öffnete still das kleine Fensterchen, welches in die Stube ging, und sang mit; leise zwar, aber doch so, daß es wie das Echo war, welches das Alphorn in den Bergen zu begleiten und zu wiederholen pflegt. Sie konnte weder das Clavier spielen, noch eigentlich singen; hier leitete sie blos die Natur, keine Kunst übte sie. Eine ganze Weile dauerte dieses kleine,

aber schöne Concert; während dessen Sami's Antlitz sich immer mehr belebte, die Starrheit seiner Züge verlor, milder und freundlicher ward und er von Zeit zu Zeit mit der Hand über die Augen fuhr, als trocknete er eine Thräne. Er ging im Zimmer hin und her und betrachtete die Gegenstände darin, als wären sie ihm neu, mit freundlichem Erstaunen, und als mache er so eben erst ihre Bekanntschaft oder erneuere sie nach langer Zeit. Dem Kater seiner alten Mutter streichelte er das Fell, vor dem Resedastöckchen Trini's blieb er stehen und begoß es aus dem kleinen blechernen Gießer, der bei der Hand war, indem er zugleich daran roch; er nahm ein Buch, ein Geräth und Aehnliches und stellte es auf einen besseren Platz, dann sah er an sich selbst herab und ordnete seinen Anzug; er zog die Strümpfe herauf, befestigte sie, und einen Rock an, den er aus dem nahen Wandschranke holte; Trini sah das Alles mit Rührung und Freude; Rudolph bemerkte es nicht, denn die Magie der Musik hatte auch seine Seele gefangen und ausschließlich beschäftigt. Er dachte nicht mehr daran, wo und vor wem er sang — er sang. Als jetzt das Lied zu Ende war und er den letzten Griff auf den Tasten des Instrumentes that, schaute er wieder um sich und glaubte einen ganz andern Mann im Zimmer zu erblicken, als vorhin. Sami näherte sich ihm mit so hellem Auge und ruhigem, aber nicht starrem Antlitz, wie nur ein Gesunder. „Grüß Euch Gott, Junker," sagte er, indem er ihm die Hand reichte und die seinige herzlich schüttelte. „Ei, das ist doch schön, daß Ihr gekommen seid, daß Ihr die armen Lüt der Nachbarschaft nicht vergeßt. Wie geht's Euch? Nicht wahr, das ist ein feines Clavier und hat einen

prächtigen Ton. Aber es ist nicht unser Eigenthum, Junker, behüte der Himmel — so reich sind wir nicht — wie könnten wir das bezahlen, — nein . . . es gehört einem . . . einem . . . ja wem doch gleich, Trini? einem von den Junkern, die in die Schule gehen und daneben wie Soldaten exerciren — man nennt sie nur die grünen... Doch..." unterbrach er sich plötzlich und fuhr mit seiner Hand über die Stirn, „verzeiht doch, Junker Wytt, ich bin dann und wann zerstreut; Ihr seid es ja selbst. Seid Ihr nicht ein grüner Schüler?"

„Der bin ich freilich, mein Alter, mit Haut und Haaren."

„Nun seht, so gehört Euch das Clavier . . ."

„Es könnte sein — o laß das!"

„Nicht doch, Junker, — es wohnt in dem Kasten ein mächtiger Zauberer — ich weiß nur nicht, wie er heißt, und habe seinen Namen vergessen. Dieser Zauberer, das aber glaube ich sicher, ist mächtiger als meine Mutter, die auch eine Hexe sein soll, wie die Leute sagen. Es ist nicht wahr — denn kann sie mich gesund machen? Sie kann es nicht. Kann sie das Licht anzünden in meiner dunkeln Kammer? Nein. Jetzt aber brennt es — Der da drinnen hat seinen Strahl geschleudert, und ich sehe klar — klar — Alles, was ist und war. — Wenn jetzt der Engel käme und mich fragte — ich könnte ihm Antwort geben. Ach, ich kann es nicht immer!"

„Und warum nicht Sami? Was verdüstert Dich so?" fragte der Jüngling.

„Bist Du der Engel des Gerichtes?"

„Denk, ich wär's."

Ein großer, schwarzer Topf flog in diesem Augenblicke durch das Küchenfensterlein mitten in die Stube und zerplatzte daselbst auf dem Boden unter schrecklichem Geräusch. Hohngelächter, wie von Dursli's Stimme, ließ sich dazu aus der Tiefe der Küche vernehmen. Sami zuckte zusammen und floh nach seinem Bette, auf welchem er niedersank. Rudolph war selbst erschrocken, denn das zerschellende irdene Geschirr hatte einen Lärm gemacht, der die Nerven unangenehm berührte, indessen folgte er dem Kranken, nahm seine Hand und sagte: „Nun, was denn weiter. Das war der Dursli und Niemand Anders. Er ist ein wüster Jung, dieser Dursli . . ."

„Ein böser Geist ist er," athmete Sami, „der Tüfel ist es."

„Warum nicht gar, Mann; Ihr müßt solche Gedanken fahren lassen, das verwirrt Euch nur mehr. Der Dursli ist nichts als ein ungeschliffner und boshafter Geselle, dem nur die Faust muß aufs Auge gedrückt werden, dann thut er gut. Laßt Euch durch ihn nicht stören, oder gar wieder krank machen."

„Und ich bin ihm verfallen," fuhr Sami in derselben Weise fort, „verfallen mit Mutter und Kind . . . ins dritte Glied . . . war es denn nicht genug an mir? — Und er quält uns nun . . ."

„Ei! so wollt ich!" rief der Schüler mit einiger Ungeduld, fuhr aber zu gleicher Zeit empor, denn draußen ertönte Trini's Hülferuf durchdringend und laut und zu gleicher Zeit polterte es wieder und Dursli's Hohnlachen ließ sich vernehmen. Mit zwei Sprüngen war der junge Bursch in der Küche und kam eben noch zu recht, um zu sehen, so weit es das Halbdunkel darin erlaubte, wie Trini sich mit Aufbietung aller Kräfte aus den

Armen des frechen Blödsinnigen loszuwinden strebte. Jetzt war seine Geduld erschöpft und er fühlte sich in der That vom Zorne bewegt. Kräftig packte er Dursli an, riß ihn zurück, aus der kleinen Küche heraus in die Stube — Alles im Verlaufe weniger Secunden. Der Elende, der sich recht wohl schuldig wußte und jetzt die ihm überlegene Gewalt von Neuem fühlte, wollte entrinnen, sich los machen aus der ihn haltenden Hand, aber es blieb bei dem Versuche dazu. In der Stube warf Rudi den, vor dem Instrumente stehenden Strohstuhl herum, setzte sich darauf und drückte den Schuldigen, wie vorhin, nieder zu seinen Füßen. „Trini!" rief er dann. Das Mädchen kam schüchtern und angstvoll aus der Küche. „Vater Sami," fuhr der Schüler fort, „richtet Euch auf, Ihr seid nothwendig, hier wird Gericht gehalten. Seht diesen Burschen an, er ist wahrlich kein Teufel, aber ein sehr nichtsnutziger Geselle mag er sein. Er soll Euch nicht ferner plagen mit seinen Unarten — ich will ihn in das Schellwerk abliefern."

Dieses fürchterliche Wort, womit in Bern das Strafhaus der verurtheilten Verbrecher bezeichnet wird, verfehlte auf Dursli's Ohr keinesweges seinen schrecklichen Klang. Er begann zu zittern und sein Antlitz zuckte, als wollte er weinen. — Unwillkührlich umfaßte er mit seinen Armen Rudi's Knie. „Hörst Du, fuhr er fort, „verstehst Du mich, wüster Geselle?"

„Ja," antwortete Dursli zwischen Groll und Furcht.

„Du bist ein arger Sünder und mußt gestraft werden. Deine Muhme und Deinen Vetter beleidigst Du täglich — stündlich. Thut er so? Antwortet, Sami und Trini."

„So thut er," antwortete Trini leise.

„So thut er," sprach Sami auf seinem Bett.

„Wohlan, Trini, flink, mache den Strick los, der dort an der Wand hängt und gib ihn mir."

Das Mädchen gehorchte. Rudi nahm den Strick, legte ihn doppelt zusammen, faßte ihn in seine Rechte und sagte: „Geh hinaus, Trini, das ist nichts für Dich. Du siehst ganz bleich aus, noch bleicher als vorhin und doch muß es sein, wenn Du Ruhe haben willst, — ich muß ihn schlagen! Weißt Du ein anderes Mittel?"

„Nein." —

„So geh."

Trini ging und Dursli erlitt, sobald sie die Thüre hinter sich zugemacht hatte, eine derbe, sehr eindringliche Züchtigung von der eben so starken als hübschen Hand des grünen Schülers. Er prügelte ihn, wie man zu sagen pflegt, windelweich. — Wie nun die Gänge und Canäle, durch welche den Menschen das Heil zuströmt, unendlich verschieden sind, so hatte die Natur, welche gegen den Einen stiefmütterlich, gegen den Andern verschwenderisch gütig ist, sich gefallen, alles Gute in Dursli erst erweckbar zu machen durch äußere schmerzhafte und gewaltsame Erschütterungen. Fehlten diese, so herrschten in ihm die bösen Mächte, wirkten sie ein, so bedurfte es durchaus keiner Heuchelei von seiner Seite, um sich gebessert zu zeigen — er war es in der That. Schmiegen mußte er sich — seine Seele mußte die Herrschaft einer andern über sich erkennen, sein eiserner Körper die Gewalt einer starken Hand und er ward der beste Kerl; man mochte ihn von da an

eine Zeit lang um den Finger wickeln. Niemand beleidigte er mehr, gut, gefällig und selbst dienstfertig ward er, sein Auge nahm einen besseren Ausdruck an, er lächelte und lachte wieder, anstatt zu grinsen — er war ein anderer Mensch geworden. Wohl hätte sich hier und da, bei besonderer Noth, auf Trini's oder der Alten Bitte, ein gefälliger, handfester Nachbar gefunden, Rudi's eben ausgeübtes Amt hier zu vollstrecken, und man hatte auch schon den Versuch bei verschiedenen Gelegenheiten gemacht, aber Niemand wußte den schlimmen Gesellen besser zu bemeistern, ihn mehr und nachhaltiger unter die Herrschaft seines inneren und äußeren Menschen zu beugen, als eben der Schüler. Daß Dursli vorhin so wiederholt trotzig und ungeberdig gewesen war, lag nur daran, daß Jener mehr zu thun, und das Nachbarhaus lange nicht besucht hatte. Jetzt war nicht lange die Execution vorüber und der Abend schon vorgeschritten, als Mutter Bäbi mit ihren Obstkörben, von ihrem Feilplatz am Thore, zurückkam. Ihr auf dem Fuße folgte ein junges Mädchen in Thränen, eine Berner Bürgertochter, wie es schien, bleich fast, wie Trini, und auch Kummer und Betrübniß im Ausdrucke ihres ganzen Wesens, aber mit dem Unterschiede nur, daß dieser Kummer mehr das Produkt eines neueren und augenblicklichen Ereignisses — nicht der nagende Gram fortwirkender Mißverhältnisse zu sein schien, wie es bei jener der Fall war; ihre Gestalt war voll und frisch, sie war ein ächtes Berner Meitschi an Gediegenheit der Form und Gestalt, und man sah wohl, daß auf diesen Wangen kaum noch Rosen geblüht hatten. Mutter Bäbi wunderte sich nicht wenig, als gleich nach ihrem Eintritt, der unter etwas finsteren Mienen von

ihrer Seite stattfand, Dursli — der so eben damit fertig geworden war, die Scherben und Trümmer des von ihm muthwillig zerbrochenen Geschirrs, auf Rudolph's Befehl sorgfältig aufzulesen und aus dem Wege zu schaffen — herbeisprang, nicht um sie zu necken, zu stoßen, zu schlagen, oder die Früchte in ihren Körben in Unordnung zu bringen, sondern ihr zu helfen beim Niedersetzen, beim Abladen dieser Körbe; dienstfertig griff er hier und da zu; er schob und stellte die Körbe bei Seite, auf ihre gewöhnlichen Nachtplätze; er nahm der Mutter Bäbi den Mantel ab, hob deren Kater, Menzli genannt, vom Lehnstuhl, klopfte dessen Lederkissen rein und betrug sich so menschenfreundlich und gesittet, daß es eine Freude war, anzusehen. Auch Sami war bei weitem nicht so mürrisch und in sich versunken, als sonst; er hatte sich erhoben von seiner Lagerstätte und lachte seiner Mutter zu wie im Triumphe; ein leichter Fingerzeig seiner Hand deutete auf den Schüler, der eben sein schmuckes Collet zuknöpfte und zum Fortgehen sich rüstete, denn ihm schien es, als sei seine Arbeit für diesmal hier gethan. — Unter andern Dingen, die der Blödsinnige dienstfertig herbeitrug und der Großmutter vorzeigte, war auch der Strick, womit er gezüchtigt worden war, das wohlthätige Instrument seiner Umwandluug; er kannte es wohl, er wußte recht gut, zu welcher Verrichtung es eben gedient hatte, denn er deutete kichernd auf den Jüngling und machte dann die Geberde des Schlagens auf seinen eigenen Rücken.

„Nun grüßt 'ch Gott," sagte die Alte, „wenn's nur vorhält. — Sollst tausendmal bedankt sein, Dolderbueb. Ich sage ja, solche Hand wie seine, ist nicht ohne, und segnet sogar wenn sie schlägt."

„Und Du bist toll Maam."

„Und Du, Junge, bist noch dreimal toller." —

„Die Leute sprechen, Du wärest eine Hexe." —

„Weil die Leute dumm sind und Du dazu."

„Du prelltest sie mit Kartenschlagen . . ."

„Gleich will ich Dich prellen."

„Deine Kirschen taugen nichts und sind die schlechtesten auf dem Märit." *)

„Stadtbekannt. Aber Du, Schlingel, mußt sie doch kaufen."

„Ich sehe im Grunde nicht ein, warum ich es thue."

„Versuch's! und kaufe wo anders!" —

„Ach, Mutter Bäbi," nahm jetzt die mit ihr Gekommene das Wort, „zankt Euch doch nicht mit dem Junker. Verliert doch nicht mit Hadern und Streiten die edle Zeit, die mir auf dem Herzen brennt. Hört meinen Fall, hört, was mich zu Euch führt, und dann schafft Hülfe."

„Nun, nun, wir werden sehen, Jungfer Vreneli," entgegnete die Alte. „Also heraus mit der Sprache, das Plärren hilft nichts. Aber Eins sage ich Ihr vorher: mit gewissen Dingen gebe ich mich nicht ab. . ." Sie maß dabei mit mißtrauischen und prüfenden Blicken des Mädchens Gestalt, das ganz unschuldig fragte: „Welche gewissen Dinge denn, Mutter Bäbi?"

„Ja, welche . . .? daß dich der Gugger! welche? Das fragt Sie auch noch. Hör' also! Was unter Weges ist, muß

*) Markt.

kommen, und warst Du eine Hetsch *) — nun so habe es und trage die Folgen geduldig."

„Ich verstehe Euch nicht, Mutter Bäbi," sagte Breneli.

„Schwer von Verstande!" seufzte Jene — „nun so beichte."

„Gern sagte ich es freilich Euch allein."

„Ich bin allein da!" entgegnete die Alte, indem sie sich in ihren Sessel niederließ und den Kater, der sich sogleich an sie schmiegte, auf den Schooß nahm.

„Ihr wäret allein?"

„Nun freilich, das sind meine Lüt, die nichts hören."

„Ich höre Alles," lächelte Sami vor sich hin.

„Ich auch!" rief der mißgestaltete Dursli; Trini, welche Breneli recht wohl kannte, bezwang ihre Neugierde und ging nach der Thüre, wiewohl langsam. „Und," fuhr Mutter Bäbi fort, alles dies nicht beachtend, „und vor dem dummen Jungen im grünen Klüfti da, wirst Du Dich doch nicht fürchten?"

„Bedanke mich Mutter Bäbi," sagte Rudolph, „will eben gehen, wie Du siehst; läbit wohl."

„Notti!" **) rief Breneli, die plötzlich feuerroth geworden war. „Notti, Junker, ich bitt' Euch, bleibt. Trini, bleib im Stübli! Ihr sollt, Ihr müßt Alles hören. Himmel und Herr! Ihr könntet ja sonst denken, ich weiß nicht was — nur bleibt — bleibt und hört, was ich der Mutter, der Bäbi, sage."

Sie stürzte bei diesen Worten nach der Thüre und faßte mit der einen Hand Trini's Arm, mit der andern einen von den

---

*) Unordentliche Person. — **) Noch nicht.

kurzen Colletschößen des Schülers mit dem Sammtaufschlag, den Knopf in der Mitte und den gelben Hörnern zu beiden Seiten. So hielt sie sie fest und sie mußten bleiben; Rudi that es nicht ganz ungern; vielleicht noch weniger ungern Trini, denn die Neugier, zu erfahren, was Vreneli begegnet sein möchte, regte sich in Beiden, wenn gleich in verschiedner Weise — in dem Jüngling aus natürlichem Antheil für ein hübsches, kummervolles Mädchen, — in dem Mädchen aus gleichem Antheil, aber vermischt mit der geheimen und dämonischen Befriedigung des Unglücks, dem ein wo möglich noch beklagenswertherer Zustand gezeigt wird. Vreneli stand in Glück und Gaben hoch über Trini; was konnte ihr, der Lebensfrohen, begegnet sein, das sie zwang, wie eine Bittende über diese Schwelle zu kommen und Mutter Bäbi's verachtete Hülfe anzurufen? Gleich sollte sie es erfahren. Als Vreneli sicher war, daß der Schüler blieb und er und Alle sie vernehmen, hob sie an: „Gott verhüte mich, daß ich eine Hetsch wäre oder etwas Unehrbares zu bekennen hätte. Ein Unglück nur, und das ist nicht mir, sondern dem Aetti *) passirt. Aber es trifft mich mit und die Mutter und die jüngeren Geschwister, und uns Alle kann es vom Brode bringen, und den armen Aetti in Schmach und Schande dazu. Ihr wißt, er trägt Briefe und Postsachen; das hat er seit Jahren treu und ehrlich gethan — nie hat das geringste Stück, das durch seine Hände gegangen ist, gefehlt. Seit drei Tagen fehlt Eins. Ein Poststück von hohem Werth. Brief und Packet mit

*) Vater.

Geld, — ach mit Geldrollen, glaube ich. Es ist ihm abhanden gekommen. Er hat es angenommen in der Poststube, in seinem Buche steht es verzeichnet, aber verschwunden ist es, es ist nicht da. Noch weiß das Niemand. Aber kaum läßt sich's länger verhehlen. Alles haben wir im Stillen gethan, was möglich war, um das Verlorene wieder zu finden. Ausgesucht vom Boden bis zum Keller haben wir jeden Winkel unseres Häuschens, durchkrochen bei Tag und Nacht den Posthof und alle Poststuben und Hallen, und alle Diligencen und Wagen sogar, und die Ställe selbst. Und überall in allen Häusern, wo der Aetti den Tag über war, haben wir nachgefragt, verblümt und geradezu. Mancher nahm das übel und gab uns sauere Worte. Wir achteten das nicht und nahmen sie hin. Aber Alles vergebens; der Geldbrief blieb verloren. Kommt es nun an den Tag, daß er verloren ist, so sind wir mit verloren. Der, welcher ihn empfangen sollte, wird *ihn* erwarten und nächstens aufragen, oder hat schon angefragt. — Und dann ist unser Unglück fertig. Der Aetti kommt vom Brode und weil sie streng sind, die Herren, kann er eingesteckt werden. Großer Gott, die Schmach!" rief Breneli, die Hände ringend und von neuem ausbrechend in Thränen — „er überlebt sie nicht. Ein alter Mann ist er nunmehr — das bringt ihn in die Grube und uns Alle in Unehre. Wehe mir!" —

Breneli sagte das letztere in einem so herzzerreißenden Ton, sie weinte so heiß, so trostlos, daß Alle, wie sie im Stübchen waren, sich von ihrem Jammer ergriffen fühlten. Trini unterstützte liebreich die Wankende, Sami hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, Dursli streichelte, wie in mitfühlender Theil-

nahme und als wollte er die Betrübte trösten, ihren schönen Arm, der Schüler stand an einen Tisch gelehnt nachdenkend da, die Alte schüttelte den Kopf, nahm aus einer kleinen hölzernen Schachtel eine Prise Schneeberger und griff dann, ohne sich danach umzusehen, seitwärts nach einem Gesims, auf welchem ein Spiel krummer, unsauberer Karten lag. „Setz' das Tischli her, Trini," befahl sie. Dursli aber kam Trini zuvor und schleppte das verlangte Möbel herbei, welches Mutter Bäbi vor sich zurecht rückte. „Da haben wirs," sagte sie, „und nun soll Mutter Bäbi helfen, Mutter Bäbi, um die man sich das ganze Jahr nicht kümmert, und die Karte schlagen . . ."

„Es ist das letzte," entgegnete Vreneli aufrichtiger als höflich, „das letzte Mittel, Mutter Bäbi, das ich, ich allein für meinen Theil ergreife, die Andern wissen nichts davon. Aber der, der ertrinkt im Wasser, greift auch nach einem Strohhalm."

„So Jungfer! Meine Kunst ist also ein Strohhalm?"

„Sei, was sie sei, nur stamme sie von Gott und helfe mir, wo möglich."

„Lege sie einen Fünf und dreißiger dahin, Jungfer, da in den rothen Kreis auf das Tischli."

„Einen Fünf und dreißiger, Mutter Bäbi, fünfunddreißig Batzen — einen Thaler?"

„Nun ja, freilich — billiger nicht."

Vreneli griff in ihre Tasche und brachte eine in Papier gewickelte Münze heraus, die schon durch ihre Kleinheit bewieß, daß sie den Werth des Geforderten nicht habe. „Ach, Mutter Bäbi," sagte sie verlegen, „das sind erst fünf Batzen . . . ich

wußte nicht, daß Ihr so theuer, und mehr konnte ich nicht wegnehmen vom Wirthschaftsgeld der Mutter."

„Lumpending!" schalt die Alte und ließ die schon ergriffnen Karten auf ihren Schvoß fallen, hinter den Kater. Umsonst ist der Tod. Steht ihrem Aetti das Messer an der Kehle und will für fünf Batzen . . . Ei, so hole Dich . . . Was Anderes will ich Dir thun, als meine Karte schlagen."

„Erzürnt Euch doch nur nicht, Mutter Bäbi. Gebt mir Credit, ich bringe Euch das Uebrige nach . . . ja mehr noch, wenn Euere Karten uns helfen."

„Bah, Bah! so sprechen sie Alle in der Noth und hinterher denkt Keiner mehr an Mutter Bäbi."

„Hilfst Du denn aus der Noth?" fragte hier der Schüler, mit seiner weichen aber festen Stimme.

„Gelbschnabel!" rief das Weib zurück, mit einer Nasenspitze, die vor Zorn erbleichte. „Unreifer Range Du! Halt Dein Goschli;" ein weniger milder wurde sie aber, da sie sah, was der Jüngling jetzt that. Er griff in seine Brusttasche innerhalb des grünen Collets und zog sein Börslein hervor, das indessen ziemlich schlaff zu sein schien. Er nahm daraus ein Geldstück und verschloß das grünseidene Netz gleich darauf in der Hand, denn es brauchte Niemand zu sehen, daß es damit leer geworden war, daß er den letzten Inhalt herausgenommen hatte. Gleich darauf lag ein blanker schöner Fünffrankenthaler oder Fünfunddreißiger auf Mutter Bäbi's Kartentisch in dem rothen Kreise. Schnell streckte sie ihre krallenartigen Finger darnach aus, erfaßte es und das Geldstück war verschwunden. Sie wollte dann auch

nach Vreneli's kleinem Schatz greifen, den diese noch immer verlegen zwischen den Fingern hielt, aber rasch sprang der gescholtene Gelbschnabel dazwischen und verhinderte, daß sie ihn nahm.

„Satan!“ sagte Mutter Bäbi zwischen Zorn und Versöhnung und holte ihre Karten zum großen Werk unter Meuzli's Pelzwerk wieder hervor, während Vreneli nicht wußte wie ihr geschah und zweifelhaft war, ob sie des grünen Junkers Opfer würde annehmen dürfen oder nicht; sie öffnete den Mund zu Betheuerungen von Wiedererstatten und Dank, die Alte ließ sie aber damit nicht aufkommen, indem sie nach ihres Vaters Tauf- und Zunamen, nach seinem Alter, der Stunde seiner Geburt und ähnlichen Dingen fragte, über welche das geängstete Mädchen gewissenhaft und nach bestem Kennen Rede und Antwort gab. Alle diese Fragen waren gut gestellt für eine Kartenschlägerin, die das Zutreffen der Verkündigungen, die sie geben würde, wenig kümmerte, und welche nie verlegen war, späterhin unrichtig und richtig befundene Eröffnungen, nicht erfüllte Prophezeiungen und andere Mängel ihres Gewerbes dem schlimmen Einfluß höherer Mächte, dem Maleficum irgend einer bösen Karte, die unter den vielen guten war, zuzuschreiben. Damit beschwichtigte sie in der Regel klagende Reclamationen, und ein zufällig eingetroffener kleiner Umstand erhöhte den Ruf der prophetischen Gabe ihrer Schicksalsblätter wieder unverhältnißmäßig mehr, als zehn erweisliche Irrthümer demselben geschadet hatten. — Das wußte Mutter Bäbi und darum fürchtete sie nichts. Sie setzte jetzt ihre Brille auf, einen runden, sogenannten Nasenquetscher und vertiefte sich in die Karten, ihre Augen begannen zu leuchten, der Kater reckte sich

empor und in der That schien sie der Erde entrückt, wo anders mit ihrem Geist und in einer Art von dämonischer Entzückung. Vreneli's Augen folgten mit ängstlicher Spannung jeder ihrer Bewegungen. Trini näherte sich ihr während dem, nahm ihre Hand und sagte mit dem sanften und getreuen Ausdruck ihrer Mienen: „Du dauerst mich recht, Vreneli. Euere Lage ist entsetzlich, ich begreife sie, und wenn die Großmutter nicht entdeckt, wo Dein Aetti das Geld verlor, so wird es ein großes Unglück für Euch."

„Ein größeres für mich, als Du denken magst," rief Vreneli, wieder in Thränen ausbrechend, „o Trini, höre! Du weißt nicht Alles. Ich will Dir aber Alles sagen. Neben uns an wohnt ein Goldarbeiter, ein stolzer, reicher Mann, der den schönsten Laden hat unter der Laube. Sein Sohn Johannes geht nach mir und ich liebe ihn von Herzen und mit meiner ganzen Seele. Er will mich freien, aber Mühe, viel Mühe hat Hannsli gehabt, ehe es die reichen Eltern zugaben und verwilligten, sie thaten es endlich in Anbetracht meines schuldlosen Wandels und unsers Namens, auf dem kein Makel lastet. Wird nun aber mein Aetti seiner Stelle entsetzt und eingesteckt, oder kommt auch nur in eine schimpfliche Untersuchung — dann gute Nacht Johannesli — dann Adies, schmucker Goldschmiedssohn, — dann fahre hin meine Liebe — dann ist es aus — aus — aus mit mir — die Eltern gebens dann nimmermehr zu, daß er mich freit . . . O Trini!" —

Sie fiel schluchzend um Trini's Hals, die sie zu trösten versuchte, und war ganz außer sich. „Das ist ja eine Tüfelsgeschicht!" sagte Sami, voller Antheil und Leid, „da möchte man ja mit

Beinen hineinspringen und das eigene Leid drüber vergessen. Dursli heb mit einmal das Tuch auf, sei so gut."

Dursli sprang herzu und that wie er begehrte. „Dank Vetter," sagte Sami sehr freundlich; „ei wärest Du doch immer so!"

„Bin ichs denn nicht, Vetter?"

„Leider nein; heute sprichst Du ordentlich wie ein vernünftiger Mensch, meist aber blökst Du. Nun, morgen soll Dir Trini Dein Leibessen kochen."

„Und heute sprecht Ihr mit Unsereinem — meist sitzt Ihr stumm da," sagte Dursli.

„Thue ich das wirklich, Vetter?"

„Fragt nur die . . ." Er wies auf Trini. —

Jetzt klopfte die Alte mit ihrem knöchernen Finger auf den Tisch, nahm dann die Brille ab, wischte sie und setzte sie wieder auf. — „Jungfer Verene!" rief sie, „komme Sie her. Das Eckernhaus war Ihre Karte, nun die liegt gut. Es sind Hoffnungen vorhanden. Ein guter Freund wird ankommen, der eine wichtige Nachricht mitbringt. Sie wird einen Traum haben, der Ihr Alles zeigt, was Sie wissen will. Nach einem heftigen Zank wird Ihr Vater . . ." sie stockte und überflog mit dem Finger noch einmal die aufgelegten Kartenblätter.

„Nun mein Vater — was wird mit dem Aetti?" fragte Vreneli ängstlich.

„Das Verlorene wieder finden."

„Wirklich und wahrhaftig?" rief das Mädchen erfreut.

„So sagt's hier die Schellen-Zehne. Und noch eine Erbschaft dazu thun, verkündigt hier linker Hand die rothe Achte." —

„Eine Erbschaft? Ich wüßte nicht woher," sagte Breneli zweifelhaft, den Finger an die Nase gelegt. „Aber das wäre ja mehr, als wir verlangen. Nein, nein, die schenken wir, wenn nur der Geldbrief sich wieder findet. Aber wo soll er sich finden, Mutter Bäbi?"

„Einfältiges Schlämperli! denkst Du, der Tüfel flüstert mir das in die Ohren? Wenn er so gefällig wäre, wollte ich nicht wohnen in diesem Häusli, sondern hätte schon längst einen Erlbachs-Hof oder ein Wettenwylshaus. Geh hin, Du weißt nun genug für Deinen elenden Fünfunddreißiger.

„Ach, er gehörte ja nicht mir!"

„Und wenn der Fund gethan wird und die Erbschaft kommt, so vergiß Mutter Bäbi nicht etwa. Das bitte ich mir aus."

„Aber der Zank, Mutter Bäbi, der Zank, den der arme Aetti vorher haben soll? . . ."

„Wird nicht daran sterben. Geht's ohne Zank ab in der Welt? . . ."

„Er ist aber friedfertiger Natur."

„Um so schlimmer für ihn. Der Friedfertige hat den meisten Krieg, und wer immer gerüstet ist zum Kriege, hat Frieden." —

„Maam, Du sprichst wie ein Buch," fiel ihr der Schüler in das Wort, „und fließest wahrhaft über von Weisheit."

„Das denke ich. Im Vergleiche zu Dir, Kindskopf, bin ich freilich eine Art von Salomo."

„Zank," bemerkte jetzt nach einigem Nachsinnen Breneli mit betrübter Stimme, „Ach ja, jetzt weiß ich, was Ihr damit meint. Zank mit dem Postmeister kann's freilich geben. Er wird dem

armen Aetti furchtbar den Kopf waschen. Und dann der Empfänger des Briefes, oder der, an den er wenigstens adressirt war — auch er wird zanken — ach — und wie! Mir graust . . ."

„Das war's, Jungfer," sagte Rudolph, „wer sollte denn das Geld empfangen?"

„Weiß nit, hab's nicht gemerkt, aber im Buche steht's."

„So? Das zu wissen wäre freilich gut. Höre, Vreneli, darf ich noch einige Fragen thun? Dein Vater dauert mich; ich kenne ihn wohl — er hat mir auch schon Manches gebracht, so lange ich in Bern bin. Trinkt er wohl dann und wann ein Gläschen?"

„Selten, Junker, selten, denn wenn er es thut, steigt es ihm gleich zu Kopfe."

„Nun schau! War er den Tag in einem Gasthaus oder in einer Pintenwirthschaft, als das Packet abhanden kam?"

„Ja, aber nur kurze Zeit — und wir fragten dort schon Alles aus."

„In welchem?"

Vreneli bezeichnete das Haus.

„Und wen traf er da, wer kam dazu, mit wem trank Dein Aetti?" fragte der Schüler weiter.

„Unnützes Gefrage!" rief Mutter Bäbi von ihrem Stuhle her.

„Ruhig jetzt, Alte! Vreneli, antworte mir."

„Thu' es nicht, Meitschi. Eitles Geplauder. Du weißt schon, was Dir zu wissen Noth thut. Denk' an den Zank, an den Traum, an die Erbschaft . . ."

„Vreneli, wer war Deines Vaters Gesellschaft, als er seinen Schoppen trank?“ fragte der Jüngling noch einmal ernst und bestimmt.

„Es waren nur zwei Bürger da, rechtliche Herren; ein Hutmacher aus der Kreuzgasse und ein Schneider vom Zeughausplatz. Der Dritte war ein Fremder, ein Welscher, Herr Vicelli nannte ihn der Vater.“

„Kam Euch noch nicht der Gedanke, daß er bestohlen worden sein könnte.“

„Er kam uns wohl, Junker, aber wir wagten nicht, ihn laut werden zu lassen. Es müßte in der Pintenstube geschehen sein, sonst nirgends. Aber der Hutmacher — aber der Schneider . . . nein — nein, und der Herr Vicelli — ich habe ihn gesehen seitdem — ist ein Mann mit so wüstem Bart und so grimmig, daß ich erschrocken war und zitterte und bebte. Eher wollte ich unsern Herrn Schultheißen — Gott verzeihe mir's — eines Diebstahls anklagen, als den; — ich dächte, er schmetterte mich in die Erde — er vernichtete mich mit seinen Blicken . . .“

„Hu!“ sagte Rudolph, seine Hände reibend. „Vicelli — Vicelli — mir ist, als hätte ich von dem schon gehört. — Der mir die Stiefel putzt, weiß immer Geschichten . . . und dann und wann merk' ich drauf. Man hat freilich mehr zu thun . . . Aber Vreneli — werthe Jungfer — darf ichs sagen?“

„Was denn?“ fragte Vreneli ängstlich.

„Ihr seid bestohlen. Ihr seid bestohlen. Ein Packet — eine Geldsumme, wie die verlorne, verliert sich nicht und — wer Euer Dieb ist, ich . . . ich weiß es . . .“

„Ihr wißt es?“ schrie Vreneli mit heller Stimme auf.

„Nun schau mir Einer den Dolderbueb!“ schalt Mutter Bäbi; „was er dem Meitschi in den Kopf setzt . . . Glaub' nicht Ein Wort, Meitschi. Nichts weiß er.“

„Das ist wohl wahr — ich ahne nur, ich vermuthe nur...“ sagte der Schüler und strich mit der Hand über seine Stirn, die sich fast in Falten legte.

„Da hörst Du's. Mach' Dich jetzt fort und danke Gott, daß Du den Zank, den Traum und die Erbschaft hast... billig genug!“

Vreneli aber starrte mit brennenden Augen auf den Jüngling, dann stürzte sie vor ihm auf die Knie und umfaßte die seinigen. „Wenn Ihr uns rettetet, Junker!“ rief sie „uns retten könntet, ich wollte den Staub küssen von Eurem Stiefel...“

„Um Gott, Meitschi, steh' auf,“ sagte der Schüler. „Willst Du knien, so geh' und thue meinethalben einen Fußfall vor Dem, an den das Geld gerichtet war, daß er eine Weile noch schweigt. Vielleicht ist's ein reicher Kauz, ein Mann, dem es auf ein Paar Tage auf oder ab — oder auf ein Paar hundert Kronen nicht ankommt. Versuche dein Heil — ich will gleichfalls sehen — ja ich will's, Dir zu Gefallen und weil Dein Lebensglück auf dem Spiele steht . .“

„Was wollt Ihr, Junker!“ fragte Vreneli, sich erhebend.

„Frage mich nicht. Aber in ein Paar Tagen, wenn etwa nur der Zank, aber nicht der Traum und die Erbschaft wahr geworden sind — dann sprich hier wieder vor und frage weiter. Mutter Bäbi weiß dann vielleicht noch andern Rath.“

„Ja, wenn Du wieder einen Fünfunddreißiger zu viel hast," sagte diese.

„Zu viel hatte ich ihn just nicht, doch jetzt läbit wohl."

Damit ging der Schüler zur Thür hinaus und verschwand aus Haus und Garten. Man sah ihn noch ein Weilchen, leicht wie ein Hirsch, von dannen eilen.

---

Es dürfte wohl Zeit sein, dem Leser zu erklären, welche Bewandtniß es mit dem Soldatenwesen der bernischen Schüler hat. Mit Ausnahme der an der Hochschule Studirenden sind sie Alle uniformirt, von den Jünglingen des Gymnasiums herab bis zu den sechs- und achtjährigen Knaben der Elementar- und Waisenschulen. Sie sind eingetheilt in Compagnien und Divisionen und haben ihre eigenen Offiziere, zu denen die Größten und Gewandtesten gewählt werden; wirkliche eidgenössische Offiziere aber unterrichten diese in den Waffen und in den verschiedenen Uebungen des Soldaten, sogar in allen Theilen des Artilleriewesens. Sie haben ihre Kanonen, die sie bei der Inspection, welche alljährlich einmal von Seiten der Cantonalbehörde durch Offiziere über sie gehalten wird, oder bei den Feldmanoeuvre's, die öfters vorkommen, trefflich zu bedienen wissen. Alle Handgriffe des Ladens, der Abfeuerns, der Reinigung ihrer Stücke, der Bespannung derselben, haben die jungen Artilleristen inne, freilich müssen sie selbst sie ziehen, und die Geschütze sind von etwas geringerem Kaliber als die gewöhnlicher Kanonen, ebenso wie die Gewehre der Linientruppen nicht ganz das Gewicht ordi-

nairer Musketen haben. Verschiedene Stimmen, vorzüglich die deutscher Pädagogen, sind gegen diese kriegerische Ausbildung der studirenden Jugend und finden, daß die Waffenübung zu sehr zerstreue und abzöge von den ernsteren und weniger belustigenden Dingen, die der Knabe und Jüngling zu lernen hat, und daß das immerwährende Tragen einer schmucken und wohlkleidenden Uniform die Eitelkeit und den Dünkel junger Bursche nur befördern könne. Erwägt man aber, daß in der Schweiz Jeder, der die Waffen tragen kann, dem Gesetz zu Folge, Soldat und zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet ist, daß daher eine frühe Bekanntschaft mit den Waffen und die Uebung in deren Gebrauch nicht allein Knabenspiel, sondern von ernsterer Bedeutung ist und einen gediegenen Zweck hat, daß diese Uebungen, welche, unbeschadet der wissenschaftlichen Studien, nur Hand in Hand mit diesen gehen und dabei viel beitragen, den Körper gewandt und kräftig zu machen und die Seele zu erheitern, sieht man endlich die grünen Schüler, sogenannt von der grünen Farbe ihrer Uniformen — der größten Anzahl nach kräftige, gesunde Knaben und Jünglinge, denen Muth und Lebenslust aus den Augen lacht, mit ihrem offenen und freundlichen Wesen, welches die glückliche Mitte hält zwischen männlichem, freiem Auftreten und bescheidenem Zurückhalten, so kann man denjenigen Institutionen nicht gram sein, welche diese angenehme Erscheinung hervorriefen.

Es läßt sich vermuthen, daß die vornehmen Fremden, welche gestern an der Aar lustwandelten, sich, nachdem sie in ihr Hotel zurückgekehrt waren, von irgend einem Ortskundigen Aufschluß ertheilen ließen über die ihnen unterwegs aufgestoßenen Räthsel

und auch über die grünen Schüler. Denn der Naturforscher, der Alles approximativ ergründete — ach — und welche Weisheit gehört hierzu nicht schon! konnte sich unmöglich mit der unlogischen Erklärung des Gassenbuben in Betreff dieses Punktes begnügen. Dem sei übrigens wie ihm wolle, so viel scheint historische Thatsache, daß am Morgen nach jenem ereignißreichen Abend bei Mutter Bäbi — es war ein Sonntag-Morgen — einer der am Gymnasium angestellten Lehrer in seinem Cabinet saß und Exercitia corrigirte. In diesem traulichen Geschäft ward er durch sein Söhnchen gestört, welches kam, um dem Papa zu melden, daß ein Schüler draußen sei, der ihn zu sprechen wünsche. „Laß ihn hereinkommen," sagte der Professor. Und als er sich nach einigen Minuten umschaute, fuhr er fort: „An Sie dachte ich doch eben, Wytt, mit Ihnen beschäftigte ich mich. Lupus in fabula. Was wollen Sie?"

„Ich kam — ich wollte . . ." entgegnete ein wenig verlegen und stockend der hochgewachsene junge Mensch, der an der Thüre stand und sein Mützchen in den Händen drehte, während ein höheres Roth seine frischen Wangen übergoß . . .

„Nun?"

„Ich wollte den Herrn Professor bitten, mir ein kleines Anleihen zu machen, da mir das Geld ausgegangen ist und ich dessen eben bedürftig bin."

„So! Ei das klingt gut! Schämt man sich nicht? Borgen will man? Geld ausgegangen sein? Ei! Ei! Ei! Ei!" sagte der Professor mit sehr bedenklicher Stimme, indem er sich in den Haaren kraute.

„Darum, lieber Herr, weil ich doch weiß, daß für unvorhergesehene Fälle meine Mutter mich an Sie gewiesen und Sie gebeten hat, mich im Nothfall sogar mit Geld zu versehen.“

„Weiß man das? Im Nothfall? nun ja, kann sein; aber wäre doch begierig zu wissen, wo hier der Nothfall steckt? Die Mutter ist eine brave Frau, eine gute Frau, eine vernünftige Frau, bis auf Einen Punkt, und der Punkt ist man.“

„Ich, Herr Professor?“

„Ja.“

„Ich wäre ein Punkt?“

„Ja! Ja!“

„Wenn ich ein Punkt bin, so bin ich wenigstens kein mathematischer.“

„Aber ein naseweiser,“ schalt der Professor. „Das kommt davon. Wie alt sind Sie?“

„Siebenzehn Jahre und ein halbes.“

„Das halbe konnte wegbleiben.“

„Wegbleiben?“

„Ja!“

„Du lieber Gott, dann hätte ich sterben müssen an meinem Geburtstag.“

„In der Antwort, wegen ich. Bursche Ihres Alters, wenn sie in der Stadt eine Lehranstalt besuchen, gibt man sonst in eine Pension unter Aufsicht irgend eines geneigten Mannes; Sie, Wytt, wohnen zur Miethe wie ein Student und sind außer den Stunden ihr eigner Herr. Das taugt nichts.“

„Sind Sie unzufrieden mit mir, Herr Professor?“

„Das will ich gerade nicht sagen; Ihre Censuren sind gut, Sie machen Ihre Arbeiten wacker, sind unter den Ersten in Prima und werden nach Selecta kommen Michaelis. Ich hatte da eben noch einen Aufsatz von Ihnen, einen deutschen — und freute mich darüber. — Wenn nur Alles eigne Fabrik ist."

„Ach, Herr Professor!" rief Rudolph . . .

„Halt! Haben wir ihn gefangen? Haben wir ihn? Nun — nur gestanden! Den Kopf solls nicht kosten. Das dachte ich doch gleich! Diese Schärfe des Urtheils, dieser Schwung der Phantasie, diese Schönheit der Diction . . . Dieser logische Zusammenhang der Gedanken . . . das war gestohlen. Nun, aus welchem Autor denn?"

„Ach, Herr Professor!" sagte der Jüngling noch einmal, hocherröthend und machte eine Bewegung, als wollte er die Hand des Professors ergreifen. Dieser aber stellte sich ihm mit ausgespreizten Fingern entgegen. „Nichts da!" rief er, „offenes Bekenntniß kann hier noch allein — aufrichtige Reue — das Gelöbniß, es nie wieder zu thun . . ."

„Das kann ich nicht leisten."

„Verstockter Mensch, warum nicht?"

„Weil ich den Aufsatz selbst schrieb, kein Wort davon stahl, aus meiner Seele floß er." Er sagte dies mit einer Stimme, die nicht den geringsten Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit ließ, mit Augen, welche vor Freude lächelten. Der Professor prallte zurück. „Nun ja," sagte er, „es ist ja möglich . . . ich wollte zur Probe nur . . . o, Fehler finden sich genug in dem Wische; unreife Ansichten, übertriebene Bilder, selbst grammatische Schnitzer. Ich

werde das in der Stunde noch weiter deduciren. Jetzt der Nothfall. Geld will man? He! warum?“

„Weil ich keines habe.“

„Und dieses Nichtshabens nichtige Ursache?“

„Weil die Mutter mich diesmal vergessen hat. Der Termin war bereits vor- und vorvorgestern, aber sie schickt nichts. Nun hat sie große Zahlungen an ein hiesiges Waarenhaus zu machen, und da denke ich, wird sie beides zusammen abthun wollen, und läßt mich darum warten.“

„Geht das Geschäft der Frau Mutter gut?“

„O ja, lieber Herr, ich denke es.“

„Wie viel gibt sie Ihnen des Jahres!“

„So viel als ich brauche.“

„Großer Gott! so viel . . . als man will . . .?“

„Ja . . . ja!“

„Meine Frau Muhme ist toll!“ rief der Professor.

„Ich glaube doch nicht.“

„Solch ein bodenloses Vertrauen in einen Burschen von siebenzehn Jahren zu setzen!“

„Ich muß es doch noch nicht getäuscht haben.“

Der Professor sah ihn lange mit einer Art von Achtung, ja Verwunderung an. „Nein doch, nein,“ sagte er dann, seine Hand erfassend, „das will ich auch nicht gesagt haben. Es fällt mir nicht, dieses gesagt haben zu wollen oder Einer zu sein, der da dieses sagen wollen würde. **Futurum conditionale.** Schwierig. Wie würden Sie es im Griechischen ausdrücken?“ —

Rudolph sagte es rasch.

„Bravo. Und in gutem lateinisch?"

Die Antwort erfolgte.

„Und hebräisch?"

Ebendesgleichen.

„Und Englisch? Italienisch? Französisch? So recht. Die neueren Sprachen sind leichte Waare. Jetzt wollen wir den Satz in eine Frage umwandeln: Werde ich Einer sein, der dieses gesagt zu haben wollen würde?"

Als der Schüler auch dies in sechs Sprachen übersetzt hatte, klopfte ihm der Lehrer zufrieden auf die Schulter. „Gut, gut," sagte er lächelnd, „man ist in der That nicht der Schlechtesten Einer, mein lieber Wytt, ja, ich darf Sie wohl unseren Besten beizählen. Doch das influire nicht etwa nachtheilig auf Ihre Bescheidenheit. Auch körperlich gedeihen Sie; Sie sind ein stämmiger, nicht unebner Bursch und, wie es scheint, gesund wie eine Ecker. Diese kostbare Gesundheit des Leibes und der Seele erhalten sie, so viel an Ihnen liegt. Mißbrauchen Sie die Freiheit nicht, die Ihre allzunachsichtige Mutter Sie genießen läßt. Daß Sie solches ein wenig thun, habe ich leider Ursache zu glauben. Gestern Nachmittag — ich ging eben mit meiner Gemahlin ein wenig spazieren, um frische Luft einzunehmen, als ich Sie in ein Haus schlüpfen sah, in ein Haus, das . . . welches nicht im besten Rufe steht . . ."

„Nicht?" sagte der Jüngling erröthend.

„Aha! Man erröthet! Ja, nicht im besten Rufe, so versichert meine Magd, die tugendhafteste Person unter der Sonne. Gärtnersleute, Gemüsehändler, oder dergleichen, sollen es bewoh-

nen — eine alte Frau, welche die Karte schlägt, eine Dirne, die . . ."

„Um Vergebung, Herr Professor, fiel hier der Schüler schnell ein, die gewiß so tugendhaft ist, als Ihre Magd; ein ordentliches, stilles, gutes Mädchen ist dem Gärtner seine Tochter."

„So? Sie hat einen guten Advokaten. Nun, also man ist geständig, in diesem Hause gewesen zu sein; wird man auch gestehen, was man daselbst machte?"

„Wenn Sie befehlen," entgegnete Rudolph Wytt nach einigem Besinnen.

„Nein, ich bitte nur und hoffe, man wird eingedenk sein, daß eines Lehrers Bitte immer Befehl ist."

„Also, Herr Professor, ich machte den Versuch, einen Blödsinnigen, ein Art von Cretin, den Verwandten des Gärtners, der zu Zeiten wild und unbändig ist, durch überzeugende Gründe wieder zur Ordnung zu bringen. Es geschah nicht unaufgefordert."

„Sie redeten dem Cretin ins Gewissen?"

„Ja . . . ja!"

„Bedienten sich dabei hoffentlich der Grundprinzipien meiner Moralphilosophie, nach welcher ich vortrage?"

„Freilich wohl."

„Und es half?"

„O, es wirkte unendlich, der böswillige Narr wurde so zahm wie ein Lamm."

„Ward er? O, welch ein Triumph! Selbst auf solche Naturen üben meine Satzungen eine unwiderstehliche Gewalt! Wytt, Sie sind wirklich ein braver Jüngling. Sprachen Sie

fließend, rasch und mit jener Kraft des Vortrages, welche nöthig ist, wenn die Wirkung vollkommen sein soll?"

„Meine Ueberzeugungsmittel waren rund, doch zugleich lang, und am Ende mit einigen Knoten versehen," antwortete zögernd der Schüler.

„Knoten?"

„Ja."

„Rhetorische Knoten, wollen Sie sagen. Sie bedienen sich eines kühnen Bildes, Wytt, indessen es mag einmal hingehen. Diese Knoten sind gewissermaßen die Culminationspunkte, in welchen die einzelnen Gedankenstrahlen zusammenlaufen, sich noch einmal verknüpfen und so, gehörig applicirt, einen wahrhaft schlagenden Effect hervorbringen müssen."

„Einen schlagenden — ja wohl!" sagte der Schüler leise.

„Nun sehen Sie, fast hätte ich Lust, das schöne Werk zu vollenden, welches Sie doch nur angefangen haben können, und den wilden Cretin durch einige moralische Vorträge vollends zu bessern. Ja, ja, so will ich, ich werde das Haus besuchen."

Der Schüler murmelte etwas vor sich hin, worauf der Professor viel sanftmüthiger als zu Anfang fortfuhr: „Wie viel Geld braucht man denn, mein lieber Wytt. Ich bin nicht abgeneigt in Rücksicht auf die Frau Mutter, deren Aeltervater der Stiefbruder von dem Schwager meiner Großmutter gewesen ist. Ich könnte Sie daher Vetter heißen . . ."

„Es wäre mir eine große Ehre . . ."

„Ja, ja, eine zu große und solche **Familiaritas** thut nicht gut zwischen Lehrer und Schüler. Es bleibe daher beim Alten.

Wie viel wünscht man und auf wie lange? Dort liegt ein Blatt Papier und eine Feder. Man tunke letztere ein und schreibe einen Empfangschein auf die Summe nieder, die man wünscht. Das aber sage ich, über zwanzig Schweizerfranken darf sie sich nicht belaufen. Ich werde dictiren."

Der Primaner nahm die Feder und schrieb, was der Professor dictirte; nur den Betrag der Anleihe blieb ihm zu bestimmen überlassen, er nannte scheu die Summe, die Jener nicht überschritten haben wollte und empfing sie, als Alles richtig gemacht und in Ordnung war, ausgezahlt. Es geschah das letztere unter mancherlei recht heilsamen Ermahnungen. Der Schüler steckte froh das Geld ein und wollte sich gehorsamst empfehlen, als der Professor noch sagte: „A propos mein lieber Wytt, wie steht es denn mit dem Exercitio der lieben Musik? Ich weiß, daß die Frau Mutter darauf hält und Ihnen sogar ein prächtiges Instrument hier gekauft hat. Hoffentlich üben Sie sich brav in den Mußestunden?"

„Je nun," entgegnete Rudolph und zuckte ein wenig die Achseln. „Nicht zu viel eben, lieber Herr."

„Die Frau Muhme, als sie zuletzt hier anwesend war, meinte, man spiele gut und habe eine Stimme im Gesang, die nicht schöner sein könnte — wollte ich sagen . . . die leiblich wäre. — Wäre doch meinerseits neugierig, diese Data zu prüfen und bei der Gelegenheit auch das Instrument kennen zu lernen, welches aus der ersten Werkstatt hier sein soll. Ich selbst," fügte er lächelnd hinzu, „spiele ebenfalls ein wenig; zwar ganz unbedeutend, aber doch so, daß es schwer halten dürfte, Jemand zu finden, der besser

zu spielen sich zu rühmen den Muth haben möchte. Man übersetze! Man kehre die Periode um und formire eine Interrogatio daraus."

Nachdem auch dies mit Verbrauch einer guten Viertelstunde in sechs Sprachen geschehen war, entließ der Professor den Schüler mit der angenehmen Verkündigung, daß er nächstens ihn aufsuchen würde, um sein Fortepiano zu probiren. —

„Ein Glück," dachte Rudolph auf der Straße, „daß die Erfüllung einer Verkündigung nicht immer gleich auf dem Fuße folgt. Sollte es wohl schwer sein, Jemand zu finden, der besser zu spielen sich zu rühmen den Muth haben möchte? Ich glaube es kaum. — Gut, daß ich wieder Geld habe, eine leere Tasche macht unbehaglich. Macht eine leere Tasche unbehaglich?" fuhr er — einmal in der Uebung des Interrogirens fort und übersetzte dann diese kitzliche Frage in sechs Sprachen. Als er sie in eben so vielen Sprachen mit: Ja! beantwortet hatte, seufzte er aus seinem frohen und unschuldigen Herzen auf. „Ich stecke," so gestand er sich, „ganz verdammt in der Patsche. Ein Heer von Schrecknissen umringt mich. Kommt der Professor hinter meine rhetorischen Knoten — kommt er, bei mir zu spielen und findet nichts — schickt der Kaufmann noch einmal und die Mutter nicht . . . muß ich mich mischen in Vreneli's Trauergeschichte — ach, und ich muß — ich habe es quasi versprochen . . . so . . . so kann leicht der Fall eintreten, daß ich verloren bin . . ."

Er ging dann nach Hause und schrieb folgenden Brief an seine Mutter:

„Liebe Mutter!“

„Du kennst den langnasigen, dünnen, spitzen, stutzerhaften „Monsieur Louis, Herrn B..'s Handlungslehrling, einen fatalen „Burschen, dem ich gerne einmal bei Gelegenheit eine Ohrfeige „gäbe. Dies beiläufig gesagt, vielleicht empfängt er sie noch „vor den Ferien, welche nächsten Donnerstag angehen, und in „denen Du mir erlaubt hast, eine Reise in das Oberland zu „machen. Die Erlaubniß gabst Du, werthe Mutter, aber die „Mittel bis jetzt nicht. Monsieur Louis also war bei mir im „Auftrag und mit einem Empfehl seines Lehrherrn, und ob Du „nichts an mich für ihn geschickt hättest? Wenn kein Baares — „vielleicht Wechsel oder Anweisungen? Der Termin sei verlau-„fen und Herr B... habe große Zahlungen zu machen nach Genf, „wo Monsieur Louis her ist und wo sie nie genug kriegen können. „Ich wurde feuerroth, Mutter, denn ich weiß, daß Du um Johan-„nis dem Herrn B... Zahlungen machen wolltest. Woran liegt's, „meine Alte, daß Du säumig bist? Ei, ei! das ist nicht fein „von Dir! Weiß ich doch, daß Du wohlhabend bist und zahlen „kannst. Das wissen aber nicht Alle, und Monsieur Louis machte „ein so impertinentes Gesicht, als hättest Du schon Fiasco „angesagt, ein Gesicht, welches mir in die Glieder fuhr, so daß „ich ihm aus Versehen an der Treppe einen kleinen Stoß gab, „und ich glaube, er fiel hinab. Das waren die Präliminarien „zur Ohrfeige. Und so eben habe ich bei Deinem Herrn Vetter, „dem Professor, zwanzig Schweizerfranken auf acht Tage, gegen „Handschrift, geborgt. Denn ich hatte nichts mehr, o Mutter! „Den letzten Fünfunddreißiger gab ich gestern Abend für eine

„sehr wichtige Lection in prophetisch-magischer, supernaturalistischer,
„chiromantisch-abakadatrischer Wissenschaft hin. Du wirst wissen,
„was das ist. Michaelis komme ich nach Selecta, Mutter; dort
„noch ein Jahr und dann werde ich Student. Uebrigens brauche
„ich ein neues Collet, die alten werden zu eng, und ich muß als
„Lieutenant meines Zuges immer ein hübsches tragen. Das
„siehst Du ein, denn Du bist ja eine Frau voller Einsicht.
„Eröffne Kraft derselben bald die Aussicht auf bessere Zeiten
„Deinem Rudi." —

Dieser Brief ward addressirt: „An die verwittwete Frau Wytt, Leinwandhändlerin in Nidau . ." und dann trug ihn der Schreiber selbst zur Post.

Jeder, der in Bern war, wird sich des sogenannten Zytglockenthurmes erinnern. Derselbe steht im Centrum der Stadt, in ihrem Mittelpunkt, da, wo sich alle ihre Hauptstraßen vereinigen, durchkreuzen. Früher, als die Stadt noch von geringerem Umfange war, lag er in ihrer Grenzlinie, in der Stadtmauer, und bildete eines ihrer Thore; jetzt ist er noch immer eine ihrer Zierden; unter seinem Thorgewölbe sieht er die Generationen hinwandeln; eine nach der andern stand seit Jahrhunderten vor ihm und betrachtete mit lächelndem Erstaunen den schönen Mechanismus seines kunstreichen Uhrwerkes: den Hahn, welcher mit lauter Stimme kräht und bei dem Glockenschlag jeder Stunde mit seinen Fittigen schlägt; den, auf einer Art von Thronstuhl sitzenden Mann, welcher seinen Zepter emporhebt mit jeder Schwingung des Uhrhammers, während eine Gesellschaft von Rittern, mit einigen Bären vermischt, aus einer Nische hervortritt und

eine Art von Rundtanz um den Sitzenden hält, bis sie auf der andern Seite wieder in der Mauer verschwinden; dazu zeigt sich das grund-wunderbare Zifferblatt, mit hundert messingenen Kreislinien und Elypsen, die Geheimnisse der Zeit und der Ewigkeit in sich verschließend, die Erd- und die Himmelsgesetze. Was Wunder, daß der Thurm, der auf einem freien Platze steht und dessen immer offenes Thor nach den beiden großen Hauptstraßen hingeht, viel angeschaut wird, namentlich von Fremden, und daß stets ein reges Leben in seiner Umgebung stattfindet. Ganz vorzüglich ist dies aber um die eilfte und zwölfte Stunde der Fall, wenn die Collegien der Hochschule, die Classen des Gymnasiums und aller der Schulen geschlossen werden, welche die „Grünen" bevölkern. Da stehen sie an der Ecke der Schwibbogen, die von einer der Seitenstraßen bis an den Thurm hinaufführen und sich mit ihm verbinden, die hübschen, kurzrockigen Schweizerstudenten, das Abbild ihrer deutschen Brüder in Kleid und Wesen, und halten Berathungen oder Musterungen über die Vorüberwandelnden — da stehen und gehen sie, die schlanken Grünen, die durchaus eigenthümlich sind in ihrer äußeren Erscheinung und jenseit des Bodensee's ihres Gleichen nicht haben; wer nicht zu eilig hat, verweilt wenigstens einige Secunden, denn der Schrei des Hahnes wird laut oder man trifft diesen und jenen Bekannten; da zeigen sich die Fremden, die Touristen mit ihren Reisebüchern oder Lohnbedienten; der nichts bewundernde Britte, der hastige, geringschätzende Franzose wirft doch wenigstens einen Blick empor zum Mechanismus, und wäre es auch nur, um ihn zu verachten. Der sinnige Deutsche, der jedem gern sein Recht

gewährt, ist an dem gutmüthigen Erstaunen zu erkennen, womit er dasteht und das Wunder betrachtet. Dabei ziehen holde und unholde Meitschi in schwarzen Sammtmiedern mit Silberketten und schneeweißer Brustwäsche, auf ihren blonden Häuptern das Berner Hütchen oder die Spitzenhaube, durch das muntere Gedränge; hier schreitet der Senn von den hohen Alpen, in der Hand das Horn, mit welchem er den Wiederhall der Firnen und der Felswände weckt, das Geläut der mächtigen Emmenthäler Heerdeglocken ertönt und verschlingt in seinem melodischen Gebrause jedes andere Straßengeräusch, selbst das Mittagsgeläut des Münsterthurms, und die gewaltigen Thiere, welche damit umgürtet sind, schreiten langsam und feierlich in unabsehbarer Linie durch die Stadt, die sich an ihrem Anblicke ergötzt; Eilwagen rollen; sie gehen ab und kommen in großer Zahl an zu dieser Stunde; Soldatenabtheilungen ziehen vorüber, Verkäufer, Städter und Landleute treiben sich bunt durcheinander, genug, es wimmelt und lebt unter dem Zytglockenthurm, er ist das Herz von Bern. — Eben krähte der Hahn und schlug mit seinen Flügeln, der Hammer der Uhrglocke im Thurm erhob sich schrillend, der Potentat auf seinem Lehnstuhle begann den Kopf zu drehen, den Zepter zu neigen und die Vasallen fingen ihren Kreistanz an; in den Planetenkreisen zuckte und spukte es, das ganze seltsame, mittelalterliche Kunstwerk erwachte zu seinem Räderleben, und unten stand ein Herr mitten im Volksgewühl und betrachtete den Mechanismus mit einem Lächeln, welches die vollkommenste Zufriedenheit ausdrückte, ja, mehr als das: Begeisterung, Andacht. Es war ein Mann mittlerer Jahre, wohlgekleidet in seinem braunen

Reiseoberrock und in den Händen eine goldne Tabatiere, aus der er von Zeit zu Zeit eine Prise nahm. Sein Haupthaar war blond, spärlich, sein freundliches Antlitz, obwohl mit unterschiednen Falten versehen, doch ohne die entstellende Zuthat eines Bartes. Desto stärker war derjenige seines Gefährten, der ihn zu geleiten und ihm die Merkwürdigkeit des Thurmes zu erläutern, auseinander zu setzen schien. Sie redeten Beide französisch, doch mit fremdem Accent, bei dem Blonden hörte sich Deutschland, bei dem andern, Schwarzen, Italien durch. „Jetzt, mein Herr," sagte der Bärtige, in dessen dunkles Haar schon viel weißes gemischt war, „wollen Sie erlauben, daß ich Sie nach dem Museum führe, wo die interessanten Reliefs des Hochgebirgs zu sehen sind . . . Auch findet so eben eine Ausstellung von Gemälden statt — wohin sich die Fremden drängen . . ."

„Nicht doch," antwortete der Blonde, „nicht doch, mein lieber Herr Lohnbedienter! Dahin werde ich nicht allein gehen, sondern nur im Gefolge von Monseigneur. Auch sind mir jene Dinge, aufrichtig gesagt, ziemlich gleichgültig. Lieber Himmel, — ich habe in meinem Leben so viel gemaltes Zeug gesehen, so viel bunte Leinwand . . . Hier aber erblicke ich ein Kunstwerk, welches meinem Herzen ein Labsal ist in diesem Lande. Ich sehe mit unaussprechlichem Vergnügen in der Hand jener majestätischen Figur dort oben, ein Ding, das wie ein Zepter aussieht. Er, der Herr sitzt, die Andern tanzen um ihn herum, sie bewegen sich auf seinen Wink, wie die Welten um den Thron Gottes, wie Trabanten um ihren Planeten, wie ein Hof um die allerhöchste Person seines Monarchen. O, das thut wohl . . . Eine Priese, Herr Vicelli?"

„Ich begreife das," sagte der Lohndiener, eine Priese nehmend, „ich begreife das, mein Herr Secretair, und liebe Sie darum, auch der Herr Graf liebt Sie?"

„Der Herr Graf," entgegnete der Secretair, indem er einen besonderen, fast höhnenden Nachdruck auf dieses Wort legte und dabei über die Schulter sah, — „der Herr Graf liebt mich nicht, aber er ist mir gnädig gewogen, etwa so, wie ich Ihnen, Herr domestique de place, gewogen bin . . ."

„Ah so! verzeihen Sie, Monseigneur!"

„Ich bin kein Monseigneur. Wenn Sie, Herr Vicelli, unser Courier sein wollen auf der Weiterreise — und der Herr Graf hat allerdings Lust, Sie dazu anzunehmen, so müssen Sie jedoch die Formen der hergebrachten Etikette ein wenig besser beobachten. Werde ich zum Beispiel „gnädiger Herr" genannt, so gibt mir das einen eben so schmerzlichen Stich in die Seele, als wenn ich meinen Gebieter „Monsieur" nennen höre — oder," fügte er leise murmelnd hinzu, „Herr Graf nennen muß."

„Alles nach Ihrem Wunsche, mein Herr."

In diesem Augenblicke wanderte wieder ein Trupp schlanker Grünjacken, mit Hörnern, Granaten oder Sternen auf dem Schooß ihres Collets, und ihre Bücher unter dem Arm, vorüber, als Einer von ihnen, dicht beim Ausgang der Arkade, leise beim Arm berührt ward. Diese Berührung kam von einem Menschen, der auf den Stufen der Arkade saß oder kauerte, mit einer Menge von Stiefeln beladen; er wies zugleich schlau lächelnd, mit einer fast unmerkbaren Bewegung seines Zeigefingers, auf die beiden unfern von ihm stehenden Fremden und flüsterte dem Grünen zu: „Der ist's."

„Vicelli?" fragte der junge Mensch hastig, indem er stehen blieb.

„Ja."

„Welcher denn?"

„Nun, Junker, Sie werden doch, beim Teufel, nicht denken, der fromme Deutsche wär's? Der Andere, der mit dem Banditengesicht und dem Strupelkopf! sieht der Kerl nicht aus, als wäre er dem Schallwerk entsprungen?" Zischelte der Stiefelwichser.

„Wahrlich," athmete Rudolph erschrocken.

„Sie haben ihn nun gesehen?"

„Ja doch."

„Mein Trinkgeld . . ."

„Morgen." —

Damit ging der Schüler seines Weges und Jener murmelte vor sich hin: „das hieße bei zehn Anderen so viel als: nie Nichts! Aber der ist gut. Und gäbe er mir auch diesmal nichts, ich dürfte nicht klagen. Was ich an und auf mir habe, kommt ja von ihm. Es ist ein scheneröser Bursche, der Mosje Wytt. Und ein hübsches Kerli nebenher — ich will Glanz machen mit einer Fettbürste, wenn er nicht der schmuckste ist von Allen, welche die grüne Jacke tragen in Bern."

Der so Gepriesene suchte seinen Mittagstisch in der obern Stadt auf und schlug erst dann wieder den Weg nach seiner Wohnung im Altenberg ein. Er war ernst stille, weniger lustig als gewöhnlich, auf seiner schönen hellen Stirn lag eine Wolke. Werde ich mich rühmen dürfen, Einer zu sein, der da handeln zu wollen sich entschließen möchte? — sagte er vor sich hin und

lächelte dazu ein wenig. Dann versuchte er diese Frage in sechs Sprachen zu übersetzen und war etwa eben bei der vierten, als er unter dem Nydeckthor durchging und hier durch Mutter Bäbi in seiner gelehrten Beschäftigung gestört wurde.

„Hoho!“ rief die Alte hinter ihren Körben hervor, „man grüßt sein bekannte Lüt' wenn man vorbeigeht und wär's auch nur mit einem Augenzwieker. Nicht ein Paar Kirschli? Schau, wie sie lachen. Weiß und roth — so lustig wie Du, mein Bueb...“

„Should I be . . .“ entgegnete Rudolph, der eben bis zur englischen Uebersetzung seiner Frage gelangt war, zerstreut . . . „Should I be one . . .“ und dazu schüttelte er leise den Kopf gegen Mutter Bäbi und machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand.

„Was?“ sagte sie, „Bi? wuan? Bist Du närrisch und willst nichts von meiner Waare? Warum denn so puckt und muckt, Junker?“

„Laß mich . . .“

„Der Dursli ist gut und Sami besser und 's Trini wie im Himmel — sie dankens Dir tausend Mal . . .“

„Bien obligé!“ sagte Rudolph.

„Drum wollt ich Dir das Müzli voll umsonst geben, obwohl ich weiß, daß Du zahlen kannst, besser als ein Anderer. Schau einmal, dort geht Vreneli. Eben war sie hier. Noch hat der alte Dämelkopf, ihr Aetti, nicht träumen wollen, ist's meine Schuld? Die Erbschaft ist auch noch nicht gekommen, aber der Zank wird nächstens eintreffen, denn 's Vreneli geht eben hin, ihn zu holen.“

„Ihn zu holen?“ fragte der Schüler, noch immer in Gedanken.

„Ja, und ich denke, sie wird einen tüchtigen aufladen. Zu Dem will sie, an den der Brief war und das Geld — und der noch nichts ahnet von dem dummen Streiche, den der Alte gemacht hat. Das Buch hat sie unterm Arm, wo sein Name drin steht. Der wird wettern! Gottes Tusig! Aber dem armen Dinge zittern die Kniee und sie sieht aus, weiß wie der Kalk an der Mauer.“

„Vreneli!“ sagte der Jüngling im Innersten getroffen; denn das Bild des betrübten Mädchens, das in so angstvoller Lage war, dessen ganzes Lebensglück auf dem Spiele stand und das, wie um Rettung flehend, seine Kniee umfaßt, dem er Hülfe zugesagt hatte, wenigstens so weit sie in seinen Kräften stand, verdrängte mit einem Male das träumerische Sichgehenlassen, in dem er versunken war, — er fuhr mit der Hand über die Stirn und seufzte tief auf. Der Goldschmiedssohn mit seinen stolzen Aeltern, der furchtbare Vicelli, der arme, betrogene Alte, das zagende Mädchen, der Zank — Alles dies blitzte in hellem und grellem Farbenlichte durch seine Seele, die sonst so heiter und harmlos war. Er achtete nicht weiter auf Mutter Bäbi, die ihre knöchernen Hände bereits ausgestreckt hatte, um die seinige zu fassen und das damit zu thun, was sie ihr Labsal nannte. Sie gelangte nicht dazu und entschädigte sich nun damit, dem Weiterschreitenden Verschiedenes nachzurufen, was jedoch an seinem Ohre verklang. „Dolderbueb!“ schalt sie, „lauf nur! Ist's heute nicht, so wird's morgen sein! Seht doch! zieht mir das Handli fort, in das ich verliebt bin. Ist Deiner Mutter Leinwand weiß — Dein Handli

ist doch noch weißer — Dolderbueb, Du!“ Der so Gescholtene hatte indessen seinen Schritt verdoppelt — nicht um Vreneli nachzufolgen oder zu erreichen — er wußte nicht einmal genau, in welcher Richtung sie, vom Thore abwärts, gegangen war, aber die Unruhe seines Herzens trieb ihn. Da sah er sich plötzlich vor einem hohen, steinernen Hause Vreneli gegenüber. Sie stand dicht am Hause, ja sie lehnte an dessen Grundmauer, und wer sie genauer betrachtet hätte, würde gefunden haben, daß solches aus Schwäche geschah, weil ihre Kniee zitterten. Rudolph konnte nicht theilnahmlos vorübergehen, er mußte stehen bleiben. „Nun Jungfer?“ fragte er, indem sein Auge mitleidig das abgehärmte, zitternde Mädchen überflog, in dessen Zügen bei seinem Anblicke der Strahl einer freudigen Ueberraschung aufdämmerte, denn sie erkannte den gar wohl, den sie neulich bei Mutter Bäbi getroffen und der, gerührt von ihrem Unglücke, versprochen hatte, etwas für sie zu thun — was aber, wußte sie nicht. Sie gab ihm jetzt seine Frage zurück und sagte leise: „Nun, Junker?“ —

„Du fragst zu früh, Vreneli . . . ich konnte noch nichts . . . ich mußte erst . . . und dann, die Sache ist im Grunde nicht leicht . . . Jungfer . . .“

„Ach!“ athmete Vreneli, „das braucht Er mir nicht zu sagen, Junker — schwer ist sie, furchtbar schwer und verloren. Ich gebe uns auf; für uns ist keine Rettung. Dank ihm, lieber Junker, für seine Theilnahme . . . aber nützen kann sie uns nicht — das sehe ich — das weiß ich — doch that sie mir wohl.“

„Armes Vreneli, Du scheinst allen Muth verloren zu haben!“

„Das habe ich freilich, Junker, und wo sollte er auch her-

kommen? Der Vater ist ganz still und tiefsinnig geworden und weiß von nichts mehr. Ich habe ihn krank melden müssen auf der Post. Aber was ich noch von ihm herausgekriegt habe, bestätigt immer mehr, daß seine Vermuthung, Junker, mit dem Herrn Vicelli nicht ohne sein mag. Aber wer wagt sich an den? Ich sagte dem Aetti, wir wollten ihn anzeigen auf dem Rathhause, aber da kam ich schön an. Beileibe — beileibe nicht, weinte und schrie er und äußerte die größte Furcht vor dem Manne."

„Gut, und Du Breneli? Wohin gehst Du jetzt?"

„Ach, einen schweren Gang, Junker, den schwersten meines Lebens! Aber ich denke es hilft nichts mehr, ich muß ihn thun. Warte ich, bis der Herr laut und klagbar wird, benachrichtigt von seinem Correspondenten, was nicht ausbleiben kann, so erscheinen wir vollends in falschem Lichte, als Diebe und Betrüger. Ich muß dem durch ein offenes Geständniß zuvorkommen, so ist es möglich, daß der Herr, gerührt von unserm Unglück, nicht laut wird, abwartet, das Buch unterschreibt . . ."

„Das Buch?"

„Ja, den Empfang des Geldes . . ."

„Kind, Kind, das wird er nicht, das hoffe nicht. So sind die Leute nicht heut zu Tage. Wer ist es denn, wo wohnt er?"

„Er wohnt hier in diesem Hause, vor welchem wir stehen — der Name — großer Gott — er zittert mir immer auf der Zunge und doch verliere ich ihn stets. Im Hause mache ich das Buch auf — dann lese Er ihn, Junker."

„In diesem Hause?"

„Ja, der Aetti hat's mir bezeichnet."

„Sieh doch, da wohne ich auch. Aber ganz oben, Vreneli. Armes Meitschi! wie ich meine Hausleute kenne, kann ich Dir wenig Hoffnung geben. Unten wohnt ein Eisenhändler, so hart wie ein Hufeisen, im ersten Stock ein Advokat, der nicht viel weicher sein mag, im zweiten ein Steinschneider, im dritten eine Putzmacherin und im vierten . . .

„Jetzt fällt er mir ein," fuhr Vreneli heraus, „Herr Rudolph Wytt ist der Name."

„So!" sagte der Grüne rasch. „Sag's doch noch einmal."

„Herr Rudolph Wytt."

„Ru . . . Rudolph — o, du mein Himmel!"

„Kennt Er ihn, Junker?"

„Ein wenig."

„Nun was denkt Er?"

„Daß es immer toller wird, Vreneli. Tausend Sappermen̄t! Was wird der Bursche sagen! Donner und Doria! Moorgarten und Wilhelm Tell! Nun ist's aus... Laß doch Dein Buch sehen!"

„Ach, du mein Himmel!" fiel Vreneli weinerlich ein, indem sie das Buch mit zitternden Händen dem Schüler hinreichte. „Da möchte man ja gleich in die Erde sinken vor Schrecken! Ich kehre wieder um, wenn der so schlimm ist. Ach, Gott! es ist keine Rettung mehr . . . ich fühle es wohl, und mein letztes Stündlein kommt."

Der Schüler hatte indessen das Postbuch ergriffen, aufgeschlagen, darin gelesen. „Heilloses Vreneli!" rief er dann.

Viertausend Franken in Goldstücken! Und von Nidau! Glück auf. Eine schöne Geschichte das! Ja, Troja steht in Flammen — Hannibal ante portas!"

„Flammen," athmete Vreneli matt. „Portas... Halte Er mich, Junker — ich kann nicht mehr — die Luft versagt mir — es schnürt etwas das Herz zu — ich werde ohnmächtig."

In der That neigte sich ihr Haupt nach vornen, ihre Hände suchten einen Stützpunkt und fanden ihn auf des Jünglings Schulter, ihr Antlitz berührte seine Brust. „Warum nicht auch!" rief er ein wenig wild, „nicht an uns ist's, ohnmächtig zu werden — das wollen wir meiner guten Maam überlassen. Ermanne Dich, Vreneli, und folge mir . . ."

„Zu dem Schrecklichen? . . ."

„Ja."

„Er will mich hinführen?"

„Ich will's."

„Ach, ich danke Ihm tausendmal, lieber Junker, denn ich hätte allein nicht die Kraft."

Sie stützte sich auf seinen Arm und er geleitete sie in das Haus; unten im Hausraume stand der Eisenhändler und wirthschaftete mit schwarzen Händen in Eisenstangen und Ketten, welche rasselten. Vreneli bebte. Auf der Treppe begegnete ihnen ein langer, blasser, sehr kalt aussehender Herr, mit einem Papier unter dem Arm. „Das war der Advokat," flüsterte der Schüler. Im zweiten Stock schrie ein Schleifstein, auf welchem der Steinschneider eben seine Instrumente schärfte; im dritten gellte die keifende Stimme der Putzmacherin, die einen Bettler fortwies und nur

verstummte, um große Augen zu machen, als sie den hübschen, jungen Hausgenossen ein hübsches, junges Mädchen die Stiege zum vierten emporführen sah; „Gott — Gott," athmete Vreneli, ihrem Führer willenlos folgend; „wenn ich hier betteln muß — hier, wo ein Batzen verweigert wird — betteln muß um viertausend Franken, um zweihundert Goldstücke und mehr; er wird mich in's Narrenhaus und den Vater in's Zuchthaus schicken, dieser Herr Wytt! Wohnt er so hoch?" fragte sie dann.

„Ja, so hoch." Damit langte der Schüler nach einem alten braunen Schrank hinauf, und man mußte so groß sein als er, der noch genöthigt war, sich dabei auf die Fußspitzen zu stellen, um den Schlüssel, der dort lag, herabzuholen. Mit demselben öffnete er eine Thür, den Zugang einer mittelgroßen und sauberen Stube, durch deren Fenstervorhänge das Licht der Sonne gemildert und freundlich hinein fiel. Einfach waren die Geräthe des Zimmers, in welches der junge Mensch jetzt das zagende Mädchen einführte, und wenn Vreneli im gegenwärtigen Augenblicke den Sinn gehabt hätte, dergleichen zu bemerken, der ihr außerdem gar nicht abging, so würde sie trotz jener Einfachheit eine gewisse Nettigkeit und Gemächlichkeit wahrgenommen haben, welche hier vorherrschte. Ein Arbeitstisch, mit Büchern bedeckt und eingerichtet zum Schreiben im Stehen; eine kleine Colonie von Canarienvögeln im dunkelsten Winkel des Gemaches, deren Drahtkäfig von der Decke bis zum Boden reichend, mit grünem Laubwerk durchflochten war, hinter welchem es lustig zwitscherte und sang; ein Paar Rappiere an der Wand hängend, die außerdem mit vielen Landkarten besteckt war, eine Violine, eine Bücher-

stelle, ein Erdglobus auf derselben, diese und ähnliche Dinge schmückten, außer den herkömmlichen Möbeln, das Wohnzimmer des Grünen. Eine Wand jedoch war mehr als nöthig leer und verrieth dem geübten Auge, daß hier ein Möbel fehlte, weggenommen sein mochte, ohne wieder ersetzt zu werden. Es war die Wand, wo das Fortepiano gestanden hatte. Eine Seitenthür führte in ein Schlafgemach. Von alle dem bemerkte jedoch Vreneli nichts, ihr Auge suchte nur den schrecklichen Bewohner dieser Räume; ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit ihm und liehen ihrem Phantom jedwede Furchtbarkeit; sie klammerte sich an Rudolph's Arm, und dieser hatte Mühe, sich loszumachen, an sein Pult zu gehen mit dem Buche und eine Feder zu ergreifen. Er tauchte die Feder ein und schrieb etwas in das Buch. „Da," sagte er dann, nachdem er Sand darauf gestreut hatte, mit hochrothen Wangen und reichte das Buch dem Mädchen wieder hin, „da, Vreneli, nimm, und nun mach', daß Du fortkommst; Dein Geschäft ist gethan. Geh', beruhige Deinen Aetti; diese Paar Buchstaben werden ihn heilen. Marsch, fort."

„Was thut Er, Junker?" schrie Vreneli, „was soll das? Wie kann Er da unterschreiben? Will Er auch in des Teufels Küche kommen? Weiß Er nicht, daß es schwer verpönt ist, für einen Andern zu unterzeichnen? Das kann in's Schallwerk führen . . ."

„Ja doch, ja doch, geh' nur."

„Aber was soll denn das, Junker — um Gottes — um Christi Willen?"

„Es hat seine Richtigkeit. Fort, sage ich Dir, Meitschi!

Ich werfe Dich die Treppe hinunter! Soll ich meinen ehrlichen Namen nicht schreiben dürfen?"

„Herr des Himmels! Er wäre . . . ."

„Ich bin Rudolph Wytt, und der Brief war an mich, und damit gut, und nun verliere Dich. Du bist aus der Patsche und ich bin drin. Besser Eins als das Andere. Um mich fragt Niemand. Geh hin, Vreneli. Der Goldschmied wird Dich nun nicht verschmähen als Tochter, und Deines Vaters Unglück bleibt ein Geheimniß. Sag' ihm aber, höre Vreneli, sage es ihm mit einem Compliment von mir, er möchte doch künftig vorsichtiger sein."

Da stürzte Vreneli auf beide Kniee mitten in das Zimmer hin und schrie gerade und hell auf. Sie konnte sich nicht fassen, nicht sammeln — das zurückgetretene Leben, plötzlich wieder geweckt, stürzte wie ein Feuerstrom in ihre Wangen, in ihre Augen und beseelte ihre Stimme. Rudolph war genöthigt sie beim Kopf zu nehmen und ihr den Mund zuzuhalten mit seiner Hand. „Höre, Vreneli," sagte er, „sei vernünftig. Mach kein Aufsehen, die Putzmacherin unter uns hat Ohren wie ein Luchs und Unverschämtheit genug, um herauf zu kommen. Willst Du mich ehren, so stehe auf und gib mir einen Kuß, dann aber geh, Meitschi, denn es will sich nicht schicken, weder für mich, noch für Dich, daß Du hier bist."

Vreneli gehorchte, sie erhob sich wie eine Verklärte, sie umschlang leicht und züchtig mit den Armen seinen Hals und hielt ihm die Lippen hin, auf die er seinen Mund drückte. Es war ein Kuß, wie sich Engel küssen, voller Reiz, Schönheit und

Unschuld. Vielleicht dauerte er, ohne daß es der Jüngling noch das Mädchen ahneten, ein wenig länger als ein gewöhnlicher Kuß; dafür aber wurden sie durch die unerwarteste Ueberraschung bestraft. Die Thür hinter sich zuzumachen hatte Rudolph vorhin vergessen, Folge der Aufregung seines Gemüthes, in welche ihn die Entdeckung von Seiten Vreneli's und des Postbuches versetzt hatte; sie war daher nur angelehnt; die Putzmacherin hatte sie mit oder ohne Anklopfen geöffnet und wieß einem Herrn den Weg in die Stube. „Hier wohnt ein Schüler," sagte sie mit ihrer scharfen Stimme, Ihnen zu dienen, mein geehrter Herr, seinen Namen weiß ich nicht eben — bekümmere mich wenig darum. Aber seinen, nicht eben leisen Tritt — zuweilen sogar Poltern und Springen, vernehme ich oft genug über meinem Haupte und über den Häuptern meiner Demoiselles, welches sehr eingezogene und tugendhaften Damen sind. Ah, sieh da, er ist zu Hause, der Herr Schüler — und nicht einmal allein — Besuch hat der junge Herr — und vertreibt sich, wie ich sehe, die Zeit recht angenehm. Nun, ich empfehle mich . . . meine Demoiselles werden schaudern, wenn ich es erzähle."

„Wytt! Wytt! aber Wytt!" erhob nun der heraufgeführte Herr seine Stimme, während seine gefällige Führerin die Stiege wieder hinab ging, langsam und still stehend auf jeder Stufe, um zu vernehmen, was oben noch verhandelt werden möchte, damit sie den tugendhaften Demoiselles genauen Bericht abstatten konnte; — „aber Wytt! Ist man es — oder ist man es nicht? — Eine Freistunde benutzend, komme ich, meinem Versprechen gemäß, das bewußte musikalische Instrument kennen zu lernen und zu prüfen, —

Denn obwohl ich nur wenig spiele, so sage ich doch, daß es schwer halten dürfte, Jemand zu finden, der besser zu spielen, sich zu rühmen, den Muth haben möchte. Und wie ich eintrete in dieses Zimmer, heraufgeleitet von einer würdigen, sehr gefälligen Hausdame, die sich zu früh meinem Dank entzogen hat, muß ich den Inhaber leider in einer Action begriffen finden, in einer Action, die mit einem Passivum vergesellschaftet erscheint . . ."

„Siehst Du, Vreneli," flüsterte der Schüler hochroth, „da haben wirs. Jetzt mach, daß Du fortkommst!" und nachdem Vreneli, das Postbuch an ihren wallenden, hochathmenden Busen drückend, zum Zimmer hinaus und davon geeilt war — auf der etwas dunklen Stiege rannte sie die lauschende Putzmacherin über den Haufen, welche alle ihre Demoiselles um Hülfe rief, — trat Rudolph dem Professor entgegen, begrüßte ihn höflich und stammelte Entschuldigungen. Aber der würdige Mann beruhigte sich nur schwer. „Ei, ei," fuhr er zu schelten fort, „war das etwa eine Anwendung zu meiner Moralphilosophie? Ich werde das der Frau Mutter melden."

„Sie wird es leider erfahren müssen," sagte der Schüler kleinlaut.

„Zwar, wenn man," fuhr der Professor fort, der ein mildes Herz hatte, „wenn man das Versprechen leistet, sich zu bessern und mich sehr bittet, so könnte ich vielleicht diesmal noch schweigen . . ."

„Es läßt sich nicht verschweigen!" seufzte Rudolph halblaut.

„Wie? Was? Ich will nicht hoffen," fuhr der Gelehrte auf — Bytt! Alle Götter des Olymps runzeln ihre Stirnen. —

Jupiter zückt seinen Donner. Junger Mensch: ich will nicht hoffen . . . Es gibt Fälle — Exempla . . . Man ist ein großer, fast erwachsener Bursch . . . Wytt — wenn ein Scandalum . . ." Das treue, unschuldige Auge, womit der Schüler ihn ansah, bewirkte, daß der Professor nicht ausredete. — „Ich weiß nicht, was ich denken soll," fuhr er nach einer Pause fort — während welcher er seine Blicke im Zimmer umhergleiten ließ — „was ich nicht erwartete, fand ich, und was ich zu sehen hoffte, sucht mein Auge vergebens. Wo ist das Instrument quaestionis?"

„Es ist nicht da . . ."

„So scheint es . . . aber ubi? Quo loco?"

Rudolph, der zuweilen sein Köpfchen aufsetzen und hartnäckig sein konnte, gestand nichts, obwohl er vor keinem Geständnisse zu erröthen gehabt hätte, und der Professor verließ ihn nach einer Viertelstunde fruchtlosen Hin- und Herredens, den Kopf schüttelnd, ein wenig erzürnt auf den Schüler und mit dem festen Vorsatz, seiner Mutter einen derben Brief zu schreiben, die würdige, nur zu nachsichtige Frau von der verdächtigen Aufführung ihres Sohnes in Kenntniß zu setzen. Dieser aber ging Abends, bereits in der Dämmerung noch über die Münsterplattform, dem Sammelplatz vieler Spaziergänger um diese Zeit. Rudolph gehörte nicht zu den letzteren; er kam von einem, hier in der Nähe wohnenden Bekannten, einem Studenten, von dem er ein Paar Pistolen geliehen hatte, die er vorn auf der Brust, in seinem zugeknöpften Collet trug. Als er an der Ballustrade hinging, glühten die Alpen in der Ferne und unten am Fuße der schwindelnd hohen Terrasse donnerte die Aar. — Er konnte sich nicht enthalten stehen zu bleiben und hinüber zu

schauen nach den purpurrothen Gletschergebirgen mit ihren ewigen Eishörnern, welche in den Himmel ragen. Dann blickte er auch nieder in die schäumende Aar, und so beklommen sein Herz war, so freute er sich doch der unendlichen Schönheit seines Vaterlandes. Er seufzte tief auf und lehnte sich an die Brustwehr. Da blieb unfern von ihm ein Paar stehen, Herr und Dame, welche lustwandelten, und die Dame flüsterte zu ihrem Führer, einem hochgewachsenen Manne, mittlerer Jahre, im langen dunkelfarbigen Reiseoberrock hinauf: „Er ist es, Väterchen, ich sage Ihnen, er ist es. Sie dürfen sich darauf verlassen, ich täusche mich nicht."

„Der?"

„Ja, ja."

Der Herr nahm seine Lorgnette und richtete sie auf den Jüngling, der ihm halb den Rücken zukehrte und nichts davon bemerkte. „Eine große, hübsche Gestalt," sagte er dann leise, gut und schlank gewachsen, fast elegant. Nichts ist aber auch kleidsamer für junge Bursche, als diese allerliebsten Uniformsjacken. Einer von den Grünen ist's, das ist richtig ... Also ich soll ... Soll ich wirklich, Kind . . ."

„Lieber Vater Sie sollen nichts . . . ich dachte nur . . . weil doch . . ."

„Er scheint aber in tiefe Betrachtungen versunken, sonst eben nicht die Liebhaberei der Herren seines Alters."

„Sie werden so ernst nicht sein, daß man sie nicht unterbrechen dürfte. Sehen Sie nur, welch ein hübscher und trotziger Kopf — wie edel und malerisch er dasteht!"

„Der Kopf?" —

„Nicht doch, der ganze Junge.“

„So? Nun, es mag sein . . . Du magst sogar Recht haben. Also ich will Dir den Willen thun. Mein Herr,“ hob er nun an und trat ganz nahe zu dem Schüler, indem er ihn leicht bei der Schulter berührte und seinen Hut mit freundlicher Neigung des Hauptes ein wenig lüftete; er mußte jedoch seine Anrede wiederholen und seine Berührung auf der Schulter verstärken, bevor der junge Mensch sie beachtete. Dann aber fuhr derselbe auf wie Lenore um's Morgenroth, warf den Kopf mit der Fülle seiner dunkeln Locken zurück und richtete ein blitzendes Auge auf Den, der ihn in seinem Nachdenken gestört hatte. „Verzeihen Sie,“ sagte der fremde Herr mit mildem Lächeln; „ich sehe, es ist Ihnen unangenehm, gestört worden zu sein, aber da es nun einmal geschehen ist, so muß ich Ihnen meine Absicht dabei erklären. Es besteht diese nur darin, Ihnen einen Dank abzustatten, den wir Ihnen, mein lieber junger Mann, schuldig zu sein glauben.“

War es die gewinnende, angenehm klingende Stimme des Fremden, die Vornehmheit seiner Erscheinung, seine höfliche und milde Anrede, genug, Rudolph's barsches Wesen verlor sich augenblicklich; er nahm sein Mützchen ab und fragte erröthend mit dem Ausdruck der Verwunderung in seinen prächtigen Augen, die trotz der Abenddämmerung strahlten: „Mir, lieber Herr?“

„Ja. Waren Sie es nicht, der vor einigen Tagen auf der Straße, wo diese steil abfällt zur Stadt, die in Unordnung gekommene Bespannung eines Reisewagens aufhielten und so Unglück verhütete.“

Der Schüler sann einige Augenblicke nach. „Ein gelber Reisewagen," sagte er dann rasch, „mit schönem Wappen auf dem Schlag. Und gleich hinter ihm kam noch einer und dann ein Fourgon. Richtig, Herr, wir kamen von der Papiermühle, wo wir exercirt hatten. Ein Glück, daß die Pferde standen, sonst schlug der Wagen um."

„Aber dieses Glück war Ihr Verdienst. Sie hielten die Pferde mit Gewandtheit und Kraft."

„Wozu turnten und exercirten wir denn?" sagte Rudolph lächelnd.

„Das ist Beides freilich sehr gut. Da wir nun im Wagen waren, diese junge Dame, meine Tochter, und ich, so werden Sie einsehen, daß wir uns Ihnen verpflichtet fühlen."

„Erlauben Sie, lieber Herr, das sehe ich nicht ein."

„Und — und," fuhr der Herr, ein wenig aus dem Text gebracht, fort, „wir würden diese Verpflichtung bereits auf irgend eine Weise bethätigt haben, wenn Sie damals nicht so schnell verschwunden gewesen wären, und wir Ihren Namen und Aufenthalt hätten erfahren können. Wie heißen Sie, junger Mann?"

„Rudolph Wytt."

„Und sind hiesiger Gymnasiast?"

„Ja."

„Nun, Herr Wytt, so empfangen Sie meinen und meiner Tochter herzlichen Dank für Ihr festes und männliches Benehmen bei jener Gelegenheit. Geben Sie mir die Hand."

Rudolph gehorchte. Er legte Mutter Bäbi's Liebe, seine starke und hübsche Hand in die rechte des fremden Herrn, der

sie freundlich drückte. „Ich weiß nicht," fuhr dieser fort, „ob Ihre Verhältnisse gestatten, ein Geschenk von uns anzunehmen?"

„Nein," sagte Rudolph entschieden und stolz.

„So begleiten Sie uns in das Hotel und bringen Sie den Rest des Abends bei Graf Waldberg, seiner Tochter Mathilde und seinen Freunden zu. Ich möchte Sie näher kennen lernen. Sie interessiren mich, junger Mensch, denn die Natur gab Ihnen den Empfehlungsbrief in nicht gewöhnlichen Chiffern mit. Wie alt sind Sie?"

„Bald achtzehn Jahre."

„Und schon so stark und groß. Also kommen Sie mit uns?"

„Nein," sagte Rudolph kurz.

„Sie haben Abhaltung?"

„Ja."

„Das bedaure ich. So verlieren wir Ihre nähere Bekanntschaft, da wir morgen früh abreisen. Ei, kommen Sie doch und thun Sie, was Sie jetzt vorhaben, morgen."

Der Jüngling blickte zu Boden, seufzte und schüttelte den Kopf.

„Werden Sie auch mir einen Korb geben?" fragte jetzt die schöne junge Gräfin mit dem lieblichsten Tone ihrer Stimme.

„Ja, Jungfer," entgegnete Rudolph in seinem ehrlichen Bernerisch; „leib thut es mir — aber ich muß — ich kann nicht anders — ich muß. Läbit wohl."

Er fuhr mit der Hand über die Augen, welche plötzlich glänzten und schwammen, wie von Thränen erfüllt.

„Großer Gott!" rief Gräfin Mathilde, die es wohl sah,

„was ist Ihnen, was fehlt Ihnen? Sie scheinen Kummer zu haben — irgend etwas betrübt Sie . . .“

„Betrübt mich,“ wiederholte Rudolph leise . . .

„Wirklich? wenn wir helfen könnten — wenn wir irgend etwas für Sie thun könnten — wenn Sie mir es gestatten wollten, lieber Herr — Herr — Rudolph — o nehmen Sie meine Hand. Ich reiche sie Ihnen wie eine Schwester mit dem herzlichsten Wohlwollen — nehmen Sie sie und nennen Sie mir Ihren Kummer.“

Rudolph ergriff schnell die ihm dargebotene Hand der jungen Dame und zog sie, wie von einem unwillkührlichen Gefühl getrieben, an seine Lippen. Er küßte sie mit einem warmen, feurigen Kuß, den sie durch den Handschuh fühlte. „Läbit wohl,“ stammelte er dann, wandte sich ab, setzte sein Mützchen wieder auf und ging.

„Laß ihn,“ sagte der Vater. „Er ist ein Trotzkopf und will nicht. Wir haben das Unsrige gethan. Aber wahrlich, ein schöner Junge. Schade, seine Erziehung scheint vernachlässigt, denn er durfte unsere Bitte nicht abschlagen.“

Mathilde erwiederte nichts. Sie blickte dem Fortgehenden mit Augen nach, die sich plötzlich auch mit Thränen füllten. Noch war er nur wenige Schritte von ihnen entfernt, als ein anderer Mensch, unter den Bäumen her, ihm entgegen trat und ihn anredete. Er schien auch ein Jüngling zu sein, aber noch länger und bedeutend schmächtiger als der Schüler; auch trug er kein solches Collet, sondern das bequeme französische Kleid, einen sogenannten Sac, und war übrigens ganz fein und nach der

Mode gekleidet. Eine Cigarre dampfte in seinem Munde. „Ah, bon soir," sagte er näselnd zu dem Grünen, und fuhr dann halb französisch fort: „nun enfin, Monsieur Wytt, haben die Frau Mutter noch nix . . ." Aber er konnte nicht ausreden auf diese nichts weniger als beleidigende Frage, auf diesen Anfang einer Frage nur, antwortete der Grüne vor den Augen seines erstaunten Gönners und dessen schöner Tochter auf die gröblichste Weise. Er hohlte aus mit seiner Rechten, ein Schlag schallte und der elegante Jüngling hatte eine Ohrfeige erhalten, von der ihm Hören und Sehen verging. Die Cigarre stiebte in Funken umher, ein erstickter Wehelaut wand sich aus des Geschlagenen Brust, der an einen Baumstamm taumelte. „Polisson!" schrie er dann mit gellender Stimme, „vil gamin!" Aber im selben Augenblicke hatte er noch einen stärkern Schlag auf der andern Wange, der Schläger aber sprang davon und verschwand in der Dunkelheit, die bereits unter den Bäumen herrschte. Jener ließ matte und erstickte Schimpfworte hören; er saß auf der Erde, entweder vor Schrecken oder vor Kraftlosigkeit. Entrüstet, ja empört über das Benehmen dessen, dem er im Begriff gewesen war, eine innige Theilnahme zu schenken, ja, den er fast in seine Gesellschaft geführt hätte, wandte sich Graf Waldberg an den Sitzenden und bot ihm die Hand zum Aufstehen.

„Mein Gott," sagte er, „welch eine Rohheit! Wer hätte ihm das angesehen. Was thaten Sie ihm denn, mein Herr? Beleidigten sie ihn?"

„Ik ihn . . . o non — non — Er beleidikte mir — Er mir schlagen."

„Das sah ich leider, aber weswegen denn?"

„Weiß nit, weiß nit!"

„Richten Sie sich auf, Herr, und geben Sie mir gefälligst einigen Aufschluß über diesen Vorfall. Er interessirt mich," sagte der Graf nun auf Französisch, da er merkte, daß er einen Franzosen vor sich hatte. Jener gehorchte, suchte seine Cigarre wieder auf, brachte sie von Neuem in Brand und erzählte dann, daß er sehr vornehmer Leute Kind aus Genf und jetzt Apprentis in einem der ersten Handlungshäuser von Bern sei. Man nenne ihn nur le beau Monsieur Louis, und es sei leicht beau sein in dieser Bärenstadt. Der aber, meinte Monsieur Louis, und rieb seine Wangen, indem er mit seiner zitternden Hand nach der Richtung deutete, in welcher Rudolph verschwunden war, müsse eine Bärentatze haben. Er sei der flegelhafte Sohn einer bankerotten Leinwandhändlerin, ein Taugenichts, der Ausbund aller Untugenden, verrufen in Stadt und Land, der liederlichste Trödelbube, den die geduldige Erde trage. Monsieur Louis sagte das Alles mit einer gewissen Vorsicht, indem er nach allen Seiten schielte, ob die Luft auch rein und der so Bezeichnete nicht etwa noch in der Nähe sei; Mathilde, welcher dies nicht entging, bemerkte in sehr reinem Französisch: „Aber, mein Herr, Sie hätten sich wehren, wenigstens rächen sollen."

„Ha! das will ich auch," rief der Genfer; „denken Sie, Mademoiselle, ich werde diese Beleidigung ungerochen hingehen lassen? Keinesweges. Morgen mit dem Tage werde ich zum Vorsteher seiner Schule, zum Directeur du College, gehen und ihn verklagen. Er wird dann hoffentlich auf einige Monate eingesperrt werden."

„So?" entgegnete das Fräulein kalt.

„Nun siehst du, Mathilde," sagte der Vater, „wie der Schein trügt. Ich hätte ihn wahrlich für besser gehalten. Recht gut, daß wir noch bei Zeiten aufgeklärt wurden, ehe wir uns zu tief mit ihm eingelassen hatten. Er hat unsern Dank und das hinlänglich. Wir sind geschiedene Leute. Bon soir, mein Herr, nichts für ungut, lassen Sie es sich wohl bekommen," wandte sich an Herrn Louis und ging von diesem weg nach einer andern Seite zu. „Bei alle dem wundert's mich doch . . ." fügte er hinzu im Fortgehen.

„Väterchen," sagte das junge Mädchen nach einer langen Pause, „ließe es sich wohl nicht denken, daß le beau Monsieur Louis ihn schon vorher gereizt hatte, daß er einen alten Groll gegen ihn nährte. Aufrichtig gesagt, dieser Monsieur Louis gefiel mir sehr wenig."

„Und der Grüne sehr viel. Du bist daher zur Richterin in dieser Angelegenheit verdorben; denn Du würdest partheilich richten, und thust daher wohl, die Herren zu vergessen. Sie werden beide nicht viel taugen."

„Und er hatte Thränen in den Augen," fing Mathildchen nach einer Weile wieder an, und Augen — Vater, sahen Sie schon schönere Augen?"

„Ich dächte doch, die von Monsieur Louis wären schöner gewesen."

„Pfui!"

Als sie in das Hotel zurück kamen, flüsterte der Secretair: „Hochfürstliche Durchlaucht!" und der Arzt sagte: „Entschuldigen

Sie!" — Der Naturforscher erforschte so eben den Nahrungsgehalt eines Cotelets, indem er es aß, um besser darüber urtheilen zu können, und den flüssigen Inhalt einer Flasche Niersteiner, die er, um ihr besser auf den Grund zu kommen, austrank.

---

Ein großer Nußbaum streckte seine Krone über die Mauer eines vor dem Aarberger Thor gelegenen Gartens, welche sich nur theilte, um einem Hause Raum zu gönnen, das in ihrer Linie lag. Dieses Haus schien wenig bewohnt; die meisten seiner Fensterladen waren geschlossen, und nur selten erblickte man einen Lichtschimmer hinter denselben. Niemand kümmerte sich recht darum, wem es eigentlich angehörte; ein alter Mann bezahlte regelmäßig die wenigen städtischen Abgaben, die auf dem Grundstück hafteten; er bewohnte das Haus, welches massiv und sehr fest schien, hatte wenig Verkehr mit außen, und man ließ ihn zufrieden. Die Hausthür war in der Regel geschlossen. — Diesem Hause nun näherte sich, an der Mauer hinschleichend, als die Nacht bereits eingebrochen war, eine leichte und schlanke Gestalt, deren Umrisse an der dunkeln Fläche flüchtig hinglitten. Zuweilen langten ein Paar weiße Hände an der Mauer hinauf und schienen ihr Gestein, welches ziemlich unregelmäßig und zerbröckelt war, prüfend zu betasten. Endlich mochten sie die rechte Stelle gefunden haben; der nächtliche Schleicher klomm an der Mauer empor, nicht ohne Mühe, aber doch mit katzengleicher Geschicklichkeit. Schnell war er auf ihrem Rand, lief eine Strecke auf demselben fort, bis wo die Zweige des Nußbaumes über die Mauer ragten;

er erfaßte einen dieser Zweige und verschwand in der dicht belaubten Krone des Baumes. Bald darauf tauchte er an einem der Fensterladen des oberen Stockwerks wieder auf; knapp erlaubten die Zweige solche Annäherung, und es gehörte ein eben so unerschrockener, als geschickter Kletterer dazu, bis hierher zu gelangen: indessen er war da; seine ausgestreckte Hand versuchte den Fensterladen, ob er geschlossen sei oder sich öffnen lasse — und siehe, das letztere war der Fall; das Fenster selbst sogar wich dem leisen Druck der Hand, welche jetzt sich an dem Gesimse festklammerte; die zweite folgte nach, ein kräftiger Schwung des Körpers von dem Ast, worauf die Füße, nicht viel schwerer, als die eines Vogels, ruhten, und der Einsteiger befand sich innerhalb des Hauses, in einer Schlafkammer, wie es den Anschein hatte. Er hielt den Athem an und lauschte. Alles war still, nicht einmal das Schnieben oder Schnarchen eines Schlafenden ließ sich vernehmen. Ein Bett mit Vorhängen, ein Nachttisch, ein Vorhang an der Wand, zum Schutz dort aufgehängter Kleider, und die offen stehende Thür eines Seitengemachs, welches offenbar Wohnstube war, entdeckten sich theils den Augen, theils dem Gefühl des Eingedrungenen, da er immer gewisser ward, daß er allein war, schloß er Laden und Fenster wieder; er war jedoch kaum damit zu Ende gekommen, als Geräusch sich hören ließ; die Hausthür wurde aufgeriegelt und erschlossen; es schlerfte in Flur und Gängen und tappte dann die Treppen aufwärts. Dem Eingestiegenen schlug das Herz fast hörbar, ein Grauen überlief ihn; er mußte sich Gewalt anthun, sich zu fassen, und nur ein Griff nach der Brust, wo er verborgene Waffen unverloren und

in gutem Stande fühlte, beruhigte ihn wieder. — Eben hatte er noch Zeit, hinter den Vorhang an der Wand zu schlüpfen, der eine Vertiefung bedeckte, die eine Art von Garderobe bildete, als die äußere Stubenthür geöffnet ward, Lichtschimmer hereindrang und zugleich drei Männer in das Zimmer traten. Der Versteckte konnte es von seinem Hinterhalt ziemlich genau übersehen. Der Eine war, der ihm gemachten Beschreibung nach, der Hauseigenthümer, ein finster aussehender Greis mit weißem Haar und gebogenem Rücken, er trug ein Licht in der Hand, womit er ein anderes im Zimmer anzündete, sein Anzug deutete, daß er im Begriff gewesen sein mochte zu Bette zu gehen, denn es war nahe an Mitternacht. Der Andere war der Nämliche, den der Stiefelwichser heute Vormittag am Zytglockenthurm als Vicelli bezeichnet hatte; das war die hagere gelbe, knochenderbe Gestalt des Italieners, sein schlaues, lauerndes Antlitz mit dem mächtigen Bart und dem schwarzen, grau werdenden Kopfhaar, er hatte, wenn er sich gehen ließ, das Ansehen eines, aus den Apenninen kommenden Banditen, trotz des feinen und modischen Anzuges, den er jetzt trug. Die Gestalt des dritten Eingetretenen kam zufällig in Schatten und kehrte sich dann so, daß der in der Kammer Versteckte sie nicht mehr sehen konnte; es ward demselben nicht ganz wohl zu Muthe; auf diese Gesellschaft Vicelli's hatte er nicht gerechnet und nur eine Hoffnung blieb noch, die nämlich, daß sie sich wieder entfernen würde. Solches geschah auch von Seiten des Hausherrn oder Kastellans, welcher, nachdem er Licht und einen Weinkrug nebst Gläsern auf den Tisch in der Mitte des Zimmers gestellt hatte, gute Nacht wünschte und in seinen

Pantoffeln und herabhängenden Strümpfen davon schlerfte. „Wohl," sagte Vicelli in französischer Sprache zu dem anderen Dageblie- benen, „jetzt nimm Platz, mein Freund. Wir wollen dies Paar Nachtstunden verplaudern, denn mit dem Tage geht es fort, dies- mal als Courier, als Lohndiener, als Factotum einer fremden Herrschaft, als — Gott weiß, alter Bursche! was ich ihr noch Alles werden kann. Aber rühre Dich nur, komme zu Dir von Deinem Erstaunen — ich bin es, Vicelli ist der Nämliche, den Du als Ruffo gekannt hast, was liegt an einem Paar Buchstaben, an dem Klang eines Namens! — Aber Du hast gealtert, Sami, Du bist so eingesunken in Dich."

Der Andere seufzte, und dieser Seufzer, ganz so, wie ihn der Versteckte oft vernommen hatte, ließ diesem, mehr als die Nen- nung seines Namens von Seiten des Italieners, keinen Zweifel, daß Mutter Bäbi's Sohn, Trini's Vater, daß der tiefsinnige Vetter des bösen Dursli, jetzt der Gesellschafter Vicelli's war. „Und Ihr, Herr Ruffo," entgegnete Sami mit seiner, fast klang- losen, leidenden Stimme, „seid auch nicht jünger geworden. Glaubt mir, das böse Gewissen macht alt, und krank dazu, Herr Ruffo."

„Böses Gewissen — Narr Du! Da trink' einmal und thue mir Bescheid. Wo säße denn das, was Du so nennst? Hast Du einen Mord begangen?"

„Das nicht. Ihr wißt recht wohl — was ich begangen habe — mit Euch — von Euch verleitet . . ."

„Pah — pah, Kleinigkeit das, Sami, das trübt mir keine Minute. Auch war ich bei der Geschichte nur Werkzeug und Du

warst wieder das meinige — also das Werkzeug eines Werkzeugs. Eben so ists jetzt wieder und ich suchte Dich auf, Sami, um zu sehen, ob Du noch zu gebrauchen seist."

„Ihr seid schon länger hier, Herr Ruffo, wenigstens hörte ich schon Eueren jetzigen Namen."

„In welcher Beziehung denn Alter, — he? wohl wie ein Schreckbild?"

„Nun, nicht viel besser. Man brachte ihn in Verbindung mit dem Abhandenkommen eines Geldbriefes bei einem Postdiener."

„Davon hernach, der Streich reut mich fast, aber Sami, ich war eben geldlos — zu den versprochnen Summen noch keine Anweisung da und dann die Gelegenheit zu lockend. Dieser gutmüthige schwachköpfige Alte, der sich mit einer offnen Ledertasche voll Kostbarkeiten im Wirthshause zu mir setzt — sich mir aufbringt, so zu sagen sein Glas mit mir leert — und schwach wird — ich durfte nur zugreifen, und that es, und kam in den Besitz eines recht ansehnlichen Sümmchens — das ich — das ich mit Dir theilen will — wie ich schon einmal mit Dir theilte." —

„Nichts — Euer Geld bringt keinen Segen, Herr Ruffo — wohl aber Fluch."

„Dummes Zeug!"

„Wie Ihr meint. Einer sieht eben die Sachen so — der Andere sie anders an. Mich faßte die Reue. Wir griffen frevelhaft in das Schicksal anderer Menschen ein, indem wir die Kinder vertauschten."

„Ja, ja," lächelte der Italiener; „das thaten wir und es ging gut. Alle meine Anstalten waren trefflich. Mit Geld

macht man eben Alles und nichts käuflicher als eine Pisaner Hebamme. Genug, als die fremde Fürstin zu sich kam, lächelte ein allerliebstes Mägdlein an ihrem Busen, Deine Landsmännin aber fand an dem ihrigen einen derben Jungen, über den sich ihr Mann gefreut haben wird, als sie aus den Heilbädern zurückkam. So war alle Welt zufrieden, und da die Fürstin im Wochenbett starb — wahrlich ohne meine Schuld, Sami — so hatten die Agenten ihre Absicht erreicht, für die sie mich angeworben hatten. Jetzt aber, nach fast achtzehn langen Jahren, ist der Fürst gesonnen, zur Sicherung seiner Erbfolge, sich wieder zu vermählen, obgleich er ungern diesen Schritt thut. Vorher aber will er seinem sogenannten Töchterlein Italien zeigen und das Grab seiner Gemahlin besuchen. Incognito befindet er sich hier. Mich aber benachrichtigten Briefe von diesem Plane und von dieser Reise. Die letztere zu überwachen und die Ausführung des ersteren zu hindern, ist der Auftrag, der mir neuerdings geworden ist. Dazu kam ich herüber über die Alpen und kam gern, denn es trieb mich nebenher, auch Dich, alter Junge, einmal wieder zu sehen. Dennoch konnte ich vor heut nicht dazu gelangen — wegen der Geschäfte. Sie gehen aber gut. Ich weiß den Leuten beizukommen und bin bereits als Courier installirt. Dich aber will ich in irgend einer anderen Eigenschaft mitnehmen — denn man weiß nicht, wie man in solcher Lage einen Vertrauten gebrauchen kann. Du gehst doch mit? Graf Waldberg ist ein ganz umgänglicher Mann, seinem Töchterchen aber denke ich in Italien, vielleicht auch früher, ein Licht aufzustecken, das ihren Stolz demüthigen soll. Stelle Dir vor, sie allein ist mir entgegen und behandelt mich mit dem

schneidendsten Hochmuth. Das soll gerächt werden — sie soll auf eine gute Manier erfahren, wer sie ist . . ."

Sami seufzte wieder und der Italiener, ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr fort: „Was wohl aus dem Prinzen geworden ist — ich möchte es wissen."

„Ich kanns nicht berichten, sagte Sami. Die Frau Wytt kehrte wohl mit dem untergeschobnen Sohne nach Haus zurück; ihr Mann, so hieß es, starb bald darauf und sie verließ ihren bisherigen Wohnort. So verlor ich sie aus den Augen. Ich selbst zog nach Bern, aus meiner Vaterstadt, um hier die Vormundschaft eines blödsinnigen Vetters zu übernehmen, zu der ich berufen ward."

In diesem Augenblick raschelte es in der Kammer, der dort versteckt Gewesene stürzte hervor, und ehe Vicelli sich besinnen oder Anstalt zu irgend einer Gegenwehr machen konnte, fühlte er sich mächtig gepackt und die Mündung eines Pistols, dessen Hahn knackte, schwebte dicht vor seinem Antlitz. Ein todtenbleicher junger Mensch, in den Augen unheimliches Feuer, stand ihm gegenüber und schüttelte ihn mit Löwenkraft bei der Brust. „Du mußt sterben," sagte er mit stammelnder Stimme und mit bebenden Lippen. „Erst bekenne ob es Wahrheit ist, was Du sprachst."

„Großer Gott, Junker Rudolph!" rief Sami, in die Hände schlagend — „Junker Rudolph — lieber, lieber Junker — was wollt Ihr hier?"

„Den geraubten Geldbrief auf die kürzeste Art holen," entgegnete Rudolph. „Ich werde ihn erhalten, aber meinen Frieden

laß ich hier. Wehe! was mußt ich hören! Schändliche Bösewichter! Ich muß Euch beide todtschießen und zuletzt mich . . ."

„Junker! Junker!" rief Sami, die Hände faltend — „ach nicht zu rasch!"

Vicelli gelang es, seinen Arm frei zu machen — er fuhr mit der Hand in die Brusttasche und suchte dort etwas, wobei seine Augen grüngelbes Feuer sprühten, jetzt zückte er die Faust, aus deren geschlossner Oeffnung die blanke Klinge eines Stilets blitzte, aber rasch und mit einer Kraft, die man dem kränklichen und geschwächten Manne nicht zugetraut hätte, packte Sami des Italieners Faust und hielt sie fest.

„Nichts," schrie er — „nichts da — nicht so, Herr Ruffo."

„Bist Du toll, Sami — siehst Du nicht, daß ich muß?" —

„Dem lasse ich nichts thun! Dem nicht. Und sollte ich Euch selber zu Leibe. Mein letzter Blutstropfen gehört ihm."

„Warum denn?"

„Darum — das weiß ich selbst nicht. Aber ich thue es nicht anders."

Noch immer starrte Rudolph finster und gefährlich wie der Tod, in Vicelli's Antlitz — noch immer schwebte dicht vor dessen Stirn das Pistol in seiner regungslosen Rechten, die allein von dem allgemeinen verborgenen Zittern seines Körpers ausgenommen war. — Er schwankte, er kämpfte mit Entschlüssen. „Mein Herr," sagte der Italiener, der zwei gegen sich sah — „ich will nicht untersuchen, wie Sie hierher gekommen sind, Sie sind da, das ist genug für mich. Können wir uns nicht arrangiren? Sie fordern das Geld zurück, das ich einem schafköpfigen Briefträger

mehr aus Laune als aus Noth abnahm. Sie sollen es haben — unverkürzt — ich brauche es nicht mehr — mag Ihr Recht daran sein, welches es wolle."

„Das heiligste, es gehört mir . . . es war an mich gerichtet," sagte der Jüngling, noch immer in der vorigen Stellung und die Herrschaft über Vicelli keinen Augenblick verlierend.

„Gut — Pah — das ist gleich. Ferner scheinen Sie von unseren kleinen Geschichten unangenehm berührt. Wünschen Sie Stillschweigen hierüber — so wollen wir es Ihnen angeloben, zuschwören."

„Könnte man auf Euch bauen!" erwiederte Rudolph.

„So wahr der Herr lebt," schwor der Italiener.

„Ihr wollt bei Eurem Seelenheile schwören, der jungen Dame niemals — niemals durch ein Wort, durch Schrift, durch Mienen, durch Zeichen, durch Athemzüge zu verrathen, was Ihr gethan habt, und daß sie diejenige nicht sei, wofür sie sich hält."

„Das wollen wir. Ich für meinen Theil leiste den Eid," sagte Vicelli.

„Und Du, Sami?"

„Ihr wißt, Junker, daß ich nur Euch gehorche."

„Ich bin noch nicht fertig mit meiner Forderung," fuhr Rudolph fort. „Sie gehen nicht als Courier mit dem Grafen Waldberg. Sie sehen ihn nie wieder. Hören Sie, Vicelli, so will ich es. Ich rufe die Polizei und alle Welt auf gegen Sie, ich ruhe nicht, bis Sie im Schallhause sind, wenn Sie nicht gehorchen."

„Mein Gott, ich gehorche ja ganz gerne; wozu der tragische

Pathos, junger Herr! Mein Theil habe ich gethan: Ihr Geld habe ich, meine Herren Agenten! danke. Werde auf ein Weilchen nach Paris gehen."

„Sie schreiben mir von Paris aus — in zehn Tagen will ich den Brief haben."

„So! An wen denn, wenn ich fragen darf?"

„An Rudolph Jaggi, Wytt genannt, nach dem zweiten Manne meiner Mutter."

„Sie sind — heilige Mutter von Loretto — Sie sind...?"

„Still!" befahl Rudolph bleich, „ich bin Primaner und werde nach Selecta kommen und der Sohn einer sehr braven Mutter. Jetzt das Geld her!"

„Gebt es ihm geschwind, Herr Ruffo!" rief Sami, indem er zu des Jünglings Füßen stürzte und diese weinend umschlang. „Großer Gott!" schrie er, „Junker Rudolph Ihr seid . . ."

„Still . . . oder ich schieße Dich todt."

„War Eure Mutter in den Bädern von Pisa?"

„Ja."

„Wurdet Ihr dort geboren?"

„Ja." —

„O mein Heiland . . .!"

„Still!" Der Hahn an seiner Pistole knackte. Sami verstummte.

Nach wenigen Minuten steckte Rudolph Geldsummen zu sich, die er vorher auf Vicelli's Tische sorgfältig gezählt hatte, ob sie auch zuträfen mit der Zahl, die auf dem Couvert des mütterlichen Briefes angegeben war, den er ebenfalls aus Vicelli's

Händen empfing. Was fehlte, mußte dieser zulegen. Dann ging er, aber nicht den Weg, den er gekommen war, sondern Sami leuchtete ihm die Treppe hinab und öffnete ihm die Hausthür. Fort war er. —

---

„Das ist doch seltsam," sagte am folgenden Morgen Graf Waldberg, reisefertig in das Zimmer seiner Tochter tretend.

„Was denn, lieber Vater?"

„Der Courier Vicelli, er, dem so viel daran gelegen schien, bei uns angestellt zu werden, uns zu begleiten, schreibt mir so eben ein kurzes Billet, worin er seine Dienste aufkündigt. Ein plötzlicher und dringender Beruf, nach Paris zu gehen, halte ihn ab, die Ehre zu haben . . . Nun fahre hin!" setzte der Graf hinzu, „wir werden uns auch wohl ohne Courier behelfen, aber eigen bleibt es immer von dem Manne."

„Und ich bin froh darüber," rief Gräfin Thildchen, in ihre Hände schlagend. „Mir war er unangenehm — ja unerträglich. Ich konnte seinen Blick, sein Wesen, sein ganzes Thun und Sein nicht leiden und hatte ihm den Krieg bereits angekündigt. Nun mache ich Frieden und vergebe ihm sein Gaunergesicht."

„Thildchen, Thildchen — immer so rasch im Urtheil! Ja, Schiller hat recht: Leicht fertig ist die Jugend mit dem Wort; gleich ist ihr Alles würdig oder böse! . . . Vicelli und Monsieur Louis gehören, nach deiner unvorgreiflichen Ansicht, in die Kathegorie des letzteren — der grüne Schüler aber war dein Günstling." —

„Nun ja — ein wenig.“

„Trotz der Maulschellen?“

„Trotz ihrer.“

„Jetzt komm, mein Trotzköpfchen; Alles ist fertig und die Pferde warten. Adieu Bern!“

Das Fräulein hing sich an des Vaters Arm und sie gingen die Treppen hinab. Im Hofe des Hotels hielten die Reisewagen, umgeben vom Wirthe, den Kellnern und allen denjenigen Personen, die bei der Abreise eines vornehmen Fremden in Gasthäusern gegenwärtig zu sein pflegen, entweder um die Formen der Höflichkeit zu beobachten, oder in der Absicht, noch von der Freigebigkeit der Reisenden zu gewinnen. Mathilde setzte, dicht umringt, schon ihren niedlichen Fuß auf den niedergelassenen Tritt der Kutsche, als plötzlich der Kreis der Kellner und Bedienten auf einen Punkt nicht eben allzusanft und ein wenig gewaltsam gesprengt auseinander gerissen wurde und ein blühendes Jünglingsantlitz dicht vor Mathilden und ihrem Vater aus der Menge auftauchte. Der weiße Hemdkragen, die grüne Jacke mit den gelben Knöpfen, der schwarze Aermelaufschlag, dicht um die Hand geschmiegt, wurden sichtbar, die schönen Augen, die füllreichen Locken. Es war der Schüler.

„Wo ist,“ so rief er mit hochwallender Brust, fast außer Athem, „wo ist Herr — Vicelli?“

„Ei seht doch,“ entgegnete der Graf, „fragen Sie mich nach dem. Ja, mein lieber, etwas gewaltsamer junger Mann, bei uns dürfen Sie diesen vielbegehrten Herrn nicht suchen. Er hat uns den Abschied — den Korb gegeben. Müssen Sie ihn

sprechen, so reisen Sie gefälligst nach Paris. — Steig ein, Thildchen."

„Noch nicht — noch nicht," rief der Schüler. „Noch einmal Ihre Hand — ach, nur noch einmal. Ihre Berührung ist Entzücken — seit gestern bin ich kein Knabe mehr. — O nur noch einmal."

„Da, da, mein lieber, mein lieber Junge," sagte das Fräulein rasch, dem Verbot des Vaters zuvorkommend, „da ist meine Hand — Gott, wie Sie glühen! Sie sind wohl sehr gelaufen? sehr . . ."

„Aber es war nicht recht, ja sehr unrecht, sehr abscheulich daß Sie den armen Monsieur Louis vor unsern Augen mißhandelten — gestern Abend."

„Freilich — freilich . . . O vergeben Sie es mir. Denken Sie nicht, daß ich roh, gemein, schlimm bin. Nehmen Sie eine gute Meinung von mir mit sich hinweg. Ich bitte Sie darum!"

„Das will ich, mein lieber Freund — Und nun haben Sie meine Hand geküßt und können auch die meines Vaters küssen — er erlaubt es — mir zu Liebe — Väterchen?"

Sie blickte mit dem schmeichelndsten Ausdrucke zu dem Grafen empor, der dem Schüler die Hand reichte, die dieser mit einer Art von Heftigkeit an seine Lippen zog. „Läbit wohl!" stammelte er dann und brach in Thränen aus.

„Lebe wohl!"

Eine Minute später rollte der schwere Reisewagen aus dem Hofe des Hotels. Zwei andere Wagen folgten. „Entschuldigen Sie," rief aus dem einen eine feine, etwas scharf tönende männ-

liche Stimme dem Schüler zu, der an einem Eckpfeiler lehnte und den Abreisenden nachsah, „Sie haben Ihre Mütze verloren!"

„Heben Sie dieselbe auf," ließ sich eine andere vernehmen, „und winken Sie damit Seiner hochfürstlichen Durchlaucht ein unterthäniges Lebewohl zu!"

„Halt!" rief eine dritte Stimme, „halt Kutscher! ich entdecke so eben an dem Schädel dieses jungen Menschen eine Erhöhung, die ich erst noch untersuchen möchte, bevor wir weiter fahren, es wird nicht lange aufhalten."

Da schoß Rudolph wie der Blitz davon und die Kutschen fuhren ihre Straße.

Als er nach Hause kam, schlug es eben sechs Uhr von den Thürmen der Stadt und er hatte nur noch eine Stunde frei bis zur Schule. Vor seinem Hause hielt auch eine Kutsche, aber freilich keine solche, wie die, welche eben fortgefahren waren, sondern nur eine einfache, sogenannte Landkutsche, und Rudolph kannte sie recht wohl, denn es war das gewöhnliche Transportmittel Derjenigen, die er so lange als Mutter verehrt hatte und auch ferner so zu ehren beschloß. Die Sonne schien herrlich, der Tag, und das, was er sah, war heitre Wirklichkeit; die Nacht mit ihren Schrecknissen lag hinter ihm, wie ein Traum, wofür er das Erlebte allgemach gehalten haben würde, wenn er sich nicht deutlich erinnerte, vorhin das wiedereroberte Geld, nebst den dazu gehörigen Briefen, in sein Pult verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt zu haben. Nach diesem griff er zweifelhaft und er war da. Jetzt begrüßte ihn der alte Tobi, der Mutter Kutscher, und er traf die würdige Frau bereits oben in seinem Zimmer,

wo sie Bescheid wußte. Frau Wytt, eine noch recht stattliche und robuste Frau, war aufgeregt und hastig, als der Sohn an ihren Hals flog. „Schau! schon bei Wege?“ sagte sie, „dachte Dich noch in den Federn zu finden, mein Bub — seit wann bist Du so frühaufsteherisch und laufst schon um sechs Uhr in der Stadt umher? Aber, potz tusig, Rudi, ich will's ein andermal wissen. Jetzt auf die Hauptsache. Da bin ich; die ganze Nacht durch bin ich gefahren, halb todt vor Schrecken über Deinen Brief. Schlingel! Wie kannst Du denken, daß ich Dich warten lasse, daß ich nicht pünktlich bin! Das wäre das erste Mal. Seh mir Einer! Du Dolderbueb! Einen Tag früher noch als sonst packte ich das Geld und gab es auf gegen Schein. Ist's verloren, so muß es die Post ersetzen, aber man hat doch verdammte Weitläufigkeiten. Da bin ich nun selbst und will Himmel und Erde aufbieten.“

„Liebe Mutter, das brauchst Du nicht. Laß Himmel und Erde ruhen. Das Geld ist da.“

„Richtig angekommen?“

„Kein Batzen fehlt.“

„Dreitausend Schweizerfranken?“

„So viel.“

„Zweitausend für den Kaufmann und tausend für Dich, Du Läppli.“

„Danke, Maam.“

„Aber, du Höllenjunge, warum schreibst Du denn einen Brief, wie Deinen letzten?“ fuhr Frau Wytt fort, indem Rudolph sein Pult erschloß, mit fast zagender Hand ein Schubfach heraus-

zog und dann die darin richtig vorräthigen Rollen erröthend seiner Mutter zeigte. „Wahrlich, Alles in der Ordnung. Die Münzen hast Du wohl eingewechselt?"

„Ja."

„Ei so wollt' ich! Wann kam denn das Geld an?"

„Unlängst."

„Nun, ein Glück, daß es da ist. Da fahre ich gleich wieder heim; denn ich hatte eben dringende Geschäfte und ging sehr ungern von Haus, aber die Noth! Einen Kaffe will ich noch bei Dir trinken und dann wieder absegeln.

„Thue das, Mutter, ich muß ohnehin dann in die Classe."

„Höre, Rudi," fuhr Frau Wytt fort und nahm des Sohnes Hand, „ich weiß nicht, wie Du mir vorkommst? Deine Augen leuchten so — es ist etwas an Dir — so Eigenes — fast möchte ich sagen: Hohes . . . Du bist doch nicht krank, mein Junge?"

Rudolph sank an ihre Brust, drückte Antlitz und Augen darauf und machte eine Bewegung, gerade als schluchzte er. Auch fühlte Frau Wytt, warme, warme Thränen auf ihrem Halse. „Ach, um Gott!" rief sie, „was ist Dir denn — Du mein Herzblatt, mein Alles — Du Liebling meiner Seele! sprich doch, was hast Du?"

„Nichts, Mütterli, nichts. Glaub's sicherlich. Es ist so eigen, man muß manchmal flennen um nichts! Und daß Du so vor mir stehst und mir die Hand drückst und von Nidau gekommen bist trotz Deiner Geschäfte..." Er konnte nicht weiter reden vor Schluchzen.

Jetzt weinte Frau Wytt auch gerade heraus. „Ach, Rudi,"

schluchzte sie, „ach, mein herzliebes Bübli, freilich, es ist schrecklich . . . von Nidau her, so weit . . . nun gib Dich nur zufrieden. Gegen Abend bin ich wieder zu Hause. In Aarberg lasse ich füttern.“

„Füttern!“ wiederholte Rudi, dann schluchzten sie Beide eine Weile wortlos. Mit einemmale aber erhob sich der Sohn hell und heiter wie die Sonne. Lust und Leben glänzte aus seinen noch nassen Augen, seine Wangen glühten.

„Höre, Maam,“ sagte er, „meine beste Uniformsjacke ist nicht mehr die schönste, wie ich Dir schrieb.“

„Du sollst eine haben vom allerfeinsten Tuch und die Aufschläge von ächtem Sammt. Das Lützli hier oben soll Gold sein, ja, so will ich. Aber noch Eins, mein Junge. Als Monsieur Louis hier war und nach dem Geld fragte, machte er wirklich eine impertinente Miene dazu.“

„So that er.“

„Und Du reichtest ihm nicht Eine? Dafür möchte ich Dir eine langen, mein Sohn.“

„Sei ruhig, Mutter. Auch das ist besorgt. Er hat sein Theil. Gestern Abend erhielt er es.“

„Wirklich? Eine derbe?“ Sie machte dazu eine erklärende Pantomime.

„Zwei, Mutter, und aus dem FF.“

„Nun bin ich ruhig. Jetzt wollen wir Kaffe trinken. Da kommt Dein Stiefelwichser. Hannsli, mach' Feuer!“

Während Hannsli es machte und geschäftig in der kleinen Küche am Vorsaal wirthschaftete, trat Rudolph zu ihm. „Etwas

Neues, Junker," flüsterte er ihm zu. „Ich habe einen Kunden weniger, Herr Vicelli ist abgereis't — diesen Morgen."

„So?"

„Nun, habe ich wohl den Fensterladen vergebens offen gelassen?"

„Das hast Du. Aber da ist Dein Trinkgeld."

Dieses Trinkgeld fiel so reichlich aus, daß Hannsli in der Küche zu jubeln und zu jodeln anfing. „Es ist doch ein närrischer Kerl," sagte Frau Wytt in der Stube. Dann tranken Mutter und Sohn Kaffe, wobei erstere dem letzteren noch verschiedene Weisungen ertheilte, und es schlug eben sieben Uhr, als die Leinwandhändlerin wieder ihre Kutsche bestieg und der Schüler zur Schule wanderte. Er nahm dem Professor das geliehene Geld mit und stellte es ihm mit großem Danke und einer Empfehlung von der Mutter zurück.

Als er aus dem Nachmittags-Unterricht zurück und durch das Thor ging, saß Mutter Bäbi zusammengesunken hinter ihren Obstkörben, und über ihre Schulter lauschte Trini, hinter ihr auf dem Boden kauernd. Die Alte blickte trübselig vor sich hin und bemerkte den Schüler nicht. Ihr gelbbleiches, faltenreiches Antlitz regte sein Mitleid an, er blieb stehen und reichte ihr seine Hand über die Körbe hinüber, indem er den Rücken derselben ihren Lippen näherte. Mutter Bäbi fuhr auf. Hastig ergriff sie den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, als fürchte sie, daß er entfliehen möchte, und küßte ihn, indem sie den Duft der Hand einsog, wie den einer Rose. „Nun," fing sie dann an, „Du ungläubiger Thomas, was sagte ich? Alles ist zugetroffen, bis auf die Erbschaft noch nicht. Das Geld hat sich gefunden, der Traum hat's

offenbart. Schau einmal 's Breneli an, wenn Du ihm begegnest, wie das lacht! Und sein Aetti erst! Er war selbst hier, mir zu danken."

„Wirklich, Mutter Bäbi? Ich glaube kein Wort daran."

„Dolderbueb!" schalt sie nun, „Heide! Unchrist — ja, so ist es jetzt, das junge Volk! Nun, diesem Patschli zu Liebe will ich ein Auge zudrücken. Kirschen? Willst?"

„Ja!"

Damit hielt er sein Mützchen auf, empfing die holde Gabe darin und bezahlte sie pünktlich. Die Alte aber drehte seinen Batzen zehnmal in der Hand um, ehe sie sich von der Richtigkeit der Münze, und daß es auch keine falsche sei, überzeugte. „Ach, Junker!" seufzte Trini, während Rudolph die ersten Kirschen zum Munde führte und fortgehen wollte.

„Nun?" sagte er sich umschauend.

„Der Aetti ist heut so sehr traurig, so sehr! Er war diese Nacht außer dem Hause. Gestern Abend spät noch holte ihn ein fremder Herr ab. Seitdem ist es schlimmer mit ihm geworden."

„So?"

„Und Dursli . . . Dursli fängt auch wieder von fern mit alten Mucken an. Wenn Er doch einmal wieder käme."

„Ich bin eben in der Laune. Ich gehe hin." —

Er ging nach Sami's Hause. In die Stube eingetreten, wo der Blödsinnige eben keinen ganz unbeträchtlichen Lärm machte, während Sami auf seinem Bett ausgestreckt ruhte, das Antlitz mit den Händen bedeckt, legte er still seine Bücher auf den Tisch und nahm dann ohne Weiteres Dursli's Besserungs-

mittel mit den rhetorischen Knoten von der Wand, diesen selbst aber, den Hausherrn, der plötzlich verstummte, zwischen seine Knie und begann dieselbe Manifestation gegen ihn, die ihm schon einige Mal so wohl gethan hatte. — Eindringend, schlagend, überwältigend war seine Ueberredungsgabe, welcher Dursli nichts entgegenzusetzen hatte. Mit der letzten Phrase trat Trini ins Stübchen und, da Rudolph wünschte, daß sein Sermon diesmal recht wirkungsvoll sein und lange vorhalten möchte — denn er konnte so bald nicht wieder kommen, wegen der Ferienreise, die er vorhatte — so ließ er Dursli aufschauen, deutete auf das Mädchen und begann dann das wohlthätige Werk noch einmal und mit verdoppelter Energie. — Als er endlich fertig war, verließ Jener, wieder ein ganz anderer Mensch, noch versehen mit verschiedenen ernsten Ermahnungen das Zimmer. Mittlerweile hatte Trini das Fortepiano geöffnet und gleich darauf saß Rudolph davor. Er spielte, pfiff und sang heute Abend besser als je, bald ernste, weichmüthige tröstende Lieder, bald solche, die das Gemüth erheiterten. Sami ließ erst eine, dann die andere Hand fallen vom Antlitz, das er, wie in Schaam, verhüllt hatte; dann richtete er sich auf, dann verließ er das Bett, dann schlich er hinter Rudolph, dann kniete er nieder an dessen Seite und betete. Erst als er wieder ganz beruhigt war, ging Rudolph fort und zwei Tage darauf hatte er ein Ränzelchen auf seinen schlanken Rücken geschnallt, den Wanderstab in die Hand genommen und pilgerte aus nach Thun und Interlaken, dem schönen Oberland und den kleinen Cantonen zu. — Als er auf den Rigi kam, blätterte er Abends im Gasthaus vom Rigi-Kulm im Fremdenbuch und

fand da den Namen: Graf Waldberg, und unter diesem mit feinen weiblichen Schriftzügen: Mathilde von Waldberg. Es fiel ihm eigen aufs Herz, er mußte den Namen küssen. Gleich dabei befand sich ein **Nota bene**, welches von ganz verschiedner Schrift, so groß und eckig, als jenes rund und zierlich, geschrieben war. Es lautete: „Seine Hochfürstliche Durchlaucht, der gnädigst regie-„rende Fürst von . . . und allerhöchst Deroselben durchlauchtigste „Prinzessin Tochter, die Prinzessin Mathilde, incognito. Die „allerhöchsten Herrschaften verfügten sich nämlich auch auf diesen „Berg und nahmen von hier aus die Werke des Höchsten in „Augenschein. Sie geruhten Ihre Zufriedenheit mit denselben in „den allergnädigsten Ausdrücken zu erkennen zu geben." —

Gleich unter diesem **Nota bene** stand, abermals von einer andern Hand:

„Geehrtester Reisender! Vielleicht sind Sie der Meinung, „daß die Aussicht von diesem Berge schön sei! Entschuldigen „Sie; der Begriff von Schönheit ist so unbestimmt und relativ, „daß sich gar nicht behaupten läßt, es sei Etwas schön. Wenn „aber Einfachheit ein Haupterforderniß wahrer Schönheit ist, wie „Sie doch nicht läugnen werden, so frage ich, wo diese hier zu „finden sei? Können Sie diese Anhäufung immenser Gegen-„stände, diese ungeheuren Gebirgsketten, diese Gletscher, diese „goldstrahlenden Seen, einfach nennen? Nein. Gehen Sie „daher nach den sehr einfachen Ebenen der Mark Brandenburg, „wenn Sie Schönheit der Natur aufsuchen, geehrtester Reisender. „Entschuldigen Sie, ich bin von dorten." —

„Die Natur," hatte ein Anderer darunter geschrieben, „ist „weder schön, noch häßlich, sondern nur dunkel, und muß daher „erforscht werden. Nur ein verwelktes Blatt im Herbarium des „Botanikers, nur ein anatomirter Frosch ist schön zu nennen. „Was helfen mir Berge, in die ich nicht hineinkriechen kann, um „ihre geognostischen Verhältnisse zu erforschen? Darum hält seine „Meinung über den hiesigen weitberühmten Punkt zurück, ein — „nicht unberühmter Naturforscher." —

Rudolph lächelte; riß aber heimlich das Blatt aus dem Buche und verwahrte es in seiner Brieftasche.

Nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen kam er nach Bern zurück, und fand hier einen Brief mit dem Poststempel von Paris. Derselbe war von Vicelli, und lautete:

„Mein lieber Herr Wytt!"

„Ich bin sonst nicht eben der Mann, der sich leicht einschüch„tern läßt — aber in jener Nacht war ich es wirklich und wahr„haftig. Nur frage ich mich oft, was mich einschüchterte? Doch „Ihre Drohungen nicht, doch nicht die Mündung Ihres Pistols? „Mit dergleichen Dingen habe ich schon zu viel zu thun gehabt, „um mich im Ernst davor zu fürchten. Dennoch beugte sich mein „ganzes Wesen, meine ganze Natur, wie nie zuvor, in den Staub, „unter die Herrschaft einer anderen. Es mag sein, ja, ich schäme „mich nicht einmal davor, vielmehr erfreut es mich. Hätte ich „einen Sohn, so wollte ich, daß er wie Sie wäre, Herr Wytt. „Ich denke, Sie werden mit mir zufrieden sein, denn bis jetzt „gehorchte ich Ihnen pünktlich, und werde es auch künftig thun „in der bewußten Sache. Der gute Sami indessen ist ein Schwach-

„kopf, und nur in Einem schien er stark zu sein, in der Liebe für „Sie. Leben Sie wohl. Vicelli.“

Sami starb ein Paar Wochen nachher, gerade an dem Tage von Vreneli's Hochzeit mit dem Goldschmiedssohn. Nun ward Dursli einem Anderen zur Pflege übergeben, Trini vermiethete sich einer Herrschaft, wo sie es sehr gut bekam, und Mutter Bäbi bezog das Spital. Ein halbes Jahr später aber meldeten die Zeitungen die Vermählung der Prinzessin Mathilde von ... mit dem Prinzen Victor von ... „Gott segne sie tausendmal!“ rief der Selectaner Rudolph. „Alle Kronen der Welt verdient sie!“



r Liebe für

dem Tage
Nun ward
vermiethen
Mutter Bäbi
eldeten die
n ... mit
mal!" rief
dient sie."

